

University Library



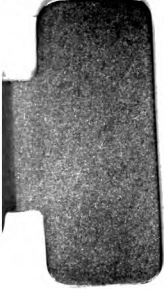
068183464

W. FRED  
IMPRESSIONEN

---

LEIPZIG  
ERNST ROWOHLT-VERLAG

3495  
97  
347



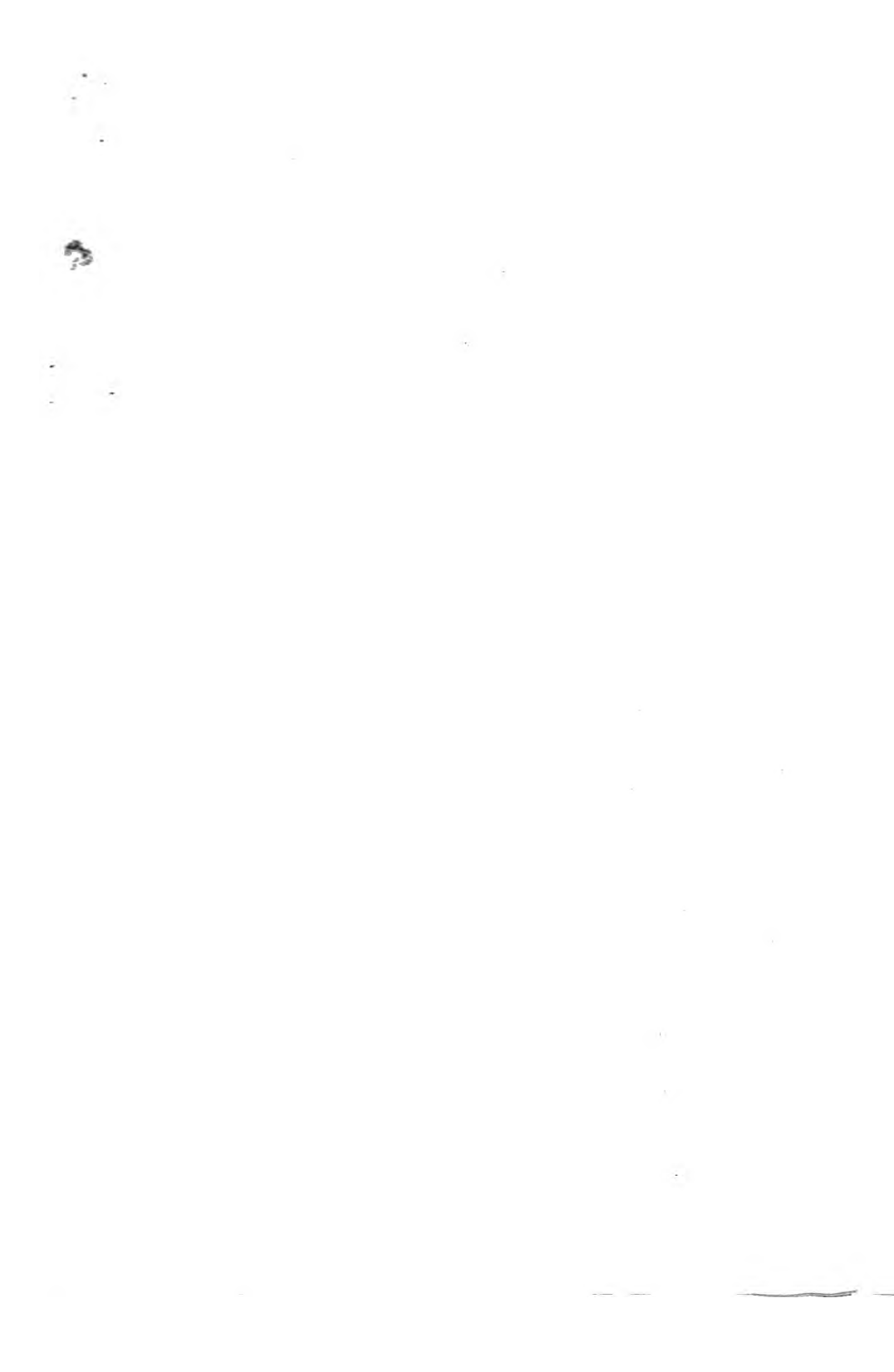
Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION







R



W. F R E D *pseud.*  
I M P R E S S I O N E N

AUS DEM NOTIZBUCH EINES  
WANDERJOURNALISTEN

Alfred Wechsler

1912

ERNST ROWOHLT VERLAG · LEIPZIG

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1912 by Ernst Rowohlt Verlag  
Leipzig



Gedruckt in Leipzig bei Poeschel & Trepte



Diese Zeitungsartikel sind ohne viel Änderungen so abgedruckt, wie sie im Laufe von mehr als zehn Jahren erschienen sind: im „Neuen Wiener Tagblatt“, dem „Berliner Tageblatt“, der „Frankfurter Zeitung“ und anderen Journalen. Entstanden sind sie, wie jeder bald merken wird, auf den Befehl der Stunde und des Tages als Feuilletons oder auch „Reportage“. Impressionen, dazu bestimmt, Lesern einer andern Stadt oder Welt die Atmosphäre eines Augenblicks oder Geschehnisses, die Silhouette eines Menschen zu geben, können, wenn erst wieder viel Wasser die Flüsse hinabgelaufen ist, nicht mehr „stimmen“. Darum ist vieles, am heutigen Stande der Dinge gemessen, nicht „richtig“, nicht „wahr“. Aber die Absicht eines Buches, das Notizen eines Wanderjournalisten vereinigt, ist auch nicht Geschichtschreibung. Das wäre eine der vielen Entschuldigungen, deren diese Veröffentlichung bedarf — nicht die einzige, wie ich am besten weiß.

W. F.

(RECAP)

3495

- 97

347

543315



# I N H A L T

	Seite
Vorwort des Journalisten . . . . .	1
Aus dem Leben einer großen Tageszeitung . . . . .	9
Die Bombe . . . . .	41
Die Ohrfeige . . . . .	49
Palais de glace . . . . .	57
Der kleine Kohn . . . . .	65
Das Blumenmedium . . . . .	73
Buster Brown . . . . .	83
Der „Herr“ . . . . .	95
Ein spanischer Sonntag . . . . .	109
Cosas de España . . . . .	117
Spanisches Theater . . . . .	125
Stierkampf . . . . .	133
In der Alhambra . . . . .	145
Spanische Städte . . . . .	157
Wohnungsuchen . . . . .	167
Wiener Wahltag . . . . .	179
Der Herr von Wien . . . . .	189
Operation . . . . .	199
Florentiner Brief . . . . .	213
Die letzten Stationen . . . . .	223
Das andere Berlin . . . . .	235
Berliner Wahltag . . . . .	245
Am Start der Flieger . . . . .	255
Nach einer weiten, weiten Reise . . . . .	263
Die toten Schiffe . . . . .	275
Winterliche Autoreise durch deutsche Städte . . . . .	285
In einer kleinen Stadt . . . . .	301
Feiertag im Walde . . . . .	313



## **VORWORT DES JOURNALISTEN**

Die einen sagen, der Einfluß des Journalisten in unserer Zeit sei zu groß, und er sei unberechtigt. Denn er schreibe über Menschen, die er nicht kenne, Dinge, von denen er nichts verstehe. Sie möchten ihn dem törichten August im Zirkus vergleichen, der den Pferden mit großen Bewegungen nachläuft oder die leeren Gesten zu den Kunststücken der Akrobaten macht. Er sei kein Fachmann und rede in alles hinein. Die anderen glauben sein Metier tiefer gefaßt zu haben, wenn sie ihre billige oder unaufrichtige Subjektivität ihm als köstliche und fruchtbare Empfindung preisen und feststellen: sein Wesen sei Beziehungslosigkeit. Ihr Argument bekräftigen auch sie mit dem Hinweis auf die Fülle der Stoffe, die der Kreis journalistischer Tätigkeit einschließt, und so gönnt ihm die Welt der Spezialisten aus Ausbildung und Einbildung, Beschränkung und Beschränktheit ihre Verachtung. Scheint aber die Sonne sehr gnädig, so gibt man Ausnahmen zu, nennt dann den Braven, um ihn aus der schwarzen Herde hervorzuheben, nicht mehr Journalist, sondern Literat und Publizist, Schriftsteller und Redakteur. Solches Lob verkennt nicht weniger als die Ablehnung des ganzen Berufes Wert und Unwert, Möglichkeiten und Grenzen, Glück und Unglück des Journalisten. Nicht Wort oder Schrift ist das Instrument des Journalisten. Sonst wäre er Redner, Dichter, mehr oder weniger. Er ist vor

allem anderes. Sein Weg zur Wirkung ist im letzten Verstande nicht die Sprache, nicht die Drucktechnik. Sowie kein Theaterstück fertig ist, bevor es ein wirkliches Publikum erschüttert oder erheitert, zu Jubel oder Wut reizt, bevor es also gespielt und gehört ist, so ist Schreiben nur dann Journalismus, wenn die letzte Erfüllung: Wirkung durch die Zeitung geschieht. Der Artikel in der Lade oder als Buch veröffentlicht ist so wenig Journalismus wie eine Partitur Musik.

Journalist sein, das ist nicht ein Beruf, den man ausfüllt, nicht ein Amt, das man verwaltet. Es ist eine Daseinsform, ein Erleben mit allen Hemmungen und Höhen, allen Torheiten und Schmerzen jeder Existenz, aufsteigend bis zum Glück, die Resonanz der eigenen Persönlichkeit ins Weite zu spüren und abstürzend bis zum tiefsten Unglück, das nicht etwa Schweigenmüssen ist, sondern Rufer in der Wüste zu sein.

Die tägliche Not des Journalisten ist nicht Armut an Beziehungen, sondern der innere Kampf mit der Fülle seiner Beziehungen zu allem, was um ihn ist und geschieht. Sein Schicksal einer Sekunde, sein Verhältnis zum eiligen Leben muß Form werden, die in innigster Nachbarschaft mit den Gestaltungen, die aus dem Weltgefühl anderer Journalisten geboren werden, zu neuer Fruchtbarkeit geführt wird durch Setzmaschine und Druckpresse, Mitwirkung von Arbeiter- und Verlagsorganisation, die das neue Blatt scheinbar in alle Windrichtungen zerstreut, in Wahrheit ihm erst die Kontinuität der Wirkung gibt. Das Erzittern der Nerven und der Setzmaschine

ist schließlich Eines: Rhythmus der Journalistik. In einem einzigen Satze kann man sagen, was der Journalist tut: Antworten auf Fragen geben. Alles Geschehen, der Anblick einer kleinen Elendsgasse, das Spiel im Theater, die Feuer, die aus der Grube schlagen, — es sind Fragen, die dem Journalisten gestellt werden. Die Wellen kommen zu ihm, die Anlässe sind gering oder pathetisch, aber die Strahlen gehen durch den Journalisten nicht durch, er kann und will sich keinem Erlebnis entziehen; er antwortet. Reflexe und Reaktionen werden in Reflexe und Reaktionen umgesetzt. Leben wird gelebt, die heftigen Stöße und die leisen Schwankungen lösen im Journalisten, ob er nun mag oder nicht, Aktivität aus, die dem Scheine nach Reportermeldung oder Dichtung ist, im richtigen Verstande: Antwort auf eine Frage.

Darum ist der Journalist Herr und Knecht. Diener, weil er dem Geschehen, den Ereignissen sozusagen unterjocht ist, die ihn nicht nach Zeiteinteilung, Arbeitslust, Plänen und schematischen Absichten fragen; Herr, weil seine Spiegelung der Welt, wenn sie die Gestalt der Zeitung angenommen hat, eine neue Welt geschaffen hat.

Darum ist die Aufforderung, er solle seine Stoffe „würdig“ wählen, so unsinnig wie das Verlangen, sein Stil solle immer gleich, solle so oder so sein, töricht. Seine Sätze müssen reinlich sein, wie die Typen sauber gegossen. Aber da sein Tun nicht mehr und nicht weniger ist als Antworten auf Fragen geben, die nicht nur verschieden sind, sondern von



Verschiedenen gestellt für Verschiedene gelten, werden ihm allmählich die Stoffe gleichgültig. Ob er Politik treibt, von Hüten, dem Frühling, der Thronrede spricht, es ist ihm immer nur ein Anlaß die Seite seines Tages zu schreiben. Durch jede Zeile sucht er sein Verhältnis zum Dasein mitzuteilen, aber nicht aus engem Egoismus, nicht nur um die eigene Spannung zu lösen, sondern um sich im Ganzen durch immer neue Fäden und Taue zu befestigen, das Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zu Allem, Nichtigem oder Wichtigem — die Stoffe zu werten hat er aufgehört — froh zu genießen, jenes Gefühl der Einsamkeit, das man einmal stolz spürte, mit dem man ein andermal sentimental tändelte, einzutauschen gegen die Hoffnung der tiefsten Zusammengehörigkeit zu Allem, was da ist. Nur ein Stoff ist ihm unmöglich: der ihn nichts angeht. Nur eine Lebensbeziehung erträgt er nicht: in einem Ton sich dem Geschehen gegenüberzustellen, der nicht seinem Gefühle entspricht. Er kann nicht raufen wie ein Söldner, weil gerauft werden soll, nicht die Gebärden der Liebe machen, wo er kalt ist. Er prostituiert sich, aber indem er sich wirklich hingibt.

Und sein Stil, der so oder so, persönlich, impressionistisch, polemisch, stets der gleiche, der abgestempelte sein soll? — man spricht anders zu einem Theologieprofessor als zu einem Schusterbuben, anders zu einer Frau, hinter der alle Schicksale liegen, als zu einem Mädels, das heiß ist von tausend ungeküßten Küssen.

Man rückt in Jahre, in denen man lieber durch das Medium eines Massenblattes vielen Unbekannten, Mengen irgendwie einprägen will, was einen bewegt zu Liebe, Zorn, zu Rührseligkeit oder Gehässigkeit meinetwegen, als tausend Kritischen ein Spiel der Worte, Gedanken zu bieten. Der Rhythmus, um den es einem nun beim Schreiben geht, ist nicht mehr eine Qualität des e i n e n Artikels, Buches, der einen Glosse allein; vielmehr die Art der Bindung oder Trennung, das Fließen der Wellen oder der Wirbelwind zwischen dem publizistischen Tun und dem kompakten oder zersplitterten, mag sein tiefstehenden, mag sein lange, lange gleichgültig bleibenden Publikum.

Das einzige Glück, der einzige Erfolg, den der Journalist, der Redakteur, wie ich ihn erkenne, haben kann, ist die Wirkung, und die kann er nur erleben, wenn sein Blut und sein Blatt dem gleichen Rhythmus gehorcht.

Kein Journalist kann deshalb die Vorstellung eines anderen, wie ein Blatt sein soll, in die Wirklichkeit umsetzen. Nur wenn er völlig und froh dem Reize, der auf ihn wirkt, gehorcht, kann er aus einem Sammelsurium meinetwegen kluger, gelehrter, feiner, vielleicht auch temperamentvoller Aufsätze eine Zeitung, eine Zeitschrift machen. Leuchtkraft erwächst dem, was er selbst schreibt, Stoßkraft dem, was er herausgibt, redigiert, Wirkung all seinem Tun und Unterlassen, seinem Wählen, Ordnen, Schweigen nur wenn er nach s e i n e m Ziele zielt. Nie, wenn er ein kommandierter Offizier ist. Ob er

seine eigenen Artikel in Druck gibt oder die eines andern in die Setzerei schickt oder höflich zurückweist, ob die Wellen dadurch entstehen, daß er selbst spricht oder andere zum Schreien, Rufen reizt, dämpft, still sein heißt oder aus der Passivität aufrüttelt, — im letzten Sinne ist es dem wirklichen Journalisten, dem von Geblüt und nicht von Verdrossenheit, dieselbe aktive Handlung. Er mag auch Helfer, Diener anderer Gedanken, fremden Zornes, fremder Liebe sein, wenn sie nämlich bis aufs letzte sein eigen geworden sind. Nur darf's nicht geschehen wie man aus Not und unerfüllter Sehnsucht ein Kind adoptiert. Es muß sein, so ernst, so voll und so unabänderlich wie eine Mutter empfängt. Nur der ist wirklich Journalist. Ob ein guter oder schlechter, ein geschickter, ein vollkommener — die Frage und ihre Antwort mag später kommen. Ich glaube nicht, daß es unter diesen Journalisten viel schlechte gibt, so wie ich leider meine, daß es stets zu wenige von dieser Art gibt. Aber da mir Eines gewiß ist: daß kein aus anderen Quellen gekommenes Lustgefühl — Befriedigung der Eitelkeit, Freude an Besitz, Stolz auf den gelungenen Rhythmus der Sprache oder was es sei — diesem Journalisten Ersatz ist für die frohe Empfindung, seine Beziehung zum Tage und seinen Geschenken zur Wirkung, zur Resonanz kommen zu lassen, seine, tausendmal seine — darum verblaßt ihm die Welt, der er nicht mehr aus freier Wahl den Spiegel zeigen darf. Darum legt er das Werkzeug lieber aus der Hand, als Bildnisse zu versuchen, anzustellen,

Medaillen zu prägen, in Vitrinen für gelegentliche Schaulustige zu vereinigen, die nie sein wirklicher innerer Besitz waren. Er mag das Handwerk, wie's ein anderer tut, grüßen, aber nicht üben.

Er will nicht anderen zum Lesen geben, was er selbst nur mit Widerstreben lesen oder mit Gleichgültigkeit wegschieben würde.

Ein wirklicher Journalist kann so wenig desertieren wie eine Fahne halten, deren Farbe, Zeichen, Sinn ihn kalt läßt. Jeder von uns, die wir im Schreiben unsere Lebensform gefunden haben, muß das eine oder andere Mal Nachbarn dulden, die ihm nicht allzu nahe sind, scheinbar eine Uniform tragen, die sein Wesen nicht voll ausdrückt. Er gibt, in solchen Fällen mehr Literat als Publizist, — gewiß nicht Journalist —, mit seiner Unterschrift die Deckung für seine eigenen Worte und zugleich das Zeichen der Trennung von rechts und links. Es muß wohl so sein, ganz froh aber wird dieses halben Tuns kein wirklicher Journalist.

Wer im tiefsten seiner Natur das ist, nicht Schriftsteller, nicht Dichter, nicht Künstler meinetwegen, aber wohl oder übel Journalist, wägt, wenn er nach Jahren manche Seiten mancher Tage nebeneinander drucken läßt, weder die Würdigkeit des Anlasses, der sie werden ließ, noch glaubt er seiner Arbeit durch die Form des Buches Würde, Gewicht geben zu können. Er sucht nicht nach einer Entschuldigung; denn jedes Lob, das ausspräche: „dies ist mehr, anderes als Journalismus“, wäre ihm Kränkung.

# AUS DEM LEBEN EINER GROSSEN TAGESZEITUNG

Man schildert Berufs- oder  
Lebensformen, wie sie eben  
existieren, hoffend auf eine  
Entwicklung zu anderen ...

Die mächtigen Betriebe, wie sie unsere moderne Existenz erzeugt hat, sind lebende Organismen, wie Mensch und Tier, Pflanze und Meer es sind. Durch gewaltige Lungen strömt die Luft, wird der Sauerstoff nützlicher Kräfte aufgenommen, aus tausend Poren stößt die Arbeit der rastlos tätigen Kräfte den Überschuß und gar das Schädliche, das sich eingedrängt hat, aus; Blut pulst in jedem Glied des großen organisch geteilten Betriebes, wie Blut in unseren Adern schlägt. Und Kopf wie Herz muß gesund sein, wenn das Werk gelingen soll, wenn nach tausend Erschütterungen, hundertmal sich wiederholenden Erregungen, die alle Stufen vom Hochgefühl bis zum kleinlichsten Ärger einschließen, jener Erfolg zutage treten soll, den die große Welt meist gedankenlos als selbstverständlich erwartet. Unser Leben, — man hat es oft schon gesagt und wird es trotzdem, angesichts der immer verzweigter werdenden Arbeitsbetriebe, wiederholen müssen — ist heute unsäglich komplizierter, als man es je geahnt. Wir gehen rasch, oft allzu rasch die Straße unseres Daseins, und mancher fällt am Wege. Der Rhythmus aller Existenz hat sich verändert. Behaglichkeit, Gemütlichkeit vermag, wie auch der Menschen Sehnsucht danach trachten mag, in seltenem Glücksfall das gut nach allen Seiten hin abgegrenzte Haus, die Familie zu bieten; das Feld der Arbeit aber ist ein Schlachtfeld, ist rastlos immer wieder

umgeackter Boden, wenn man ein anderes das Positive zeigende Bild will. Die letzten Betriebe kleiner Meister schwinden mählich, aus der Hauptstadt wird die Werkstatt mit ihren im Guten und Schlechten familiären Verhältnissen verdrängt, und der Sieg gehört den mächtigen Werken, in denen tausend Räder ineinandergreifen, der Mensch immer mehr zur Leistung einer bestimmten Arbeit gedrängt, zum Spezialisten gemacht wird. Das Produkt mag unscheinbar sein: ein Stück Seife, ein Zündholz, ein Briefumschlag, ein Zeitungsblatt — stammt das Ding aus einem jener ganz großen Betriebe, für deren Leitung und maschinelle Einrichtung Amerika unsere Schule war, so mag man gewiß sein, daß der Verbraucher, der harmlos seine Ware kauft, nicht ahnt, welche Arbeitsleistung, welch farbiges Treiben, welch gewaltiger Kampf menschlicher und von Menschen unterjochter und überwachter mechanischer Kräfte nötig war, um das Ding herzustellen, das vielleicht einen Groschen kostet und dem Erzeuger, wenn alle Kosten des Zwischen- und Einzelhandels abgezogen sind, höchstens einen oder zwei Pfennige ins große Haus zurückführt.

Von den Millionen Menschen, die früh am Morgen beim Kaffee oder auf der Fahrt zur Arbeit ihre Zeitung lesen, von den Tausenden und Tausenden, die es in der kleinen oder mittleren Stadt für selbstverständlich halten, daß sie in den ersten Tagesstunden schon die Zeitung aus der mehrere Eisenbahnstunden entfernten großen Stadt bekommen,

mit den Nachrichten über Ereignisse, die erst um Mitternacht oder gar später geschehen sind, und vielleicht gar Bemerkungen dazu, Erklärungen, die manchem faulen Hirn oder Autodidakten das kurze Telegramm auch schon auf seine Bedeutung hin auslegen, — von ihnen weiß keiner, wie die Sache wird, der Bau geschieht, das Kind auf die Welt kommt. Ja, selbst Leute von Bildung, die Tag für Tag mehrere Blätter lesen oder doch durchsehen — denn eine unserer großen Zeitungen wahrhaftig lesen vom Anfang bis zum Ende, das kann sich nur ein Müßiggänger leisten, und auch der hat dann auf diesen Titel keinen Anspruch mehr — also auch von den Nachdenkenden, ja gar von Leuten, die selbst schon hie und da etwas haben drucken lassen, weiß doch fast keiner, wie die Räder gehen, wie der Hase läuft, hat kaum einer, wenn er vor einem jener Riesenpaläste steht, die in Berlin die Verleger einiger reichen Blätter sich erbauen ließen, eine Ahnung von der Verzweighthet journalistischer, kaufmännischer und mechanischer Arbeit, die geschehen sein muß, damit sie zur rechten Zeit erfahren, was im Reichstag ein Zwischenrufer zu bemerken sich gedrungen fühlte, was in China die Hofkamarilla dem Kaiser befahl, wie weit die Polizei auf der Spur des Kindermörders in der Stadt X ist, wie gestern die Premiere im Berliner Theater dem Rezensenten gefallen, ob in Paris eine Soubrette ihren Schmuck verloren hat oder verloren zu haben behauptet; wie's mit den Kursen, dem Bankzinsfuß, den amerikanischen



Minen steht, ob im Warenhaus ein günstiger Ausverkauf winkt, ob Fischers ein Kleines bekommen, eine Waschfrau ihre Dienste anbietet . . . die Liste ginge viele Zeilen und Seiten fort. Denn das ist ja das Charakteristische der modernen deutschen und österreichischen Blätter großen Stils (und nur von denen soll hier eine flüchtige Farbenskizze zu geben versucht werden), daß sie drei Eigenschaften unbedingt vereinen müssen, um selbst den Kampf ums Leben aushalten zu können: Aktualität der Nachricht, Fülle verschiedener Themen und unter ihnen doch immer wo ein Sensatiönchen (ob's wahr, zeigt der folgende Tag, und das Dementi gibt schließlich oft genug wieder eine interessante Notiz). Dazu kommen dann noch die Reste von literarisch-wissenschaftlichen Neigungen. Früher, etwa als Herr von Cotta seine Augsburger (die spätere Münchener) Allgemeine Zeitung als erstes deutsches National- und Weltblatt in Ruhe drucken ließ, war von Aktualität in unserm Sinne keine Rede. Die Hauptsache war damals die wissenschaftliche „Beilage“; dazu traten politische und diplomatische Nachrichten. Die Hast nach Nachrichten ist neuen Datums, amerikanischer Geburt.

Die tausend Wichtigkeiten und Nichtigkeiten und gar die Deutung des Ereignisses und den Stimmungsbericht, das lieferte bis zum letzten Jahrzehnt der Korrespondent, der schrieb und seine Briefe der Post gab. Erst Ende des XIX. Jahrhunderts, mit der Verbilligung der Telegrammgebühren, kam die Kaste der nicht mehr schreibenden, sondern tele-

graphierenden Journalisten auf. Und das XX. Jahrhundert hat dem Korrespondenten die Feder aus der Hand genommen: jetzt wird telephoniert oder, wie man beim „Bau“ sagt, „geblasen“, und am anderen Ende der Welt sitzt ein Stenograph, hat die Hörmuscheln um den Kopf gehalten oder gebunden und „nimmt auf“. Dadurch kann man um 3 Uhr nachts noch eine Nachricht „ins Blatt bringen“, wenn man sie um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr tausend Kilometer weit weg weiß oder — zu wissen glaubt, während ein Telegramm doch seine zwei bis drei Stunden Weg machte. Und dann: man kann in ein paar Minuten so viel dem Stenographen „geben“, daß spaltenlange Berichte über politische Verhandlungen, große Prozesse oder auch Theatervorstellungen Wort für Wort mit allen Floskeln, Stilkünsten und Bosheiten zu gleicher Zeit im Berliner wie im Pariser oder Londoner Blatt erscheinen können, gleichviel ob sich der Fall in Berlin, Paris oder London zuge- tragen hat.

Ist derlei wirklich unseres Herzens Not? Könnte nicht Wesentlicheres durch die gleiche Macht einer weitverbreiteten Presse mit den aufgewandten, Jahr für Jahr Millionen verschlingenden Mitteln, mit dem dazu gehörigen Aufwand höchst gespannter Energie dafür geschaffen werden? Das ist eine Frage, die den kulturkritisch Veranlagten innerhalb des Metiers oft genug plagt, deren Beantwortung auch die verschiedenen Formen der großen Presse gezeugt hat. Da haben wir das Nachrichten- und Depeschenblatt par excellence (Lokalanzeiger), das politisch in

eine bestimmte Richtung eingestellte oder mehr oder weniger dem Wunsche einer Partei gehorchende Blatt, das die Nachricht rasch und kurz gibt und in der Folgerung aus ihr: der Beeinflussung des Lesers, der oft glaubt, selbst zu urteilen, wo er geschoben wird, den wichtigsten Teil der selbstgestellten Aufgabe sieht (Typen: Frankfurter Zeitung, Tägliche Rundschau); da haben wir das Blatt der literarischen Ambition, wo alles aus literarisch-journalistischem Trieb und Ehrgeiz geschieht (Typen: Berliner Tageblatt, vor allem aber die österreichischen Blätter: Neue freie Presse, Neues Wiener Tagblatt). Hier gilt es, jeden Tag etwas ganz Besonderes zu haben. Ein neues Stück gilt es immer wieder zu spielen, und wenn auch manches dieser Blätter politisch-soziale Richtungen von einiger Festigkeit besitzt, so sind sie doch vor allem Organe publizistisch hochveranlagter Naturen, die jeden Tag eine starke Wirkung zu erzielen suchen, gleichviel ob diese Wirkung heute auf diesem Gebiet, morgen auf jenem, heute über, morgen unter dem Strich zu holen ist. Solche Blätter sind Rednern vergleichbar; ihr Ehrgeiz ist nicht mehr ein volles, aus tausend und abertausend Pünktchen hergestelltes Weltbild in Haß und Qual einer Nacht herzuzaubern, sondern Lichter anzuzünden, zu wirken. Alle diese Typen finden ihre Freunde, und unsere Sache ist es nicht, zu urteilen, ist ja auch nicht, persönliche Sympathie zur einen oder anderen Gattung auszusprechen. War hier von diesen Entwicklungen die Rede, so mußte es sein,

um den Grund zum Bilde anzulegen, das jetzt vor lebendigen Hin und Her innerhalb eines Zeitungsbetriebes ohne Haß und Vorliebe gegeben werden soll. Sehen wir also zu, wie eine Zeitung, eine einzige Ausgabe, wird. Früher einmal — im Provinzialmagazin noch so sein — hatte ein jedes Blatt seine unerschütterlich wie aus Erz gegossene, in Rubriken geteilte Form, in die die spärlich einlaufenden Telegramme der meist staatlich kontrollierten Depeschensbüros oder Korrespondenzen, die wenigen Nachrichten über Geschehnisse von örtlichem Interesse, der stete Leitartikel, die Rezension ohne viel Drängen und Qual der Entscheidung geschoben wurden. Da mag der Drucker und irgendein im Alltagsdienstergrauter Redakteur ruhig Stück für Stück die Setzerei überantworten; die politische Weisung kommt von der Partei, zumeist versteht sich die Stellung, die man nimmt, von selbst. Da ist Ruhe, aber solche Blätter stellen nicht die Weltorgane jener Macht vor, von der wir sprechen. Bei den entscheidet durch die Größe der Anlage sich von vorn herein die Arbeit des Verlags, der Administration und Expedition von der der wahren „Zeitungsbaulerren“.

In der Administration geschieht das Kaufmännische, wird der Inseratenagent empfangen und ausgesandt, hierher kommt der Bürger seine kleine Anzeige tragen, wenn der Schoßhund sich verlaufen hat, eine Magd gesucht wird. Geschieht vor allem die Propaganda. In der Expedition sorgt man für die richtige Zustellung der Zeitung, sei's das

Frauen und arme Kinder frühmorgens sie austragen, sei's daß unzählige Postschleifen rasch um die Blätter gelegt werden, daß diese frankiert, auf die Post getan oder daß die Provinz- und Auslandsauflagen der Eisenbahn zu scharf ausgeklügelt schnellster Beförderung übergeben werden: das ist so Tagesarbeit neben der Auszahlung aller Kosten, die Redaktion und Setzerei machen und über deren richtige Bilanzierung der Verlag natürlich wacht. Nur bei inniger Zusammenarbeit der höchsten Beamten beider Betriebsabteilungen gelingt ein Blatt. Die rechte Propaganda muß gemacht werden; man muß herausfühlen, welchem Menschenkreis gerade dieses Blatt dienen soll. Im Verlag erfährt man auch aus mancherlei Zeichen, wie der Abnehmer über das Blatt denkt; aus dem Verlag kann in die Redaktion oft genug ein wertvoller Wink kommen, was für das Blatt Wichtiges bisher versäumt, was unnötigerweise gar zum Schaden geschehen ist. Denn hier kennt man die Leute, die das Geld bringen; hier wird der Taler groschenweise gemacht, der drüben in der Redaktion ausgegeben wird. Hier fließt's zu, dort wird nur fortgegeben. Immerhin, der Verlag einer Zeitung mit allen seinen Sonderheiten ist eine kaufmännische Anlage, nicht allzu verschieden von anderen industriellen Organisationen. Daß hier das Leben bunter erscheint, manche groteske Figur auftritt, mancher sonderbare Wunsch geäußert wird, ist freilich richtig. Das große Publikum weiß ja oft nicht, an welche Adresse es seine Fragen oder Wünsche richten soll.

Aber die Zeit läßt auch dies seltener werden. Die Verlagsräume der modernen Zeitungspaläste erinnern mit den vielen Schaltern, den Laufburschen dem streng vorgezeichneten Arbeitsgang oft mehr an Bankgeschäfte; und auch wo in alten Häusern das Geschäft etwas weniger amerikanisch vor sich geht — das Hauptinteresse des Laien ist doch gefesselt von der Türe, auf der das Schild „Redaktion“ steht.

Wir Journalisten, die in manchem Hause saßen und an manchem Ort das Handwerk grüßten, wissen von manchem Bild, das einem vor die Augen tritt wenn diese Tür geöffnet und hinter einem in Schloß gefallen ist. Da ist die alte Redaktion, einen Fuchsbau zu vergleichen, wo Zimmer an Zimmer stößt, Bretterwände die Räume teilen, in manchen Gelaß zwei und vier Herren zusammensitzen, wo der Staub Jahrzehnte alt ist. Heut sind es ja nur noch wenige Weltblätter, die sich von ihren alter umgebauten Räumen nicht trennen können; fast wehmütig sieht man sie verschwinden und die neuer Bureaus entstehen, wo die Ressorts streng geteilt sind, wo fast jeder Redakteur sein eigenes Zimmer hat und die Besucher ihr Wartezimmer, wo viele Gänge zu Archiv und Post und Sekretariat und Telegraphenamt führen, wo das Telephon unablässig klingelt, die Diener laufen, die Setzerburschen ihre Fahnen bringen, und man schon einen kundigen Führer braucht, um als Fremder sich zurecht zu finden. Freilich tritt hier auch keiner unangemeldet über die Schwelle des Vor-

raumes. Hier hängt wohl auch eine Tafel „Zeit ist Geld“, hier führen eigene Treppen vielbelästigte Menschen ungesehen in ihre Arbeitszimmer — die Gemütlichkeit alter Redaktionsstuben hat eben weichen müssen infolge der Zudringlichkeit manches Besuchers, in notgedrungen scharfer Abwehr des gehetzten Schreibers, der nicht zu seinem Blatt Papier kommen kann, so oft wird er gestört. Mit der Eile und Größe der zu leistenden Arbeit haben die Plauderstuben aus den Redaktionen weichen müssen, wenn auch damit manche anregende Stunde aufgehört hat. Heute kommt keiner in eine große Redaktion, der nicht Bestimmtes „bringt“ oder will. Aber was wollen sie heute nicht alles! Worauf glauben sie nicht in ihrer oft rührenden Naivität Anspruch zu haben.

Die Türe ist offen. Ein Besucher erscheint. Er möchte, er ist ein Neuling, stets den Chefredakteur selber oder gar den Begründer der Zeitung, wenn dessen Name auf dem Blatte steht, sprechen, auch wenn der längst zu Asche oder Staub geworden ist. Da hilft der Diener aus! Du lieber Gott, wenn eine große Redaktion nicht ihre alten eingearbeiteten, mit dem Blatte verwachsenen und sich verwachsen fühlenden Diener hätte! Wieviel unnötige lange Wege sparen die dem Redakteur und dem Besuch, wie gut wissen sie alles, und wie gut verstehen sie zu schweigen und auch zu — lügen, wenn irgend einem empfindlichen Gast die Pille des „der Herr Doktor bedauert“ — versüßt werden soll. Doktoren sind wir ja alle für diese braven Helfer, die alle

schweren Zeiten mitmachen, hin- und herrennen radeln, fahren und oft genug weit über ihre Dienstzeit arbeiten müssen und wahrhaftig nicht Diener sondern Faktota (wenn es die Mehrzahl sprachlich gibt) sind. „Nicht hier“, „Nicht zu sprechen“ und „Bitte vielleicht zu warten; aber es kann lang dauern“ — das sind Auskünfte, die der Besucher einer Redaktion oft genug zu hören bekommen muß. Denn hier wird nicht nur viel gearbeitet sondern jede Minute und Sekunde, die ein Artikel eine Notiz früher in die Druckerei und dann in die Presse gelangt, ist oft Geld wert. So kommt's, daß von manchem Chefredakteur oder Verleger die Sage geht, es sei schwerer bei ihm eine Audienz zu erlangen als beim Papst. Mag sein, muß wohl sein. Aber ein Redakteur oder Sekretär ist in jedem Blatt immer zur Verfügung des Besuchers. Der hat kein heiteres Leben und muß mit Geduld gewappnet sein und die Kunst, ein Gespräch abubrechen, wohl verstehen, sonst käme er nie ans Ende der unerschöpflichen, sich stets neu ergänzenden Besucherkette. Sie empfangen aber muß man alle, soweit einzelne nicht schon alte Bekannte sind von denen man weiß, daß ihnen nicht zu helfen ist und sie uns nicht helfen. Denn neben den hundert Überzähligen gibt es den und jenen, der eine gute Nachricht, die Stütze zu einer Kombination, wohl auch ein brauchbares Manuskript bringt. Und auch das Heer jener, die ganz offen nur verlangen, darf nicht schroff aus dem Hause gewiesen werden; denn so großzügig und maschinenmäßig unsere



Zeitungsbetriebe auch aussehen, der gute Journalist weiß sehr wohl, daß der „langjährige Abonnent“ von seinem Blatt nicht nur erwartet, was alle bekommen, sondern darüber hinaus ganz persönlichen Rat und Hilfe. Und wenn auch die Redaktionen versuchen, persönliche Fragestellungen einzuschränken oder in gewisse, genau festgelegte Sprechstunden des Rechtsanwaltes oder Arztes zu bannen, und wenn man lieber eigene Kräfte in den Betrieb einschaltet, die mit Hilfe von Nachschlagewerken und dem Archiv, aber auch mit eigener Bildung, die wohl den Grund bilden muß, die schriftlichen Antworten für „Briefkasten“ und „Sprechsaal“ ausarbeiten — es hilft nichts. An Besuch fehlt es keiner Redaktion. Und der so da sitzt, weil er eine Auskunft will oder eine brühwarne, für ganz „neu“ gehaltene Nachricht im Busen hat, hört's klingeln, telephonieren, sieht laufen, kommen, gehen, grüßen, Briefträger und Paketträger eintreten, lugt in den Verkehr, bis an ihn selbst die Reihe kommt. Er wird ins Sprechzimmer geführt oder in die Stube des Ressort-Redakteurs, und während er seinen Spruch aufsagt, schnurren die Räder weiter. Der Journalist, mit dem er spricht, hat seine Arbeit im Kopf, während er das Angebot oder die Frage abwägt; das Telephon, diese wunderbarste Hilfe und teuflischste Qual des Zeitungsmenschen, läßt eine fremde Stimme in das Gespräch hineinfahren; ein Laufbursche verlangt eine Korrektur oder das noch unfertige Manuskript — — denn das ist ja das Peinvolle an der Arbeit des Tagesschreibers, der

wirklich in der Küche sitzt und das Blatt macht daß die Arbeit nie stockt. Solange man am Tisch sitzt, hetzt eins das andere, und was ein rechter Journalist sein will, hat auch zu Hause keine Ruh' — — was mag noch geschehen sein, wie bringt man's in die Form, was machen wir morgen? Und wenn auch jeder vom Metier weiß, daß man immer zu viel Material, ja ganze Haufen von „Übersatz“ (so nennt der Drucker das Gesetzte, das im Blatt keinen Platz gefunden hat) haben wird — manchmal stehen sogar das Teufelchen der Angst auf und raunt einen zu: Sonntag wird dir der große Artikel fehlen oder für die Wochenbeilage das Bild von Miß Vanderbilt, über die jetzt gerade alles redet — und so ist keine Ruhe, bis der Urlaub des Jahres kommt oder gar der große Urlaub, die wohlverdiente Pension wie sie unsere großen Blätter und Standesverbände längst ihren Arbeitern geschaffen haben. Aber auch dann läßt es den wahren Zeitungsschreiber nicht los; es braucht nur etwas Wichtiges zu geschehen und er spürt's im Blut, möchte gleich wieder schreiben, disponieren, und wenn morgen die Zeitung kommt, staunt er wohl über die neue Generation, die es ganz anders gemacht hat, als er gemacht — hätte. Die meisten aber enden auf dem Walstatt.

Kein leichtes Leben. Der Redaktionsbummler, der so kommt und ein paar Minuten redet, wohl auch erhascht, wie eine Notiz mit der Schere wo aus geschnitten, auf ein Blatt gepickt, mit einem „Kopf“ (Titel) versehen und eine kleine Bemerkung an

gehängt und das dann in die Setzerei geschickt wird, denkt sich: „Das könnt' ich auch. So einfach ist die Sache? Der eine schneidet vom andern das Interessanteste aus, dazu kommen aus der großen Menge des Eingesandten ein paar vom Zufall gewählte Artikel, die ständigen Berichte laufen zu ihrer Zeit ein und — Schluß!“ O du naives Kind! So geht's nie und nimmer. Wenn du um 12 oder 1 Uhr auf die Redaktion zur Sprechstunde kommst, ist schon ein gut Teil Arbeit getan. Von selbst wird die Zeitung der großen Stadt nicht, wenigstens keine interessante. Seht mal ein paar Stunden zu! Da kommt ganz früh der Redaktionssekretär und sieht die erste Post an. Hilf Himmel, die Post! Was für Stöße bringt jede Stunde der Bote, welche Stöße werden aus dem Postfach geholt! Briefe, Zeitungen, Pakete, Bücher; dazu Telegramme, die man ins Haus bringt, so daß ein Junge dem anderen die Türklinke in die Hand gibt, wenn nicht, wie das manche Redaktionen haben, die Telegraphenverwaltung eine eigene Beamtin in die Redaktion gesetzt hat, so daß ohne Berührung der Zentrale die Nachrichten aus aller Welt in die Redaktion geklopft werden und man nur die Streifen von der Morse-Maschine zu lösen braucht. Aber die Telegramme sind ja jetzt, wie schon erzählt, vielfach von den Telephonogrammen abgelöst; so hat heute fast jede Redaktion eine eigene Telephon-Zentrale, wo nicht wenig zu tun ist. Innerhalb des Hauses will der jenen sprechen, aus der Stadt kommen Nachrichten, dann reißt der Dienst von und nach

anderen Städten ein Gespräch auseinander — „Köln Paris spricht“. Aber kehren wir zum Einlauf zurück. Wo nicht ein Name auf dem Umschlag steht öffnet der Sekretär, der eine einflußreiche Vertrauensstellung hat, den Umschlag. Aber allzuviel Mitarbeiter glauben unglücklicherweise besser zu fahren, wenn sie statt an die Redaktion (Politischer Teil) oder an die Redaktion (Feuilleton) einen Redakteursnamen schreiben. Der stimmt denn oft genug gar nicht, was ein paar Stunden Verspätung bringt, oder der betreffende Herr ist gerade auf Urlaub, ist als Spezialkorrespondent da- oder dorthin geschickt worden, und nun reist eine Nachricht oder ein eingeschicktes Manuskript ihm nach, verliert an Aktualität und Wert, geht gar verloren, und der Einsender klagt. Er könnte wirklich ruhig an „die Redaktion“ adressieren: jeder Ressortchef bekommt, was ihm zugehört. Da stehen Körbe, liegen Mappen vor dem Ordnenen. Das geht den lokalen Teil an, dies sind Feuilletons, Börsenberichte für den Finanzteil (die „Abruzzen“ nennt man das Ressort gern noch in der Erinnerung und leider auch zur Mahnung an Blätter, bei denen dieser Teil des Blattes nicht von reinen Fingern gemacht wird), jenes geht den Chefredakteur an. Da hat sich eine Klage wegen verspäteter Zustellung in die Redaktion verirrt — marsch zur Expedition. Dafür schickt die zur freundlichen Kenntnisnahme ein paar Abbestellungen, weil der jetzt erscheinende Roman nicht spannend oder „ihre Stadt“ nicht genügend berücksichtigt wird. Und so fort. Bücher gibt's, Zeit-

schriften und Zeitungen — von den wichtigen muß jedes Ressort übrigens ein eigenes Exemplar haben, denn da wird ausgeschnitten; die andern aber wandern von Tisch zu Tisch, und für französische, englische, italienische Blätter, für Revuen ist meist noch ein eigener Redakteur da, der lesen und jedem Ressort das dort Interessierende geben soll. Ja es wird ausgeschnitten! Und das Höhnen und Witzeln über den Journalisten, der mit Schere und Kleisterkopf, aber ohne Bleistift und Feder arbeitet, zeigt nur, daß man keine Ahnung davon hat, wie ein Blatt wird. Denn manche Zeitungen sind gleichsam Briefe, an die Redaktion geschrieben. Es gibt nicht wenige politische Organe, die mehr für die Publizistik als für die winzige Zahl von privaten Abnehmern geschrieben werden. Die Ernennung und das Handschreiben des Monarchen, das im amtlichen Blatt steht, die offizielle und offiziöse Note werden in einer Zeitung von geringer Auflage veröffentlicht, damit die Presse der übrigen Fraktionen und auch die sogenannte parteilose Presse — eine Geburt des letzten Jahrzehnts — diese Mitteilungen nachdruckt, den weiten Kreisen des Volkes bekannt macht. Und aus der fremden Zeitung schneidet der Redakteur des anständigen Blattes — die Ausnahmen kränken niemand mehr als den Schriftstellerstand — ja nichts heraus ohne Quellenangabe und auch nicht gedankenlos. Aus den Organen der Gegner, der Andersgesinnten muß der Schriftsteller erfahren, in welchem Ton gerühmt oder angegriffen wird, was ihm teuer oder schädlich scheint. Ob es

sich nun um eine politische oder eine künstlerisch Frage handelt, der Journalist hat geradezu die Pflicht, von der anderwärts geäußerten Meinung Kenntnis zu nehmen, sie in seinem Blatt mitzuteilen zu bekämpfen oder zu unterstützen. Verschweiger was in der Welt tönt, nur seine eigene Stimme gelten lassen, ist durchaus häßlich, und eine der wenigen großen Stunden eines Publizisten ist es ja wenn er mithelfen darf, das falsche oder gar gehässige Urteil, das andere über einen Menschen der Öffentlichkeit gefällt haben, zu vernichten oder doch wenigstens für Gleichgewicht zu sorgen. Das sind so Nebenbemerkungen aus Redaktionsstunden — in denen gerade niemand einen zu sprechen wünscht, und man auf eine Druckkorrektur, ein Depesche wartet.

Aber wir müssen zurück zu jenem Augenblick des Morgens, wo, in Körben und Mappen geordnet, für jeden Ressortchef die Post daliegt und die Arbeit beginnt. Nun hat die härteste Arbeit jener Redakteur, den der lokale Teil, d. h. die in der Stadt geschehenden Dinge angeht. Eine Notiz ist mit der Polizeikorrespondenz gekommen: in der Brückengasse ist ein Mord geschehen. Sofort müssen die Reporter — oder höflicher und besser deutsch: die Berichterstatter — ans Werk. Außer den zufälligen die wir noch kennen lernen werden, hat jedes große Blatt einen Stab von Berichterstattern, manche so gewandt und schlau wie Geheimpolizisten, und in der Tat stehen sie sich mit der Polizei auch gut, wie anderseits manche Untat nur mit Hilfe der Presse

aufgeklärt worden ist. Das ist natürlich nur ein Beispiel aus der Tätigkeit des Lokalredakteurs, der dafür verantwortlich ist, daß nichts im Umkreise der Stadt geschehen ist oder geschehen wird, das er nicht weiß. Inzwischen hat die Redaktion sich gefüllt. Der „Auslands“-Redakteur nimmt Kenntnis davon, wie die französische Politik sich entwickelt, liest die Depeschen, die Berichte, die von den Korrespondenten inzwischen nach und nach einlaufen. Das muß alles in die druckfertige Form gebracht, auf seine Wichtigkeit und Aktualität untersucht, so und so oft mit einer erklärenden Bemerkung versehen werden, die dem Leser erst den Zusammenhang klar macht. In den anderen Ressorts geht's ähnlich — aus der ungeheuren Zahl der auf die verschiedensten Weisen einlaufenden Nachrichten, Korrespondenzen, angebotenen Manuskripte scheidet für das Auge des geübten Redakteurs eine Zahl von unbrauchbaren Mitteilungen aus. Schicksal: Papierkorb, im besten Falle: das Sekretariat, das nach verschiedenen Schemen mit gedrucktem, auf der Schreibmaschine vervielfältigtem oder handschriftlichem „Bedauern“ ablehnt.

Dabei häuft sich auf jedem Tisch ohne Unterlaß der Berg des interessanten Materials. Der Feuilletonredakteur so gut wie der „Innere Politiker“ haben dreimal soviel Stoff, als im Blatt bestenfalls untergebracht werden kann. Platzmangel also, — das ewige Unglück aller Redaktionen. Wieder wird gesichtet, nicht rein systematisch; von selbst tauchen nun aus der Masse jene für den Tag wichtigen

Dinge hervor, die man drucken und — ausgestaltet im Detail erfahren muß. Daher bedeutet das Wörtchen „muß“ auf Manuskript oder Druckfahne: Das muß im nächsten Blatte stehen. Anderes ist nicht so sehr an die Aktualität gebunden, wird vielleicht morgen kommen oder liegen bleiben, bis es tot und ohne Kraft ist. Inzwischen ist der Chefredakteur eingetroffen, hat mit den einflußreichen Redakteuren das morgige Blatt besprochen. Heute brauchen die Wahlen in England, morgen eine Theateraffäre Sonntag der Artikel eines großen Politikers den ersten, vielleicht auch nur den größten Platz. Allmählich gewinnt das Blatt Gestalt, wenn der Chefredakteur mit seinen Adjutanten besprochen hat worüber heute geschrieben wird, was mit ein paar kurzen Worten abgetan, von wem man eine Information über eine eben telegraphierte wissenschaftliche Entdeckung erhalten kann; in manchen Falle muß sich aus den Ansichten der zwanglos tagenden Redaktionskonferenz auch die Stellung des Blattes irgendeinem Ereignis gegenüber herauskristallisieren. Wiederum sind neue Arbeiten nötig; jetzt wird ernsthaft angefangen zu schreiben; nun ist aber auch die Stunde, wo alle Vorräume, alle Sprechzimmer voll sind von Leuten, die ihren Besuch als äußerst wichtig für die Existenz des Blattes betrachten. Da ist der Eckensteher, der irgendeinem Vorfall zugesehen hat; vielleicht glaubt ihm „der lokale Teil“ seinen mündlichen Bericht, auf ein Zehntel reduziert natürlich wird's notiert. Man kennt ja seine Leute, kennt die Lügner, die Entenjäger,



und die anderen, die wirklich etwas erspäht haben, woraus man fünf, zehn Zeilen „machen“ kann. Der Eckensteher bekommt gleich seine Anweisung an die Kasse, eine Mark oder zwei oder auch zwanzig, wenn's was „Großes“ ist. Dann ist ein Komitee da, eine Abordnung aus dem Verein „Thalia“, der seine 25jährige Gründungsfeier begeht. Die Herren erbitten eine Notiz, die „ehrende Gegenwart eines Redaktionsmitgliedes“: ein jüngerer Journalist notiert die Sache für die betreffende Rubrik. Aber auch düstere Geister nahen. Ein Anonymus, der durchaus den ersten Redakteur sprechen muß und sich nicht abweisen läßt. Er, sagt er, weiß etwas von höchster Bedeutung — unwahrscheinlich, zumeist ist's Zuträgerei, Rache eines entlassenen Beamten, aber manchmal läuft doch Wissenswertes unter: so muß man ihn anhören, wenigstens ein Weilchen, nur tut's natürlich nicht der Chef, sondern ein Redakteur, der seine Leute kennt. Jetzt wartet ein Offizier oder Beamter a. D. Er möchte seine Kenntnisse verwerten, selten genug ist seine Mission von Erfolg begleitet. In der Regel vertröstet man ihn wie so viele auf vage Empfehlungen hin kommende Stellensuchende auf eine ferne, schöne Zukunft und notiert höflicherweise ihre Adresse — sonst gingen sie ja nie weg. Dann sind die Armen da, verschämte und unverschämte, oder ein Arzt, ein Pfarrer, der für eine unglückliche Familie Hilfe durch die Zeitung sucht. Wenn die Richtigkeit der Angaben sicher ist, tut man's ja gerne, setzt ein paar Zeilen ins Blatt, das die be-

sondere Not anzeigt, macht selbst Kollekte und h fast immer die Genugtuung, daß etwas Geld ein fließt oder, was besser ist, Arbeit sich findet. Er erscheint eine seidenrauschende Dame; sie wird morgen im Stadttheater spielen, singen, möchte ihn Aufwartung machen. Diese, wie versichert wird, peinliche Sitte kommt ab. Der Kritiker ist ja fast nie in der Redaktion, er arbeitet meist zu Haus und ist er da, so empfängt er kaum.

Nun kommt (in ein wenig fettigem Rock) ein Herr, der alle Taschen weit aufgebauscht hat. Er bietet Photographien, Klischees an, Aktualitäten, die Berühmtheit des Tages natürlich; er kennt auch seine Kunden, schätzt dieses Blatt auf das und jenes auf dies, wandelt von Pontius zu Pilatus und macht seine Geschäfte. Ein Kollege tritt ein, das Handwerk zu grüßen. Ein Kind bringt das Manuskript seines Vaters . . . und dann sind die vielen Klienten des Feuilletonredakteurs da, denn er ist der Gesuchteste. Er hat ja nicht nur Geld zu vergeben für irgendeine angenommene Arbeit, er öffnet den Weg zum Ruhm. Zum kleinen Ruhm des Tages — ein Meister unseres Metiers, Ludwig Speidel, hat das Feuilleton „die Unsterblichkeit eines Tages“ genannt — und vielleicht zum großen auch: Denn in seiner Hand liegt die Entscheidung, welche Romane gebracht werden — und das ist nicht nur die Frage von einigen tausend Mark, sondern auch die sichere Straße zur Berühmtheit. In einem von Hunderttausenden gelesenen Blatt durch Monate Tag für Tag, an erster Stelle genannt und gelesen

sein, das scheint manchen vergeblichen Weg und manche durcharbeitete Nacht wert. Darum ist der Feuilletonredakteur der gesuchteste, aber auch — geplagteste von allen Kollegen.

Er ist meist selbst Feuilletonist, schreibt die sonntäglichen Betrachtungen über die Kulturgeschichte des Tages, die in vielen Blättern beliebt sind, oder besorgt das Theaterreferat. Fast immer kommt er von der Dichtung oder doch Literatur her, von des Lebens Nöten zum journalistischen Amt gezwungen, und gar oft spricht in seiner Seele eine versteckte Sehnsucht nach dem Freisein von Bureaustunden, von unwillkommenen Störern, mag er auch einen noch so starken und geschärften Sinn für die Notwendigkeiten seiner Zeitung haben. — — Darum ist er auch jener Herr im Blatte, der am leichtesten die Ruhe, wohl auch den Humor verliert. Denn ihn bestürmt die Schar der Talentlosigkeiten, die Legion der nichts als Ehrgeizigen. Zu den andern Redakteuren treibt Not, treibt der Wunsch, etwas zufällig Gesehenes in blankes Geld umzusetzen, — ihm setzen die lächerlichsten, tragikomischsten und manchmal auch Zorn herausfordernden Dichterlinge, Dilettanten und Größenwahnsinnige zu. Was für Gestalten hat in diesem Zimmer der Stuhl neben dem hoch mit Manuskripten und Briefen beladenen Schreibtisch und Regal schon getragen! Ständig, unermüdlich, trotz allen Abweisungen wiederkehrende Gäste, die auf den Nerven des Feuilletonredakteurs tanzen, zufällig Mut fassende, aber von Natur aus schüchterne Leute mit dem dicken Manuskript als

Dolch im Gewande, langhaarige Dichter oder d  
regelmäßigen externen Mitarbeiter des Blattes, d  
da kommen, um ihre Stoffe mit dem Chef zu b  
sprechen und das Technische darüber (lang, kurz  
heute, morgen?) zu erfragen. Dann die viele  
Frauen. Gott ehre, der Himmel schütze das weil  
liche Geschlecht, es bringt uns Sonne ins Leben  
Aber nicht in die Redaktion. Hier ist die Fra  
meist, um nicht zu sagen immer — Quälgeist. Am  
häufigsten tritt sie in der Gestalt der Übersetzeri  
auf. Alt, jung, bereit mit allen, fast allen Künste  
zu wirken. Die Arbeit des Übersetzens schein  
ja am leichtesten getan. Ein paar Brocken de  
fremden Sprache kann doch jedes „gebildete Mäc  
chen“, und nun los! Aus alten französischen Zeit  
schriften, neuen Romanen, aus der englischer  
italienischen, aus der skandinavischen, bisher noc  
ungeschützten Literatur wird übersetzt. Meistschlech  
genug. Denn die große Frage geht ja nicht nac  
dem besten Ausdruck für ein fremdes Dichterwort  
sondern nach der besten „Placierung“ der Über  
setzung. Und wer weiß, wie viele Gänge nötig sind  
um etwas anzubringen, wie wenige Übersetzerinnen  
genügend journalistisches Gefühl und vor allen  
genügende Einsicht in den Wert der Original  
haben, wer zudem überlegt, wie schlecht so ein  
Übersetzung bezahlt wird, und daß die paar ein  
träglichem fremden Literaturwerke von Agenten und  
Verlegern angekauft werden, die dann pro Bogen  
ein paar Mark Übersetzungslohn zahlen — der  
malt sich wohl gelegentlich die Nächte aus, die so

ein armes, oft schon grauhaariges Ding am Tische sitzt; und er würde nicht spotten — wenn nicht die Übersetzerinnen so unmäßig viele Sünden gegen den heiligen Geist der deutschen Sprache begingen.

O Ehrgeiz, Ruhmsucht, o traurige Befangenheit im Dichterwahne — euch lernt man in der Feuilletonredaktion kennen. Vom Morgen an, wo die Post ihre Schleusen aufgetan hat und ein paar Romane, ein Schock Skizzen und Feuilletons, ein paar Dutzend lyrischer Gedichte (nie kommt eins allein, immer mindestens zehn!) ausgeschüttet hat, bis zum Moment, wo der Redakteur für heute verzweifelnd die unendliche Arbeit abbricht, hält der Strom nicht ein. Von Briefen aller Varianten begleitet. Da ist der Berufsschriftsteller, der mit dem Blatt in guten Beziehungen steht, nur unglücklicherweise diesmal vergessen hat, vorher anzufragen, ob der Stoff paßt, und nun muß man sich den Kopf zergrübeln, einen Brief zu schreiben, der die dem Blatte wertvolle Verbindung trotz der heute nötigen Ablehnung erhält. Dann das Rundreisemanuskript mit dem Klischee-Begleitbrief, das zumeist ebenso schematisch durch den Sekretär zurückbefördert wird. Weiter erscheinen, während sich der Vielgeplagte gerade müht, ein trotz unserer Schreibmaschinenzeit elend gekritzelttes Feuilleton zu entziffern, die Dichter. Mit wallendem Haar nach altem Stil, modischer Eleganz nach neuem. Und legen vertrauensvoll in die Hände des schmerzlich Lächelnden schwere Stöße von Lyrik, die allzu oft fremde Töne, längst gehörte Rhythmen und Reime wiederholen. Ein

Romanschiftsteller, der übermorgen „vorbeikommen“ will, die Entscheidung über die Verwendbarkeit einer zweibändigen Erzählung hören, ein Naiver, der über die Premiere im „Deutschen Theater“ etwas ganz Neues zu sagen weiß, also gar nichts von der Technik einer Zeitung ahnt, die ja mit den unbedingt nötigen Aufsätzen nicht auf den Zufall warten kann. Sie alle, fast alle verlassen enttäuscht, erbittert die Stube, und der Redakteur, der sein Amt getreulich verwaltet, hat wenig Hoffnung auf viele wahre Freunde unter den Literaten. Denn es ist wahr: Im Verhältnis zu der Zahl dessen, was einem Blatt persönlich oder durch die Post ins Haus gebracht wird, ist das auch nur Brauchbare, geschweige denn Vielversprechende, gering, fast null. Viele große Blätter kommen allmählich auch dahin, nur feste Mitarbeiter zu haben, die Aufsätze bei denen zu bestellen; wenn nicht ein Stoff sehr reizt, ist für den in einer Redaktion Unbekannten wenig Hoffnung.

Das klingt sehr trostlos, ist es aber nicht. Denn alle, die heute innerhalb des Metiers bekannt sind, waren ja einmal Namenlose. Aber sie sind eben den Weg der Arbeit gegangen, und das ist, wie in so vielen Betrieben, auch bei der Zeitung der einzig erfolgreiche. Auf jede talentierte Zeile, die irgendwo erscheint, gibt der gute Redakteur acht, sucht den Autor, behält ihn im Auge, wartet die Zeit ab, bis man ihm regere Mitarbeiterschaft oder gar ein ständiges Referat anbieten kann. Denn es hat sich, wie gesagt, herausbilden müssen, daß

die ständige Berichterstattung und Beurteilung gewisser Gebiete des täglichen Lebens Schriftstellern auch außerhalb der Redaktion anvertraut wird, so die Theateraufführungen, Konzerte, Kunstausstellungen, wie anderseits die ärztlichen Neuheiten, wissenschaftliche Fächer, Nationalökonomie usw. Das sind die festen Hilfen, mit denen das Blatt ebenso rechnet, wie mit der Auswahl aus den Telegraphenkorrespondenzen, Reichsrats- und Gerichtssaalberichten usw., die allen Blättern von den gleichen Quellen zugehen, wie endlich mit der Arbeit der Privatkorrespondenten.

So wird es Redaktionsschluß. Der „Spiegel“ ist immer dichter beschrieben — der Spiegel: so nennt man nämlich die Übersicht der Artikel und Notizen, die ins Blatt kommen müssen oder doch sollen. Und nun möchte man, da alles gesetzt ist, das Blatt „umbrechen“, d. h. den Stoff auf die einzelnen Seiten, Spalten, über und unter den Strich, verteilen. Jawohl! London hat eben telegraphiert: Der Gesandte geht von dort weg. Ein Revirement in der Diplomatie. Ist's auch keine Ente, die morgen beschämt? Das Telephon klingelt dahin, dorthin. Im auswärtigen Amt spricht man vorsichtig von einer Möglichkeit — ein anderer gut Informierter hat auch schon was läuten hören. Also ins Blatt. Und nicht nur die Nachricht. Jetzt muß auch ein anderer politischer Artikel kommen. Weg mit dem bisher vorgesehenen! Und eilig, eilig schreibt der Politiker, schickt Blatt für Blatt in die Druckerei, wo fieberhaft gearbeitet wird, damit die Ausgabe

noch zur rechten Zeit fertig wird. Denn einen Morgenzug in eine wichtige Provinz versäumen, heißt vielleicht tausend Abnehmer verlieren.

In der Redaktion ist's dann ja für ein paar Stunden Pause ruhig geworden. Aber unten, wo die Setzer, Maschinisten, Revisoren, an ihrer Spitze der Metteur en pages und der Redakteur, der die richtige Fertigstellung des Blattes zu überwachen hat, an der Arbeit sind, geht jetzt der Teufel um. Oben ist nur noch der „Verantwortliche“; nicht jener Verantwortliche, der auf dem Blatte als dem Gesetze bürgender genannt ist, sondern der wirkliche Chef. So unglaublich es klingt, es gibt Blätter, — und das sind die rechten! — in denen keine Notiz in die Druckerei darf oder doch ins Blatt, die nicht der Chef gesehen hat. Welche Arbeit das bedeutet — doch wir wollen den eigenen Stand ja nicht loben!

Unten in der Druckerei. Geschwärzte Hände und oft auch rußige Gesichter selbst in den neuesten Prachtbauten. Denn das Material, das Zinn, so schön es glänzt, gibt erst in der Berührung mit der Druckerschwärze den geheimen Sinn preis, und die Druckerschwärze ist einmal schwarz, fett, klebrig, — anhänglich. Die alte Druckerei hatte getrennt Setzerei und Gießerei und Druckerei; bei manchem großen Blatt wird auch noch so gearbeitet. Aber die neue Technik hat da durch eine anscheinend kindlich klare Erfindung die Arbeitsweise geändert, erleichtert, hat sie auch, — was bei unsern Nachrichtenblättern, die noch bis in die Dämmerung Neuigkeiten empfangen, das Wich-



tigste ist, — ungemein rascher gestaltet. Es ist die Monoline- oder Monotype-Maschine erfunden worden, die eine Art Schreibmaschine zum Drucken ist. Der Setzer sucht nicht mehr seinen Buchstaben mit dem Haken oder gar seinen zwei Fingern aus dem Typenkasten heraus (nur für einzelne Rubriken des Blattes benützt man noch die alten Maschinen), sondern tippt wie auf der Schreibmaschine, und automatisch formt sich der Buchstabe, der Zwischenraum, der nächste, und eine einzige Masse bindet so das Ganze zum Guß. Die einzelnen so hergestellten Stücke der Manuskripte müssen nun natürlich korrigiert und revidiert werden. Da sitzen also die Korrektoren, je zwei, und der eine liest den — oft gar nicht lieblich — geschriebenen Text, der andere vergleicht, ob der Setzer sich nicht geirrt, die Orthographie des Landes beachtet, den Druckanordnungen Folge geleistet hat. Das ist die erste Korrektur. Der komplette Artikel unterliegt der Hausrevision, bei irgendwichtigeren Aufsätzen noch der des Autors und des Ressortredakteurs — und zum Schluß muß einer das ganze Blatt lesen, ob nicht trotz allem ein Unglück geschehen ist. Und alles das in 100 Minuten so ungefähr!

Aber diese Satzstücke, groß oder klein, auf Tafeln in Klammern festgehalten, sind ja lose Dinge. Aus ihnen muß eine Zeitung werden, in bestimmtem Format, so und so viele Spalten auf jeder Seite, so und so viele Seiten das Blatt. Das ist nun die Arbeit des Metteur en pages, der die Seite herstellt, der im Sinne des Herausgebers und Administrators und

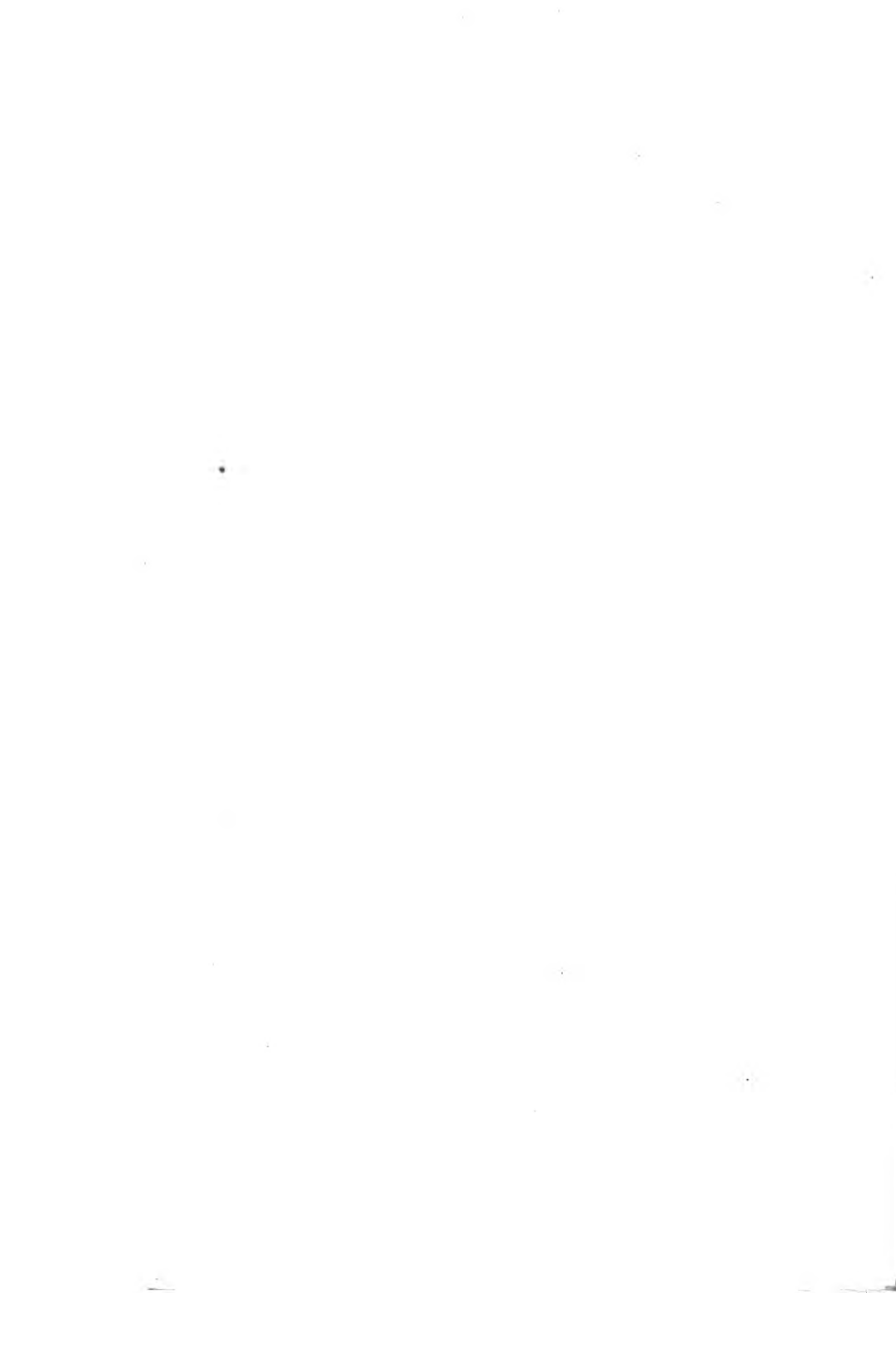
im Verein mit den Abteilungsredakteuren den Stoff auf eine möglichst regelmäßige Zahl von Seiten zu verteilen hat. Der Leser muß sein Recht bekommen, aber Papier ist teuer, und vor allem sollen die Rubriken im Einklang sein. Jeder hat seinen Teil, aber Wichtigkeit des Vorfalles, Interesse des Publikums bestimmen das Ausmaß, das man jeder Rubrik zuteilen darf; so fällt denn manches schon Gesetzte wieder weg, für morgen oder für nie.

Die Bürstenabzüge sind gelesen, und dann geht es endlich ans „Umbrechen“, d. h. ans Einteilen in Spalten und Seiten. Ein österreichischer Erzherzog hat einmal sehr leutselig einen Journalisten gefragt: „Ja, wie machen Sie das, mit einem Feuilleton z. B., daß es gerade so viele Spalten hat und der Leitartikel drüber aufs Wort ausgeht und alles so Platz hat?“ Das ist eben die Kunst des Druckereileiters und seiner Metteure, die da einen Zwischenraum zwischen zwei Zeilen auflassen, dort ein paar Sätze weiter drucken und vor allem geschickt umbrechen, daß nicht die einzelnen Teile zu sehr zerstückelt werden.

Nun liegt das Blatt in zusammengepreßten Zinn tafeln da; die werden stereotypiert, d. h. mechanisch so und so viele Male umgegossen; denn in den zwei oder drei Stunden, die man fürs Morgenblatt, in der einen Stunde, die man fürs Abendblatt zum wirklichen Drucken Zeit hat, könnte eine Maschine ja nicht die nötige Auflage herstellen. Es arbeiten also so und so viele Maschinen, die gleichzeitig drucken, das Papier biegen, falzen, kleben und — auf der

anderen Seite kommt das fertige Blatt heraus. Morgen. Die Setzer gehen nach Hause. Aber in der Expedition warten schon Austrägerinnen, Austräger, Kinder, die in die verschiedensten Teile der Stadt laufen und die frischgebackene Zeitung abgeben. Automobile und Wagen stehen bereit, bringen die Provinzaufgabe auf die Bahn, die Zeitungen zu den Kiosken. Kolporteure warten, besonders für die Mittags- und Abendblätter, haschen die Tagesneuigkeit aus dem ersten Blatt und stürmen kreischend durch die Gassen. Da und dort wartet vielleicht schon einer sehnsüchtig auf die Zeitung, ein Dichter, dessen Drama gestern gespielt wurde, oder ein Schauspieler, der aufs „Urteil“ wartet. Oder einer, der die Weltgeschichte nicht rasch genug be-  
lauschen kann. Oder ein Börsenspekulant, dessen Vermögen, Leben von einer Nachricht abhängt. Die das Blatt gemacht haben, schlafen. Der Morgen ist ihre Ruhezeit. Ein paar Stunden, bis das Tagewerk von neuem beginnt. Morgenblatt, Abendblatt. Dasselbe Tagewerk — und doch täglich ein anderes. — —

„Sale Metier“ . . . Und doch, fast jeder, dessen Herz in dieser Atmosphäre geschlagen hat, will in ihr bis zu seiner letzten, allerletzten Stunde atmen, fast so wie der echte Schauspieler die Luft „hinten“ nicht zu verlassen mag.



## **DIE BOMBE**

.....  
 Nein, niemand hätte es vermutet. Die Tage waren hell und sonnig gewesen, überall wehten die bunten Wimpel, in Bündeln flackerten die glitzernden Lichter der Girlanden, und die ganze Stadt lebte ein Sommerfest. Kindlich vergnügt zogen die Leute ans Seine-Ufer, standen vor den beflaggten Palästen und schrien: Viva! Kindlich und unbewußt. Naiv amüsiert. Keiner konnte sagen, warum die große Freude war. Warum man die bunten Ansichtskarten mit dem Konterfei des jungen Königs und den grellen rot-gelben Nationalemblemen so eifrig kaufte und die spanische Nationalhymne und einen Gesang: Viens Phonphonse, viens Phonphonse, viens . . ., zu trällern nach jener klassischen Musik des „Komm, Karlinchen . . .“ Er ging uns ja alle gar nichts an, war kein mächtiger Alliierter, wollte höchstens ein bißchen Geld pumpen, aber trotzdem sang der blinde Mann, der nachmittags mit der Drehorgel in meine Gasse kommt, die kastilische Hymne, und ein kleiner gelb-rot kostümierter Knabe tanzte und klapperte mit zwei Holzscheibchen, die er wohl Kastagnetten nannte. Die Camelots riefen die russische Niederlage aus, und trotzdem das Frankreich sehr angeht, sehr trifft, waren doch alle vergnügt: Es sollten nun einmal heitere Festtage sein.

Nun ist die Bombe geplatzt. Gestern noch hat

der junge König — niemand nannte ihn hier anders als le jeune roi — gesagt: Hier ist's schön, die Leute haben alle so glückliche Gesichter! Als er aber abends aus der Galaoper fuhr, mit glücklichem Gesicht, weil ihm wiederum alles lustig zurief, und die breiten Straßen mit den Flaggen und den vielen, vielen Blumen und den glühenden Ketten so hübsch aussahen, fiel ihm eine Bombe in den Weg. Die Karosse fuhr weiter. Er scherzte wohl noch, während das Blut kalt in den Adern stockte. Aber heute morgen weiß er doch, daß sie nicht alle glücklich sind, die in der festlich geschmückten Stadt den spanischen Gast grüßend erwarteten.

Es war eine sonderliche Viertelstunde. Rings um die Oper war schon lange alles abgesperrt gewesen, die reitende Garde machte Spalier, und hinter ihr drängte das Volk. Der Wagen des Präsidenten und des Königs fuhr durch die Avenue de l'Opéra und die Gäste folgten, die lange Reihe der Equipagen, Automobile rollte über die Boulevards. Auf der großen Freitreppe der Oper standen noch die schön gekleideten Menschen. Weiße Damen, schwarze Herren schritten hinab, auf einer blassen Brust glitzerten blutrote Rubine; ein schlankes Bein hob sich, um in ein weiches, hellerleuchtetes Automobil zu steigen; schon löst sich das Spalier, und die Menge darf über die Boulevards sich ergießen. Da rinnt ein Murmeln durch die Reihen. Es kommt von unten, niemand weiß, was los ist. Wohl nichts Besonderes. Ein Taschendieb, der sich das Gedränge zunutze machen wollte. Oder ein Frauenzimmer,

das in der ersten Reihe stehen wollte und die Drängerei nicht ertrug, eine Ohnmacht bekam. Die Munizipalgarde wendet. Die großen Pferde, unruhig gemacht durch die Fülle der nun durcheinanderströmenden Menge, suchen einen Weg. Es geht die Straßen hinab zum Théâtre Français, den Tuileries. Dort ist was geschehen.

Wer darf, wen das Spalier durchläßt, eilt hinab. Sehr rasch. Ohne sich aufzuhalten. Es scheint doch was Interessantes zu sein. Und trotzdem keiner stehen bleibt, auch eigentlich niemand entgegenkommt, alles nach der gleichen Richtung zuläuft, weiß man nun, eine halbe Stunde nach Mitternacht, plötzlich, daß eine Bombe geschmissen wurde. Weiß eine Sekunde darauf, daß sie das Ziel gefehlt hat. Wirklich? Vielleicht ist's nur Gerücht, vielleicht nur Beruhigung der Menge, die man nun aus all den Gassen, den Straßen, vom Osten und Westen zuströmen sieht, hört, fühlt, und die förmlich betrunken ist von Erregung, Wut, Zorn, Neugier.

Unten, wo die Avenue de l'Opéra sich zum Platze weitet, ist's schwarz. Hier flackern wenig Lichter. Vielleicht sind sie auch schon verlöscht. Aber bis tief hinab, am Louvre vorbei, in die Winkel der Stadt hinein, sieht man jetzt die bewegten Haufen unruhig, wie Tiere, die sich bäumen, zappeln. Der Fleck um die Comédie herum, bevor man noch an jenes kleine Gäßchen kommt, die Rue de Rohan, die zu den Arkaden der Rue de Rivoli führt, ist voll von Menschen, die alle nach vorne wollen, alle zurückgepreßt werden von der Garde, die jetzt ab-



sperren soll. Im ersten Moment hat man nur gesehen. Die Augen nahmen das stürmische Bild auf, diese von Neugier und Erregung gepeitschte Volksmasse, in der jeder seine eigenen grotesken Gebärden macht, jeder was will, jeder das gleiche: hin zu jenem Platze, von dem der Knall kam, und wo jetzt eine kleine Gruppe Männer steht, Befehle erteilt, Fragen richtet, sich und den Erdboden anstarrt. Dann plötzlich, als würden einem Pfropfen aus den Ohren genommen oder als setze jetzt auch das Orchester zu dem gewaltsam belebten Bilde ein, hört man auch. Von dem großen Brausen, das aus dem Schreien und Kreischen und Rufen der Menge ersteht, lösen sich einzelne Töne. Die Pfiffe und Signale der Garde, die Zeichen der Detektives und Beamten, die von allen Seiten noch immer zusammenströmen und schon an der Aufklärungs-, Entdeckungsarbeit sind. Und dann, schrecklicher als alles, was Augen sehen können, schrilles Stöhnen, ein furchtbarer Kreischlaut, der bald da, bald dort ausgestoßen zu werden scheint, dessen Urheber, dessen Grund man nicht entdecken kann. Noch einmal schreit die Menschenstimme auf. Dann scheint's ein schreckliches Wimmern. Die Menge drängt. Bald steht man anderswo. Ein junger Mensch, die Kleider schon halb zerfetzt, kann sich gegen den wahnwitzigen Ansturm einer Menge nicht erwehren, die ihn lynchen will. Er schreit, krächzt mit heiser gewordener Stimme, aber keiner hört ihn, kann ihn, will ihn hören. Er wird geschlagen, er ist der Verbrecher, der und jener hat ihn laufen gesehen. Die Ser-

geants müssen ihn schützen, wegführen. Dann, da nur zwanzig Schritte weg, wimmert ein blutendes Mädchen. Ein junges Weib in zerrissenem Kleide steht da und erzählt in kurzen Stößen, mit hervor-gehetztem, immer wieder versagendem Atem, was sie gesehen hat, Splitter des Makadams, vielleicht der Bombe, liegen auf ihrem Haar . . . Jetzt kann man die Stelle des Geschehnisses sehen. Ein feistes, großes Roß liegt quer über der Straße. Dort ist das Loch, das in das Pflaster geschlagen wurde. Die Reste des Geschosses werden aufgelesen. Ein paar Herren im Frack und mit weißer, doch ein wenig verschobener Binde fragen . . . Ein paar Journalisten schreiben . . . Der Präsident und der König sind schlafen gegangen, hört man. Aber Blut ist geflossen, wenn auch nicht jenes, das der Haß der Anarchisten begehrte.

Heute früh eilen durch die geschmückten Straßen viele Leute nach dem sonnigen Platz. Arbeiter aus Belleville, die den Himmelfahrtstag zu einer Reise in die Stadt nützen, Fremde, Kinder, alles drängt sich in der Straße. Frische Erde deckt den Fleck, wo das Pflaster weggesprengt ist. Camelots suchen den Dummen, der ihnen einen rostigen Nagel als Reliquie abkauft. Andere kratzen das Holz, als könnten sie dort noch ein unentdecktes Restchen des Kampfes, der hier geführt wurde, finden. Und unzählige Kodaks arbeiten.

Die Gesichter sind heute ernster. Wichtiger. Man muß lachen, trotz allem. Weil jeder dicke Philister und jedes kleine Mädchen ein bedeutendes Gesicht

macht vor dem Schauplatz dieser gestrigen Katastrophe, als überlege er und sie, was nun zu geschehen habe. Werden die Bösewichte entdeckt? Sind sie nicht schwarzblütige Tollhäusler, diese Mordbuben! Aller Zorn des friedlichen Bürgers und alle enttäuschte Hoffnung auf ungestörte Sommerfesttage bricht in Kannegießereien über den Anarchismus hervor.

Inzwischen ist der junge König draußen, um einem militärischen Schauspiel zuzusehen. Er wird an mancherlei denken, während die Bataillone vorbeiziehen, dieser junge Mann, der gestern so lustig im Bois Automobil fuhr und der heute weiß, daß nur fünf schmale Meter zwischen ihm und einem greulichen Tode lagen . . . Während die Leute die Hüte schwenken und „Viva el rey“ jubelten. . . . .

.....



## **DIE OHRFEIGE**

General André, der Kriegsminister der französischen Republik, geht. Das ist die Nachricht, die letzthin in der Dämmerung über die Boulevards lief, zwei Tage auf den Extrablättern der Camelots stand und von jedem, mag er nun politisch auf der Seite der Regierung stehen oder nicht, mit einem Augenzwinkern des Verständnisses aufgenommen wird. Er mußte demissionieren, von seinen Ministerkollegen als Ballast, als Schädling scheinbar angesehen, trotzdem er noch vor wenigen Tagen, ein stolzer Krieger im Heerbann der Politiker, ausgerufen hatte: nur „les pieds devant“ werde er das Ministerhotel verlassen. — Les pieds devant — das ist ein Refrain aus einem Chanson vom Montmartre und heißt: Als Leichnam im Sarge. Er ging früher. Und nur, weil ein Kriegsminister nicht fünf fremde Finger im Gesicht gespürt haben darf. Die Ohrfeigen des Herrn Syveton haben den General André das Portefeuille gekostet, nicht seine Politik, nicht seine Verbindung mit der Freimaurerei, nicht sein System . . .

Denn all das hätte ja auch das Ministerium, die anderen, Combes, mitreißen müssen; die aber bleiben, entledigen sich mit Mühe und schöner Rücksichtslosigkeit des Kollegen, der unmöglich ist, weil . . . Ja, weil man sich nicht ohrfeigen lassen darf. Es geht einfach nicht, hat man in diesen Tagen hier immer wieder gehört, wenn man von Politik sprach, mit den kleinen Leuten oder mit

den anderen, die dem Metier der Staatsmaschinisten nahe stehen. „Es geht nicht, daß einer zur Öffentlichkeit spricht, nachdem er ins Gesicht geschlagen worden ist.“ Die Mildesten finden, es hätte wenigstens Blut fließen müssen, in der winterlichen Frühe auf einer Lichtung im Bois, unter Assistenz des Publikums, wie das hier Sitte ist. Und in gleichem Atemzuge wird Herr Syveton als roher Fanfaron, als Verbrecher geschmäht, mit gutem Recht und mitleidig oder schadenfroh versichert: Und doch, Minister kann er nicht bleiben . . .

Die Wirklichkeit gab ja, man sieht nun, dieser Logik recht. Kein Wunder, denn aus dem Geflüster, dem Achselzucken, der Ironie und selbst den moralisch verbrämten Entrüstungsreden kristallisiert sich eben jene so liebenswürdige und tyrannische Stimme der Öffentlichkeit, die den ihr Ausgelieferten zermürbt, wegweht, seine Energie in einem Schlag in fließendes Wasser verwandelt. Und mit Herrn Syveton waren alle jene verbündet, um den Minister zu stürzen, die in Freundschaft oder Feindschaft, in politischer Übereinstimmung oder Gegnerschaft — das gilt gleich viel — die Achseln gezuckt haben und in der Ohrfeige ein Symbol sehen. Das Wort ist jetzt heraus. Ja, der Schlag ins Gesicht ist ein Symbol. Und vielleicht verlohnt sich's, beim oft erwähnten Morgenkaffee einen Augenblick zu rasten und über den Sinn oder Unsinn, die Macht und Gerechtigkeit dieses Elementes unseres Lebens nachzudenken.

Also, die Ohrfeige ist natürlich nicht „erfunden“

worden; sie hat eine historische Entwicklung hinter sich, und ich sehe nicht ein, warum nicht jemand ein illustriertes Buch über die Ohrfeige schreiben soll, das so gut wie irgendeine andere Abhandlung eine Geschichte der Zivilisation werden mag. Aus Faustkämpfen, Ringkämpfen, Raufhändeln allerart verfeinert sich der Schlag bis zur Ohrfeige. In ihr ist dann sozusagen die Essenz der ganzen Prügelei gegeben, aber noch mehr. Ein Hieb auf den Rücken, die Brust ist nichts, was die letzte Schmach enthält. Die Ohrfeige brennt, der Mann ist gezeichnet. Königin Elisabeth hat sie dem Grafen Essex gegeben, in dem Duellkodex verlangt diese Insulte die strengste Sühne, der Offizier ist gezwungen, blank zu ziehen, um sie, wenn auch von der Hand eines Sinnlosen, Unebenbürtigen, zu vermeiden, muß quittieren, wenn ihn ein Betrunkener mit dieser Beleidigung überrascht hat. Fünf Zentimeter tiefer ist's nicht mehr so arg, aber an den rechten Platz gesetzt kostet sie das Leben. Die Vernunft, das Unterscheidungsvermögen sind machtlos; man sagt sich: Gott, jeder Mensch kann mir, wenn ich an nichts denke, mit einer schnellen Bewegung ins Gesicht fahren. Weil er mich verwechselt, weil ihm das Blut zu Kopf steigt, nachdem er zu schwer gegessen, zu rasch getrunken hat, nicht zuletzt weil er ein roher Patron ist, den schon diese Handlung aus dem Kreis der Kultur ausschalten sollte. Die Erfahrung beweist, daß in einer Fülle von Zuschauern diese schnelle und so verhängnisvolle Bewegung ausgeübt werden kann, bevor sich's jemand



versieht. Manchem sitzt eben das Handgelenk sehr leicht, und der Weg vom Herzen zu den Fingern führt nicht durchs Hirn. Denn sonst täte es einer nicht, nachdem er diesen Gedankengang selbst oft genug zurückgelegt hat; sonst hätte es wohl auch dieser Herr Syveton, ein neuer Herostrat in Taschenformat, nicht getan, den es drei Jahre Gefängnis, das Mandat, die ganze Laufbahn kosten wird. Also gut, die Vernunft ist wieder einmal machtlos, nicht das einzige Mal in unserem wahrhaftig nicht so einfachen Leben; auch der Ruhige ist einmal über eine menschliche Niedrigkeit so empört (oder über das, was ihm so erschien), daß er Richter Lynch spielt, in Michael Kohlhaas seinen Ahnen fühlt und mit eigener, schneller Hand den Elenden brandmarkt, so ausspricht, allen mitteilt, daß er ihn aus dem Bereiche unserer Ehrbarkeit, unserer Ebenbürtigkeit jagt. Denn darüber sind wir uns allmählich alle klar, daß der physische Schmerz gar nichts bedeutet; der Handschuh alter, verjährter Romantik berührt nur leise die Wange. Schön; das ist nun eine Angelegenheit zwischen zwei Menschen, die sich nach ihrem persönlichen Charakter, dem Zwange und der besonderen Sittlichkeit ihres Standes dann miteinander auseinandersetzen. Da ist die Ohrfeige eine Einleitung; und nach dem Zweikampf ist sie weggewischt. Sie zwingt also zu einem Brauch, dem sich ein Mensch sonst vielleicht entziehen würde, gibt einem Wütenden die Möglichkeit, seinen Zorn auf eine halbwegs gesetzliche, jedenfalls formell geregelte Art, zu löschen und affiziert den

Standesgenossen die Beziehung zweier Menschen zueinander, den Abscheu des einen vor dem andern. Allein dazu gehört schon als Ergänzung, daß man die Geschichte dieser Ohrfeige erfahren müßte, um zu werten. Der Schlag allein bedeutet wiederum gar nichts. Er ist nur ein Plakat, das auf eine Eigenschaft oder Handlung des Geschlagenen deutet; hat der Unbeteiligte die Ursache erfahren, so urteilt er selbst, verdammt eine Niederträchtigkeit oder findet den Beleidigten überempfindlich, reibt sich die Hände und geht zu seinen Geschäften zurück, kurz er beurteilt Motive, Wirklichkeiten, nicht Unfälle, Symbole, Übereiltheiten. — —

Ist's auch wahr? Tun wir das? Nein, seien wir einen einzigen Augenblick — der ist ja rasch vorbei — ehrlich! Wenn man uns von einem Menschen sagt: Ach was, den hat ja Herr X. geohrfeigt!, so genügt eine kleine vage Antipathie gegen ihn, damit wir dieses Argument annehmen, ruhig weitergeben, den Mann damit abtun, ohne nur zu fragen: Ja, weshalb denn? Ohne zu sagen: Bedeutet denn das an sich irgendwas gegen den Geohrfeigten? Ist nicht vielmehr Herr X., der sich zu dieser Tat hat hinreißen lassen, zu prüfen, ob er wirklich am letzten Ende angelangt war und gar nicht mehr anders konnte? Statt all dieser gerechten Überlegung sind wir rasch fertig: Erfahren wir nicht gleichzeitig von einer Satisfaktion, so hat der Gezüchtigte unrecht, ist unmöglich, muß gehen, ist ein Mensch zweiter Klasse. Es fällt uns kaum ein, daß wir selbst morgen, in der nächsten

Sekunde in dieselbe Situation kommen können, wie's Herrn General André geschehen ist. Hier liegt der Fall ja noch offener und krasser. Jeder Mensch mit fünf Sinnen sagt sich, daß gegen Politik Prügel keine Gegengründe geben und Herr Syveton nicht die Instanz für Kriegsminister ist, die ihre Pflicht verletzen, daß das Prinzip des Parlaments, der Konstitution, der Republik ja ist: die Unterordnung der jähren Wallung des einzelnen unter den Beschluß der Mehrheit, des persönlichen Wunsches unter die gesetzmäßig zustandekommende Entscheidung, den „Gruppen willen“. Aber all dies genügt nicht, um einem Symbol die Kraft zu nehmen, ein Vorurteil wegzublasen.

Natürlich, es wird nicht offiziell zugegeben, daß die Ohrfeige den Minister gestürzt hat. So wie in den Duellprotokollen immer irgendein Euphemismus die brutale Sache verschminkt — André ist krank, leidet an jener bekannten Ermattung, die sich zu allen schleicht, die anderen auf ihrer Bahn hinderlich werden. Ich weiß nicht, ob er ein großer Stratege, Verwaltungsbeamter, Politiker ist. Er hat unsere Zeit sicher nicht genug begriffen; denn er mußte sich in diesen Wochen auch das Ärgste vorwerfen lassen, was einem in unserer Zeit entgegengehalten werden kann: Er hat sich bei Manövern erwischen lassen, die er selbst verdammt hat. Er hat es zu — Beweisen kommen lassen. Das ist ebenso unmöglich wie die Ohrfeige. In solche Situationen, sagt die gar nicht ethische, aber robuste Moral der Kultur des XX. Jahrhunderts, darf man sich nicht

begeben. Ist man nicht geschickt genug, um unerwischt zu bleiben, dann bleibe man auf dem geraden Wege. Sonst bietet man den traurigen Anblick eines Bankkassierers, der in St. Pölten, bestenfalls vor der Landung in New-York erwischt wird. Und dann wird man durch das Achselzucken der guten Freunde weggeschoben. So schließt sich die Kette; Unvernunft und nüchterner Verstand scheinen schließlich dasselbe Resultat zu bringen. Die Ohrfeige, die Minister stürzt, bedeutet den Konflikt von Gerechtigkeit und Vorurteil ebensogut wie die letzte Moral einer Gesellschaft, die nur ein Ziel kennt: mit gespreiztem Ellbogen den schmalen Weg nach vorne zu gehen.

Über diese wirren Torheiten unserer Kultur mag der General André nachdenken, bevor er les pieds devant hinauszieht.

## **PALAIS DE GLACE**

Wenn's fünf wird, sind die Champs-Elysées jetzt schon dunkel. Von den Bäumen tropft's und die Fiaker müssen die Laternen angezündet haben, um über den großen Platz in die grüne Straße einbiegen zu dürfen, in der von Frühjahr, Sommer und Herbst noch ein süßer Atem von Liebelei, Galanterie, Amusements, Nervenzappeln übrig geblieben ist. Jetzt ist's finster, Jardin de Paris, Ambassadeurs, Alcazar d'été alles zu. Bei Laurent, bei Ledoyen, im Pavillon Paillard — kein Mensch. Die Marignys ohne Jupons, kein rotes Haar sticht vom weißen, elektrisch flimmernden Stuck ab. Traurig. Drüben die Ausstellungshäuser sind jetzt im Winter auch öd, wenn nicht gerade zehn Tage lang die Automobile drin wohnen und so viel Lichter und Girlanden angezündet werden, daß es bis zur Etoile leuchtet. Die Autos lösen die Bilder ab, Rodin und die Süße der Akademien und die neue Talentiertheit des Herbstsalons — aber das alles hält jetzt den Winterschlaf, und nur von einem kleinen runden Haus kommt uns das Licht, nur in einem Schlupfwinkel leben die Champs-Elysées weiter: im Palais de glace.

Ein Eislaufplatz. Ja, sozusagen. Aber doch mehr Promenoir eines Großstadtvariétés. Tingl-Tangl ohne Bühne. Aber wer sieht denn in den Folies-Bergères auf die Bühne? Ein paar Fremde, wenn's hoch kommt die kleinen Mannequins, die man aus-

führt. Die Hauptsache ist der gesellschaftliche Verkehr, das Va et Vient, die Mädchen, die Michés, die Zuschauer, die Freunde. Aber nachts ist das alles eher ordinär, eine Ausdehnung der Boulevardtrottoirs, Geschäftslokal mit Warenhauspreisen. Im Palais de glace lebt eine größere Welt. Grand-Demi-monde oder Demi-Grand-monde. In dem Halbkreis der Einfahrt stehen die elektrischen Autos, unzählige Voitures de maître, Klubwagen. Die warten auf die Herrinnen, die drinnen Cercle halten, Freundinnen begrüßen, Tee trinken. „Tea and Toast.“ Heißen Toast wie in Bondstreet, jenes dürre Brot, das zum Klima drüben besser paßt und das doch die Brioche früherer Jahre verdrängt hat, wie der Tee die Schokolade von anno damals. Rund um die Eisarena sitzen die Leute und tun dasselbe wie bei Ritz oder bei Rumpelmayer, wo man die besten, ganz raffinierten Kuchen bekommt, oder im Elysée-Palace: nämlich einander anschauen. Und gelegentlich erfreuliche oder einträgliche Bekanntschaften machen. Auch läuft man Schlittschuh. Anfänger stolpern die Barriere entlang, Engländer atmen fleißig während des Sports, ein kleines, grüngekleidetes Kind mit dem kürzesten Rockerl, das ich je gesehen habe, und den geschwindesten Beinen, weiß alle Schritte und nimmt jedes Tempo und kennt alle Welt. Und die großen Kokotten und die Horizontalen, die nachmittags von 5—7 junge Mädchen äußerst glücklich spielen.

Und dann wird getanzt. Ein Riesenorchestrier spielt und wer kann, fügt sich den Walzern, der Polka, der

Matchiche, und macht die kleinen Bogen, wirft das Bein herum, zeigt schwarze Strümpfe, violette Knoten, lachende Beine, kokettiert mit den Knöcheln . . . Ja, Eislaufen! Ich habe nun schließlich in Wien die schlechten kleinen Mädchen aus der besten Gesellschaft, die jungen Frauen des halborientalischen Klimt-Typus laufen gesehen, zwei Schritte vom Ring und allen den Straßen, in denen sie gerne jungen Herren verstohlene Besuche machen; ich habe in London die langen Sportsladies gesehen, und in der Mark auf den Seen preußische Leutnants — es ist hier etwas verteufelt anderes. Vor allem gar kein Sport, nichts mit ethisch-hygienischem Augenaufschlag. Schon weil der Raum ja geschlossen ist, die freie, die frische Winterluft nicht eindringt in diese Atmosphäre, die andere korrupt, pourri sagt man hier, schelten mögen, und die ich scharmant finde, liebenswürdig, fast distinguiert, sicher unglaublich kultiviert. Ich bin ganze Nachmittage schon dagesessen und habe das Variété der Stunden gelebt. Kommt man sehr früh, knapp nach dem Dejeuner, da gehört das Schlachtfeld den jungen Mädchen, den Kindern „wirklicher Leute“ und den jungen Männern, die brav sind, bald heiraten, aus denen was wird. Einige bleiben auch länger da, bis gegen fünf. Dann, wenn's halb fünf ist, gibt's eine hübsche Interimszeit. Die Mütter und die Misses, und die dames de compagnie packen ihre jungen Mädchen eiligst ein und schaffen sie fort. Die halbe Welt kommt, die Sünde im elektrischen Wagen und den schönsten Pelzstolen. Gott, was



haben die Frauen, die nun eintreffen, für schöne Sachen. Da sind einfache in englischen Kleidern und Sealskin-Jäckchen, prunkliebende, die ihre Spitzen, ihren Hermelin lässig schleifen, die Chiffons, Jupons nur heben aus Menschenfreundlichkeit, nicht um die Pracht zu schonen. Hübsch, ja, das gibt's auch, gut gehalten, alle. Und schöne Klasse, wie man von den Pferdchen sagt. Die Kunst der Schönheit, ich bestaune sie hier und will mit Worten sie nicht zerstören. Ich will die Illusion an diesen Nachmittagen und hüte mich, den Schönen allzu sorgsam in die Augen zu sehen, in die leuchtenden Belladonna-Äuglein. Die „großen“ tanzen nicht, laufen nicht. Sie sitzen nur da, Prinzessinnen, lassen sich grüßen und machen einander die schönsten Reverenzen. Nirgends fragt man höflicher nach dem Befinden. Madame hin, Madame her! Ein paar ältere Damen, die nun ihr Leben damit verbringen, einsame Seelen zusammenzuführen, werden mit allem Respekt, den man verwitweten Herzoginnen zollt, behandelt. Ganz junge Elevinnen, bis jetzt nur die Töchter ihrer Mütter, horchen aufmerksam. Wird hier eine neue Auflage jenes Aretinschen Dialogs in nachmittägigen Fortsetzungen vorgelesen? Nein, man spricht von „Miarka“ in der Opéra comique, der Musset-Reprise im Français, höchstens von einigen neuen Verlobungen . . . . Sonntag und Donnerstag, wenn die Schulen zu sind, bringen die lieben Frauen die Kinder mit. Köstlich sind die Babys mit den ernstesten nurses und governesses und den geputzten Müttern, und die

vielen Väter stehen rings herum. Die Herren gefallen mir weniger. Einige sind wohl jene Clubmen, von denen man zeitweise liest. Nicht immer Rühmliches, auch daß sie eigentlich Kommiss sind und gerade die Société générale ausrauben, auch daß Monsieur de Chaceroy im Spiel betrogen hat . . . immerhin Clubmen. Geschweifte Winterröcke, Zylinder mit genau acht Reflexen, ermüdete Augen, die ganze Persönlichkeit standesgemäß éreinté. Unter sie gemischt alte Herren, die eigentlich sympathischer sind. Gute Freunde, hochachtungserweckende Portefeuilles. Vielleicht auch ein oder der andere Geldverleiher. Dann, ja ich will niemandem wehe tun, dann vermutlich verschiedene Messieurs Alphonse. Oh, keine Apachen: glatte Herren, die hie und da sogar den Degen ziehen, — sie haben es nötig, damit die bösen Worte über sie nicht laut werden, aber ihre Ressourcen sind trüb. Sie sind sehr befreundet mit den jungen Damen. Sie lassen sich manchmal ihre Geldgeschäfte durch sie besorgen, sie erweisen ihnen Gefälligkeiten, sie gehen zusammen in einen jener neumodischen Klubs, die Damen — dames seules — zu Mitgliedern machen, und wo gespielt wird, Chemin de fer, Baccarat, was man will. Nur die böse Roulette verbietet die Polizei. Die ekelste Sorte Herren in diesem Palais de glace-Trubel aber sind die „Professoren“! Von drei bis vier halten sie junge Mädchen an der Hand und zeigen ihnen züchtiglich, wie man die ersten Schritte auf dem Eis macht, ohne sich hinzulegen. Von fünf bis sechs schwingen sie die Zünftigen herum,

daß die Röcke Perspektiven gestatten, und wirken männlich. Schöne Kerle, brutal, unbedenklich, jedem Geschäft geneigt. Nachts manchmal wüst, denn auch nach dem Diner öffnet die Arena ihre Tore; nur ist das Publikum da ein wenig tiefer, das Entree billiger, die Manieren natürlicher, also mehr Kanaillie. Und der ganze Spektakel noch offener. Motive: Gelegentliche Wehmut, quelle viel Misere unter Seide, Bubu de Montparnasse, auf dem Wege zu Maxime oder gar vor den letzten Nummern des Casino de Paris. La deveine. Eine Schaukel, sagt Wedekind, dem das Palais de glace riesig gefiele. Macht doch in Berlin so was statt Verein zur Rassenzüchtung — —! <sup>1)</sup>)

Dann wird wieder Nachmittag, Teezeit und noch eine Nacht. Toast, dann la verte, der grüne Absinth. Das ist auch so ein Rhythmus, ein Stück Weltgefühl von heute: schwankend, jedem Urteil ausweichend, nur der Laune momentaner Geneigtheit oder körperlichen Unbehagens gehorchend, betrachtet der Mitteleuropäer die künftigen Mütter und die Weiber, sie alle. Eva, Lilith und Lulu. Dem kleinen, grünseidenen Kind hüpfen die dünnen Beine, die Polaire ist dämonisch, Madame de Haussonville macht Regenceschritte, Jeanne de Montfort hat rote, zornige Augen, eine Verspätete mit blondem Zopf, rückwärts gesteckt, sagt sich: solche Strümpfe werd' ich nie haben! La matchiche. Plötzlich Grieg, recht übel. Und nun tanzt eine gertenschlanke Miß — — — Alles geht durcheinander. Rasch, leicht, unbedenklich.

<sup>1)</sup> Ist natürlich längst geschehen. Nur . . . .

— — — Und wie ich die Zeilen schreibe, die Sätze  
schließe, bleibt die bescheidene Wehmut nicht aus,  
daß sie deutsch sein müssen, ein wenig mühselig,  
weil uns das Blut doch schwer fließt — —

## DER KLEINE KOHN

In jeder Zeit ereignet es sich, daß die kräftigsten Eigenschaften der Generation sich in einer Persönlichkeit sammeln, gleichsam zusammenfließen in einem Menschen, der auf solche Art den vollsten Ausdruck seiner Kulturepoche darstellt. Berichtet man nun sein Leben, sieht sich die Fülle seiner vielfältigen Taten, den Umkreis seiner Leiden und Zeitschmerzen, die Ziele seiner Sehnsucht sorgsam an, so entsteht das Bild der Generation, der er angehört, der Entwicklungsphase, die er durchlebt hat. In diesem Sinne können neue und feine Historienschreiber das Leben des Lionardo da Vinci schreiben, um die Buntheit und Größe des Renaissancezeitalters zu vergegenwärtigen, in diesem Sinne wäre ein charmantes, graziöses und amüsanteres Bildnis des Herzogs von Ligne, dieses Wiener Refugiés, mit zarten und charakteristischen Pastellstrichen, zu notieren. An solche Gestalten dachte auch der Philosoph der Neuen Welt, Ralph Waldo Emerson, als er seinen Begriff des representative man formte.

Nach solch weiser philosophischer Einleitung wird jeder Einsichtige begreifen, daß ich den Wunsch haben muß, die Lebenslinie eines berlinischen Weltbürgers zu fixieren. Aber ich schließe mich nicht jenen an, die, mit Genügsamkeit und Demut ausgestattet, darangehen, Feldherren oder Künstler, Männer der Wissenschaft oder Politik zum Mittel-

punkte ihrer Biographien zu machen. Mir schwebt ein höheres Ziel vor. Die oft gelästerten Musen mögen mir hilfreich beistehen, da ich es wage, die Erdenfahrt jenes Mannes zu schildern, dessen Name in dem Jahre, das wir nun verlebt haben, hier in Berlin am häufigsten genannt wurde. Wer zweifelt noch, daß ich „den kleinen Kohn“ meine, ihn, den Herrlichen, den man gesehen haben muß.

Er ist nicht ein weltabgewandter Träumer gewesen, nicht ein verschlossener Grübler, der sich fern vom kräftigen Leben hält. Er stand mitten drin. Jeder kannte ihn, mußte ihn kennen, der sich nicht in törichter Verblendung, in snobistischem Hochmut der Welt — denn das ist, wie allbekannt, die Friedrichstraße zwischen den Linden und der Leipziger Straße — fernhielt, im Westen lebt oder gar in Charlottenburg. Ein volles Jahr schwirrte sein Name durch die Lüfte dieser hauptstädtischen Region, war in aller Mund. Und ein Heer begeisterter Männer und Frauen, die ihn liebten, weil er ihnen das tägliche Butterbrot schaffte, pries ihn mit grellen, brüchigen, heiseren Stimmen; sie waren ihm begeisterte, verrückte Herolde, diese Ansichtskartensammler und Juxkolporteure der Friedrichstadt. „Der kleine Kohn!“ . . . das war der Ruf der Straße. Er schwoll wie Donnerhall, er tönte, ach, so sanft und schmeichlerisch, in die Ohren. Schließlich, wenn man an die große Stadt Berlin dachte, war vor allem eine Vorstellung da, eine peinigende, quälende Frage: „Haben Sie nicht den kleinen Kohn gesehen?“ Ich denke nach, wie dies alles früher war,

bevor uns dieses herrliche Volkslied geschenkt war, bevor uns der kleine Herr Kohn lebte. Aber ich kann es mir nicht mehr vorstellen. Diese Gestalt ist allzu eng verbunden mit dem großen Berlin des Jahres 1902. Er ist nun eben der representative man. Das muß ein stolzes Gefühl sein.

Merkwürdig aber sind doch die Wege des Schicksals, seltsam und weise. Lasset uns also Preislieder singen! Denn auf eines Haares Breite wäre es geschehen, daß wir nichts von ihm erfahren hätten, von diesem Mitbürger. Er lebte ja schon lange, ist nach den Bildern, die es von ihm gibt und die ich in mein Museum Berliner Kultur aufgenommen habe — Ansichtskarten, das Stück fünf Pfennig — schon in reifen Jahren. Aber niemand kannte ihn, er blühte im Verborgenen. Da aber kam der Dichter und enthüllte seine Herrlichkeit, schuf ihm den Ruhm, schenkte uns seine Gestalt. Und wie jedes echte Volkslied, lebt dieser Sang vom kleinen Kohn in der Gesamtheit der Nation, ist kein enger Schatz weniger, hochmütiger Artisten. Auf Flügeln des Gesanges drang dieser lyrische Sturmbote des repräsentativen Berliners in alle Schichten; wie sagt man doch: von Haus zu Haus, vom Vorderhaus ins Hinterhaus, in Fabrik, Kontor und Schreibstube, überall hin. Der Dichter aber blieb im Verborgenen. Wer von den Tausenden, deren Leitmotiv ein Jahr lang diese Verse waren, kennt den Urheber? Zwar, daran ist nicht zu denken, daß sieben Städte sich um ihn bemühen; ein Berliner ist er gewiß, vielleicht aus Posen oder Kempen oder so



woher, aber doch sicher, was man so einen Berliner nennt. Aber es ist nicht einer. Viele Männer haben das Mark ihrer Knochen, die äußerste Kraft ihrer Seelen dahingegeben, um diesen Sang zu finden, und ein harter Kampf wogt um die Autorschaft. An solchem Beispiele der Gegenwart gemessen, muß die philologische Hypothese, daß auch der alte Homer nie allein geschlafen habe, sondern eigentlich nur ein Spitzname für mehrere Menschen gewesen sei, an Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Im Anfange war das Bild des kleinen Kohn leer, man wußte nur: Er ist nicht da. Viele brave und fleißige Menschen suchen ihn, stürmen durch die Gassen, geben ihre Nachtruhe auf, um ihn zu suchen. Was muß, dachte ich, dieser Mann für einen persönlichen Wert und Reiz haben? — Nun, unsere Zeit ist nicht vergeblich eine Zeit des engen Ineinanderschlusses der Künste und Techniken. So war nur eine kurze Weile verstrichen, und die Gestalt des kleinen Kohn bekam Formen, Linien und Leben. Dichtung und Musik hatten sich zum Liede vereinigt, um uns seine Existenz zu künden; nun war es an den bildenden Künstlern, seine Persönlichkeit und die reichen Schicksale seines Lebens uns nahezubringen. Die Ansichtskarte trat ein. Und nun sahen wir ihn endlich, ihn und die ihn suchten. Und bald gab es auch Büsten, plastische Kunstwerke: „Der kleine Kohn“. Eine Woche später drangen wir in sein Familienleben ein, und Frau Kohn und die ganz kleinen Kohns wurden uns vorgestellt. Mählich kam auch Licht über des Mannes

soziale Stellung. Es geht ihm gut; das ist erfreulich und beglückend: es beweist den Volkswohlstand. So freute ich mich, als ich den kleinen Kohn und Frau und Sohn in der Equipage spazieren fahren sah, freute mich der Neidlosigkeit all seiner Freunde, die nach ihm suchten. Ja, sie waren wirklich uneigennützig; denn als der kleine Kohn eine Mark verloren hatte, was doch für einen reichen Mann, dessen Kredit bei solcher Bekanntschaft auch recht groß sein muß, nicht allzuviel bedeutete, da half ihm alles suchen. Die Linden wurden aufgegraben, durchwühlt, in Berlin sagt man „gebuddelt“. Und eine Reihe beweglicher Gemälde zeigt nun die Szene, läßt die aufgeschütteten Wälle, die tiefen Gräben sehen und gibt die Erklärung: „Unter den Linden wird gebuddelt; der kleine Kohn hat 'ne Mark verloren.“ Mit Entrüstung aber ist die Vermutung abzuweisen, daß infolge von Bauveränderung, Asphaltierung „gebuddelt“ wird, in Berlin nämlich. Sollte in Wien in den letzten Jahren der kleine Kohn ebenfalls . . ., aber der brave Mann hat Glück. Die Mark wird gefunden, das Volk jubelt.

Aber nicht immer ist Festtag. Der kleine Kohn hat soziale Nöten. Man weiß, die Rasse. Und da gibt es in Berlin jenen Grafen Pückler, den Dreschgrafen, der so mordlustig ist, und so ist es begreiflich, daß durch ein Bild uns die erschütternde Szene vorgeführt wird, da diese beiden Berliner Gestalten einen Zweikampf der Persönlichkeit der Rassen, der Klassen ausfechten. Es

scheint, das neue Blut blieb Sieger. Denn der kleine Kohn lebte fort, wirkte und quälte die Toren, die finden, daß Straßen auch ruhig sein können. Er überdauerte Frühling und Sommer, und sein Dasein war fruchtbar (an Geschmacklosigkeiten). Als uns der Herbst, der kühle, traurige Herbst aber in die Stadt führte, da erscholl Trauer auf den Straßen, und Wort und Bild kündeten die Botschaft: „Der kleine Kohn, er hat nanu, die ew'ge Ruh', die Mark dazu!“ Der Vers ist nicht schön; aber die Aussicht auf Erlösung war was Schönes. Friede und Ehre ihm, mögen die Totenglocken läuten, der Trauerzug wandle abgemessenen Schrittes dahin, der Grabstein zeige alles Irdischen Vergänglichkeit, wir wollen ihm eine letzte Rede halten, diesem Zeitgenossen, und seine Witwe geht auf die Suche nach einem neuen Ehegemahl. Doch wehe — es war ein Irrtum. Alles mag sich wandeln, der Tod den und jenen wegholen — der kleine Kohn bleibt und bleibt uns. Längst verspottete Romantik erwacht zu seinen Gunsten. Er war nur scheinot. Er lebt. Er ist da. Und wir werden ihn nicht verlieren. Da hilft nun einmal nichts. Ein Phönix, neu gestärkt, erhebt er sich, und sein Bild wird wieder zum Sammelpunkte mancher berlinischen Art.

Ich weiß, das alles ist gehässig, ungerecht, einseitig. Die Friedrichstraße ist weder das Herz noch der Kopf Berlins, und die Größe der Stadt spricht sich in anderen Gegenden aus, im Handelsviertel, und auch im neuen Westen, der sich immer weiter in die Mark streckt und Land und Stadt zueinander bindet

und verschmelzt. Der kleine Kohn aber lebt vielleicht in anderen Städten so gut wie hier, ist ein internationaler Geselle, wie sein Preislied von jener Dummheit ist, die alle Unterschiede der Rassen und Nationen überbrückt. Man sagt, daß auch Wien den kleinen Kohn schon kennt, und durch solchen Austausch wahrer und echter Volkspoesie hat Berlin wiederum von Wien einen Refrain übernommen, den man jetzt hier summen hört, „den letzten Schrei“, wie man in Paris sagt (wo die Gassenhauer natürlich auch nicht viel klüger sind), und der genau so dumm und schal und suggestiv ist, die holde böhmisch-deutsche Melodei: „Servus, Brezina, hat er zu mir g’sagt . . .“  
Es ist ein schönes Kapitel: die Lieder des Volkes.

# **DAS BLUMENMEDIUM**

Nirgends machte sie halt. Im Westen, in den Vororten, dann im Zentrum, dann in der Fabriksgegend — überall beherrschte der Gedanke an eine übersinnliche und übernatürliche Welt die kleinen Geister. Seltsam fürwahr war es anzusehen und mitzuerleben, auf wie schwankem Grunde das Lebensgefühl, die Weltanschauung einer Großstadtbevölkerung erwachsen ist. Ein Kriminalprozeß ohne sonderliche Verwicklungen, ein Fall, tausend- oder doch hundertmal dagewesen, genügt, um Massen in Erregung zu setzen, die Gedanken vieler Tausender in Sphären zu bewegen, die ihnen sonst verschlossen sind. Die nüchterne Stadt war plötzlich fünf Tage lang nicht mehr nüchtern. Oder doch? Höhnische Skepsis und bedrängte Verwunderung wechselten auf sonderliche Art. Der Herr Kriminalkommissär, der die Rothe entlarvt hatte, ihr die Blumen unter den Kleiderröcken hervorgeholt, war der Vertreter des starren Materialismus, der klaren Wissenschaftlichkeit, und die Sonne ruhiger und warmer Aufklärung leuchtete urplötzlich jenem Berlin, das sich schmeichelt, „hell“ zu sein und nicht überwältigt zu werden. Und einen Tag später kam ein alter Herr aus der Schweiz, ein Gerichtspräsident, der höchste Richter seiner Heimat, und gab sein Bekenntnis, seinen Glauben an ein Jenseits, das mit dem Diesseits in spiritueller Beziehung steht, ab, wie dies seit so und so vielen Jahrzehnten so und so viele Männer

in fanatischeren Worten und Schriften getan hatten. Da schien aber wiederum ein Raunen durch die Stadt zu gehen, ein unsicheres Fragen: Ja, ist es denn nicht doch möglich, kann es nicht sein . . .? Wieder einmal erwies sich die Unselbständigkeit und Beweglichkeit der Volksstimmung. So spann sich eine kleine Woche lang eine Tragikomödie der Großstadt um die letzten Menschheitsfragen, und in Moabit, im Strafgericht, war ein Hexenprozeß Anno 1903.

In dieses ominöse Haus ging also, wer authentisch wissen wollte, wohin man, ohne ein Dummkopf oder gar betrogener Betrüger zu sein, seine transzendente Sehnsucht schicken dürfe. Hier in Moabit stauten sich denn auch die Massen. In Scharen waren die Berliner hinausgezogen und in allen Gängen lauerten die Neugierigen. Ein und das andere Mal las man doch auch mehr als Neugierde, als Lust am Sensationchen von den gelben, fahlen, verarbeiteten Gesichtern dieser Männlein und Weiblein. Man scheut sich es auszusprechen, aber es ist doch so: eine fast religiöse Erregung beherrschte viele in diesen Tagen. Und deshalb ist dieser Prozeß Rothe nur in Berlin möglich gewesen, deshalb hat er weit mehr bedeutet als den Betrugsfall einer vielleicht nicht einmal bewußten Schwindlerin, mehr auch als eine verstandesmäßige, sozusagen rechtsgültige Entscheidung über den Spiritismus.

Die Berliner sind ein Volk von Materialisten; jeder glaubt es, und wer in die stimmungslosen Kirchen geht, spürt es. Die Entwicklung dieser Stadt, ihr Lebens-

tempo, die politischen und sozialen Gruppierungen, das alles deutete auf eine Bevölkerung, die nur einen Schein des Glaubens aufrecht erhält und innerlich einen Götzen hat: die Wissenschaftlichkeit, die unverrückbare, greifbare Wirklichkeit. Nun mußte man aber in den letzten Monaten gar keine sehr sensibeln Nerven haben, um zu fühlen, wie andere Flutwellen von Stimmungen, eine nach der anderen, kamen, die Volksseele sich wiederum als ein offenes Gefäß dunkler Ahnungen, blinden Kinderglaubens offenbarte, und der geringe Mensch einem unbestimmten Aberglauben dankbarer zuhört als einer nüchternen Weisheit. Schon vor Monaten war in ebendemselben Gerichtshause in Moabit ein Prozeß gegen einen Kurpfuscher gewesen, der den Staunenden zeigte, wie viel mehr Vertrauen zum ungelehrten wunderwirkenden Arzte als zum Gelehrten die niederen und oft auch höheren Stände haben. Dann brachten die letzten Wochen den Bibel-Babel-Streit, der nicht allein um der Person des Kaisers willen so in die Breite und Tiefe wirkte. Auch hier ist der letzte Grund der nämliche, der im Rothe-Prozeß wirkte: gegen den herrschenden Materialismus steht die Stimmung, das dumpfe Gefühl, eine transzendente Sehnsucht auf. Dieser philosophische Prozeß ist nun ja nichts Neues mehr, und Literaturkundige lächeln, weisen darauf hin, daß gerade in Berlin die neuen Religionen seit Jahren aus dem — immer im Wucherpreise steigenden — Boden schießen. Die Heilsarmee, die in Wien und Paris wenig Hoffnungen hat, ist hier fast schon eine



Macht; da und dort tun sich Literaten, wie die Brüder Hart, zusammen, um eine freireligiöse Sekte (auf Anteilscheine) zu formen, eine neue Religion gewissermaßen als Aktiengesellschaft zu gründen. Ethik und wundergläubige Stimmung, romantische Sehnsucht und Mißstimmung gegen Gelehrten dünkeln — das alles wirkt zusammen, um eine Atmosphäre zu bereiten, in der der Prozeß gegen eine kleine Halbproletarierin zu einem großen Ereignis wird. Ein Lächeln kann nicht ausbleiben über diesen veritablen Hexenprozeß Anno 1903.

Das Berliner Strafgericht ist kein großes Haus. Eine dumpfe, gequälte Luft schlägt hier dem Eintretenden entgegen. Es ist ein roter Bau, nüchtern, klar. In den Gängen strömt alles nach dem einen Saale, wo die Rothe abgeurteilt wird. Kein Platz ist leer; Hunderte aber wollen noch einen Blick in den Saal tun. Drinnen sitzen die Glücklichen fest, denen ein Glücksfall den Platz verschafft hat. Sie, das Publikum, sind die Sehenswerten. Da sitzen sie nun, begleiten die Verhandlung mit ihrem Gemurmel. Bald klingt es spöttisch, bald wieder furchtsam. Die paar überzeugten Spiritisten lächeln überlegen. Derlei ist nicht von ihrer Welt. Mag man weiterhin am dumpfen Unglauben festhalten, sie wissen die Wahrheit. Wenn aber ein Zeuge für die Wunder, diese „Apporte“, Geisterschriften, hellseherischen Gewalten eintritt, leuchten ihre starren und fanatischen Augen doch eine Weile auf. Die Richter, vor allem aber die ärztlichen Sachverständigen, sind ihre Feinde. Eine kalte Eisesluft geht

durch den Saal, wenn so ein Mediziner die begeisterten gläubigen Mitteilungen durch wissenschaftliche Analyse zerpfückt. „Suggestion, Autosuggestion, Hysterie, Neurosen“, dann sehr scharf „halber Schwindel“ — die Skeptiker im Saale triumphieren. Da sitzen sie sehr breit auf ihren Plätzen, meist wohlgenährte Bürger, die einen Freund, eine Frau kennen, die solcher Narretei huldigt, und sich schon freuen, die armen Dummköpfe mit Hohn regalieren zu dürfen. Manchmal hebt ein Gemurmel im Zuschauerraum an; eine Frau erzählt ein wunderbares Erlebnis. Sie zupft an ihrer „Mantille“, reißt an ihren Handschuhen, weiß nicht recht, ob sie ihr Ammenmärchen ernsthaft oder spöttisch berichten darf; ihr liegt an der Wirkung, ob so oder so. Man entscheidet sich dafür, sie auszulachen. Ein junger Spiritist, der die ganze Zeit in den Schriften der englischen Gesellschaft für psychische Forschungen gelesen hat, wendet sich kalt und hochfahrend ab.

Oben vor dem runden Tische aber wandern die Zeugen in endloser Reihe vorbei. Vor ihnen liegen die corpora delicti: die betrügerischen Kleiderröcke, die konfiszierten Apporte. Einer nach dem anderen von den gläubigen oder ungläubigen Zeugen tritt vor. Mechanisch erhebt sich die Zuhörerschaft. Es wird geschworen. Auf der Berichterstattebank bücken sich die Herren, um während der immer wiederkommenden Prozedur weiterzuarbeiten. Im Zuschauerraume benützen diese Stehepause zwei junge Männer, um ihre Körper durch abgemessene

Bewegungen zu erfrischen: Freiübungen. Zwischen Vegetariern, Abstinenzlern, Turnern und Spiritisten scheint eine enge Verwandtschaft zu herrschen. Das merkt man auch an den Zeugen, die vortreten und ihr Sprüchlein hersagen. Welch eine Sammlung kurioser Menschenexemplare: blonde, hagere Germanen mit wallenden Bärten, fanatische grauhaarige Männer mit scharfen Zügen, gebeugtem Rücken und starrem Nacken, dann wieder milde, versonnene Greise, deren Augen weich und treuherzig sind, junge, kräftige, stämmige Männer, die dennoch etwas zittern, wenn sie von den „Phänomenen“ berichten, und dann ein trister Zug von Frauen, meist alte, bejahrte Damen, siebzigjährige Fräuleins in Kostümen von Anno dazumal. Welch seltsame Überhänge und schottisch gemusterte oder gar noch türkisch bunte „Mantillen“ kamen da hervor. Und fleischlose Gesichter mit spitzen Nasen belebten sich in geschwätzigem Eifer, belobten, verwarfen die Gewalt des Mediums. Sonderlich war es zu sehen, wie sie alle, die mehr oder minder Gebildeten, den „Jargon“ dieses Spiritismus beherrschten, sonderbarer noch, wie sie sich schließlich alle gleichsahen, diese Zeugen, die pro und die contra, alle Toren, alle eitle Narren, die ihren Augen so unsäglich viel zutrauten, alle Fanatiker, die pro und die contra . . .

Viele schämten sich jetzt ihrer Gläubigkeit, andere gewannen wieder Mut, da sie von ein paar ernsthaften Männern spiritistische Ansichten hörten. Nicht ein einziger ist bekehrt worden. Die früher

an die Geister glaubten, tun es auch jetzt. Sie haben auch für die unterschobenen Rosen die Erklärung oder sie geben Frau Rothe preis und behalten dennoch ihre Sehnsucht nach einer besseren Welt und ihren Glauben an die Brücke zwischen hier und dort. Und die anderen, die Skeptiker, ihnen kann natürlich auch kein Zeugnis gelten, sie glauben nicht an die Gewalt der Augen, sie glauben nur an das, was sie greifen können. Aber dennoch, von all den Zeugen, die das Gesetz als „Betrogene“ nennt, ist keiner zornig, keiner fühlt sich eigentlich geschädigt. Ja doch, ein biederer Bäckermeister, der für eine Séance mit einem Abendbrot bezahlt hat, zetert. Und ein paar Leute aus dem Budikerstande, die auf den Zuschauerbänken sitzen, murmeln Beifall, als er ausführt: „Ja, und bei solchem Anlasse gibt man doch besser zu essen!“ Der Verteidiger hat den zornroten Herrn aber ins Kreuzverhör genommen. Seine Tochter soll auch Medium sein. „Ja,“ sagte er, „aber zwischen Wissenschaft und Schwindel ist doch eine Grenze!“ — so sind sie alle, fast alle. Bei ihnen ist's eben Wissenschaft. Eine rührende Gesellschaft waren sie, diese Zeugen, die für zwei oder drei Mark Zwingli sehen oder ihre Verstorbenen sprechen, Mittel gegen Rheumatismus haben oder einen verlorenen Schirm wiederfinden wollten. Am besten gefiel mir noch ein frischer, kleiner Student. Der hatte drei Mark berappt. Nun hält ihm der Vorsitzende vor, er sei doch betrogen worden, es seien keine Geister wirksam gewesen, ein Unter-

rock mit geeigneter Vorrichtung — das sei alles. „Um so besser,“ sagt mein Student, „ist's Taschenspielererei gewesen, so war sie so geschickt, daß ich gern das Dreifache bezahlt hätte.“

Man hat Publikum und Zeugen, die Richter, Staatsanwalt und Verteidiger gemustert, bevor einem einfällt, daß ja die berühmte Frau Rothe, die Angeklagte, auch da ist. Nach ihr langten wenige Blicke. Sie ist uninteressant, mag sie nun eine klare Betrügerin oder betrogene Betrügerin sein; als wäre sie wirklich nur ein Kanal für fremdartige Geister, so wenig interessant ist sie selbst. In einer Ecke des Abteils für die Angeklagten sitzt sie da, die Augen zu Boden gerichtet, unbeweglich. Ein alter, verhutzelter Diensthote, so sieht sie aus. Ihre Haut ist gelb, die schwarzen Kleider decken den dürftigsten Körper. Wenn sie spricht, wird sie nervös, dann merkt man die Hysterie, die Augen leben dann auch ein wenig auf. Sie sagt aber nicht viel, macht sich wenig bemerkbar. Ich sehe sie, wenn gegen sie ausgesagt wird, an, und wenn einer für sie spricht — es macht auf sie keinen Eindruck. Oder sie verstellt sich gut. Am ersten Tag hat sie gesagt: „Mein ganzes Leben ist ein Gebet.“ Das ist so ziemlich das einzige Mal gewesen, daß sie pathetisch wurde. Sonst sitzt sie apathisch da, und wenn sie mit einem Zeugen spricht, so sagt sie recht kleinbürgerliche Dinge, wirft den Leuten Liebenswürdigkeiten vor, spricht von Weihnachtsgeschenken, über die sie sich so gefreut hat, und jetzt meine man solche Dinge von ihr . . . Oft mußte ich mich

fragen: Was denkt sich diese zusammengeschrumpfte kleine Frau? Ist sie eine Schwindlerin, müßte da nicht einmal in ihr ein unbändiger Stolz aufleuchten, wenn sie sieht, welche Kraft sie über so viele und oft so intelligente Menschen geübt hat? . . . Oder ist sie selbst gläubig, spiritistengläubig, nimmt sie das alles als Prüfung der Geister, die sie vielleicht einmal beleidigt hat? . . . Muß sie nicht warten, daß irgendein Wunder geschehe, daß sie in „Trance“ verfällt und vor versammeltem Richterkollegium der Geist über sie kommt, die „mediumistische“ Gewalt, Zwinglis oder Flemings Seele oder doch die „Friedchens“, jenes kleinen Mädchens, das so gern aus ihr sprach? . . . Nein, sie verfällt nicht in Trance. Sie sitzt apathisch da, Tag für Tag. In eine Ecke gekauert, sehr unscheinbar — so sitzt die Hexe vom Jahre 1903 im Gerichtssaale des roten Hauses zu Moabit.

. . . Nun ist sie verurteilt worden. Die Richter sagten, sie hat betrogen, ließen ihre Hysterie nicht als strafausschließend gelten, und das Urteil fragte nicht nach transzendenter Sehnsucht. Frau Rothe schweigt. Einige gläubige Spiritisten drücken ihre Hand. Die Skeptiker freuen sich. Betrogene Betrüger — sie alle, das ist das letzte Gefühl, das man aus dem Gerichtssaale fortträgt.

Ich glaube, in hundert Jahren wird der Kulturschilderer dieses Prozesses nicht entraten können, wenn er die Buntheit des Lebens zeigen soll, das herrschte in der nüchternen Stadt Berlin, Anno 1903.

# **BUSTER BROWN**

**Biographie eines jungen amerikanischen Bürgers**

Wenn man jetzt manchmal durch die Avenue de l'Opéra geht, so kann man rechts, wenn man von der Oper kommt, vor einem Schaufenster stets Menschen stehen sehen, die sehr vergnügte Gesichter machen. Ein paar kleine Mädels stehen da und grinsen. Ein alter Herr hält sich die Seiten. Eine junge Dame lächelt. Ein ernster Mann, der wahrscheinlich das Lachen für etwas Unmännliches und Unwürdiges hält, muß doch die Mundwinkel verziehen. Aller Augen aber glitzern. Wenn jedoch gar ein Amerikaner vorbeigeht oder eine von jenen großen, sicheren amerikanischen Frauen, die sich um diese Jahreszeit hier ihre Hüte und ihre Kleider, ihre Schleier, den ganzen Apparat ihrer Schönheit kaufen, dann tritt zur Heiterkeit noch ein besonderer Zug, ein großer, nationaler Stolz hinzu. Denn sie betrachten alle vor diesem Schaufenster des „New-York Herald“ eine bunte Seite, auf der das Bild und die Taten des Buster Brown aufgemalt sind. Dieser Buster Brown ist einer der liebsten Menschen, von denen ich je gehört habe. Darum lebt er ja auch in Wirklichkeit nicht. Oder vielmehr er lebt in so vielen Exemplaren, daß niemand von uns das einzelne Beispiel kennt, wir alle sozusagen den Wald vor lauter Bäumen nicht kennen; es ist ein Typus, den ein helläugiger Mensch drüben, jenseits des Ozeans herauskristallisiert hat, noch wahrscheinlicher nicht mühsam gefunden, sondern laut lachend



entdeckt. Und wie er einmal zum erstenmal seine kleinen Beine, sein rosenrotes Gesicht, diese kreisförmigen runden Ochsenaugen und den kleinen strohblonden Kopf hingemalt hatte, da lebte Buster Brown, seine Eltern erkannten ihn, alle Onkel und Tanten und jeder einzelne Sohn des großen Landes Amerika wußte, daß er irgend einen Neffen oder Cousin mit Namen Buster Brown sein eigen nennt. Wir in Europa wissen eigentlich noch wenig von ihm. Nur ein paar Menschen, die das Leben zu genießen verstehen, sammeln bedächtig diese Sonntagsblätter mit den Lebensberichten des kleinen Buster. Die anderen kümmern sich schon deswegen nicht viel um ihn, weil er ein kleiner Bub ist und weil er lustig ist und man gar keine traurige Weisheit, gar keine deprimierende Lehre aus seinen Taten und Leiden ziehen kann. Und das ist doch für uns Deutsche und Österreicher etwas ganz Sicheres und Ausgemachtes, daß wir uns fast nur jene Gestalten fremder Länder aneignen, anfreunden, zu unserem eigenen Besitz machen, indem wir sie kopieren und nachäffen, die irgend etwas Tristes, Sentimentales und Melancholisches haben. Wenn irgendein Russe die Menschen aus dem Nachtsyl in ein ganz schreckliches Licht setzt oder irgendein Skandinavier uns das Herz herausreißt, wenn die Menschen so tief in ihre Seele bohren, daß sie aufschreien, dann können wir sicher sein, daß diese Gestalt uns zerlegt und wieder zusammengesetzt wird, zuerst analysiert und dann in einer neuen, noch schrecklicheren Synthese wieder kombiniert,

und daß ein paar Monate, nachdem das Buch im Original erschienen ist, wir nicht nur deutsche Kopien dieser Dichtung haben, sondern auch von Snobs leiden, guten, wirklichen, unverfälschten Snobs, die genau so herumlaufen mit zerbohrter Seele und den oft genug gelingenden Versuch machen, uns das Herz herauszureißen. Wenn in Frankreich irgendein dekadenter Typus aufkommt, oder in England oder in Italien, so mehren wir stolz unseren Besitz und ruhen nicht, bevor wir auch eine pauvre lionne oder einen spleenigen Jüngling haben. Eifrig bemühen wir uns um die Typen fremder Länder, nur dürfen sie nicht lustig sein, nur muß der Lebenston, der sie umgibt, die Atmosphäre, der sie entsteigen, traurig, wenn's irgend geht, negativ sein. Ich sehe aber wirklich nicht ein, warum wir nicht manchmal lachen sollen.

Ich kenne diesen kleinen Buster Brown nun doch schon ein paar Jahre. Zuerst war er wirklich ein Dreikäsehoch, kaum dem Gitterbette entronnen, und seine Eltern, die selber noch ganz jung sind, eigentlich ein Bub und ein Mäderl, saßen staunend vor dem neuen Leben und wußten sich gar nicht zu helfen vor Verwunderung über dieses Gewächs. Mählich lernt er erst das Leben erkennen, lernt, was Kultur ist, nämlich, wie das die Physiologen heute so gescheit sagen, sich daran gewöhnen, niedere Reflexe und Triebe durch höhere zu ersetzen, und so kam er dann in jener bewundernswürdigen Entwicklung vom Kind zum Menschen, die die Philosophen oft genug das größte Wunder

der Welt genannt haben, dazu, mit einem schwarzen Pinsel das rosige Fleisch und die bloßen Arme eines würdigen Damenporträts im Speisezimmer zu übermalen, so daß den Gästen bei Tisch plötzlich eine Negerin entgegenfletschte, lernte es im weiteren Verlaufe seiner biologisch nicht zu unterschätzenden Evolution mit den raffiniertesten Produkten unserer Kultur umzugehen, eine kleine elektrische Batterie in das Badewasser seines Vaters zu setzen und eine Reihe von jenen „practical jokes“ auszuführen, die denn doch etwas ganz anderes, Lebensvolleres und Fruchtbareres sind, als die Wortwitze der Lustspiel-dichter.

Man hat soeben zwei Beispiele aus seinem Lebensgange bekommen, aber es sind ärmliche Exempel, die den Reichtum und die Fülle seiner gesammelten Taten kaum andeuten können. Hübsch ist's auch, wenn er auf den so schön imitierten Pelz seiner Mutter ein nettes, freundliches Plakat klebt, auf dem man lesen kann: „Das ist nur eine Imitation für fünfzehn Dollars.“ Reizend ist's, wenn ihn seine Eltern, diese verspielten, jungen, miteinander so zärtlichen und gegen Buster so grausamen Eltern frozzeln wollen und ihm auf einen neuen, eben heimtückisch geschenkten Stuhl eine Nadel legen, damit er sich verwunden soll, und er das durchschaut und diese beiden Eltern in die Grube stößt, die sie ihm gegraben haben. Entzückend ist es, wenn er schließlich (man übersehe diese Periode einer menschlichen Entwicklung niemals) die Natur entdeckt, die Pferde, Hunde, Gelsen und Bienen.

Von alledem haben wir nicht durch trockene, harte, wissenschaftliche Worte erfahren, sondern durch rote, blaue, grüne und gelbe Bildchen, auf denen der junge Vater, die ängstliche Mutter, der rosenrote Buster und später eben in jenem jetzt angezeigten Entwicklungsmoment auch Tige, ein sehr schöner Hund, eine Rolle spielt. Tige, ja das ist ein Hund, wir alle kennen seinesgleichen. Er kann lachen, wenn nämlich Buster wieder irgend etwas angestellt hat und es zuerst den anderen Menschen und dann ihm selbst sehr schlecht geht. Tige ist auch ein glänzendes Argument gegen alle jene Tierphysiologen, die behaupten, daß Hunde nur Instinkt haben und kein Unterscheidungsvermögen und keine Denkkraft. Tige weiß oft genug im voraus, daß es sehr unangenehme Folgen haben kann, wenn man kleine Frösche in einen Briefkasten steckt, den zwei Minuten später der Postmann aufmachen muß, daß die traurigsten Konsequenzen sich ergeben, wenn der Riemen, der ein Pferd mit einem Wagen verbindet, durchgeschnitten wird, und eine alte Dame, den Kopf nach rückwärts und die Beine nach oben, auf das Pflaster fällt. Tige hat die Gabe der Rede genau so gut wie Buster, genau so gut wie sein Vater, genau so wie seine Mutter; denn das Papier ist geduldig, und dieselben kleinen Schilde, die der Zeichner dem Buster Brown aus seinem Munde heraushängen läßt und auf deren weiße Felder er seine Weisheiten schreibt, hängen auch aus Tiges bravem Maul hervor und teilen mit, wie sich in der Seele oder im Nervensystem, in den

vasomotorischen Zentren des Tige die Welt abspiegelt. Eine Wissenschaftlichkeit muß nämlich ebenso gut sein für den Tige wie für den Buster, denn dieser Tige hat eine menschliche, mildtätige Seele, und eines Tages erfahren wir sogar, wie er einen kleinen Hund adoptiert. Der kleine Hund ist ein „poor homeless dog“ und Buster lehrt ihn Tricks, weil doch auf der Welt, wie wir alle wissen, ein jeder arbeiten und ein jeder irgendein Amt der Natur verwalten muß und weil nach dem national-ökonomischen Prinzip der Arbeitsteilung, das Buster im Gefühle hat, es ganz klar scheint, daß zwei Hunde und ein Bub viel mehr amüsante Dinge ausführen können, als ein Hund und ein Bub. Immerhin, dieser „poor homeless dog“ erlebt nur einen Tag der warmen Üppigkeit, denn — so wirr ist eben die Welt — als das Trio soeben seine erste Tat ausgeführt hat und einen großen Tisch, besetzt mit Geschirr und Glas und, wie Homer sagen würde, vielen köstlichen Gerichten, kunstvoll durch eine Erschütterung von unten umgeworfen hat, da machen diese Eltern, die gar kein Gefühl für den Altruismus haben, die Adoption Tiges rechtsungültig, und der Hund muß wieder wie nur irgendein verstoßenes Kind unserer naturalistischen Literatur auf die rauhe, eiskalte Landstraße hinaus. Es ist schon einige Male mystisch, wie sich das gehört, angedeutet worden, daß Buster Brown bereits jene Erfahrung gemacht hat, die das Jünglingsalter vom Mannesalter angeblich trennt, tatsächlich aber in unserer ach so harten Zeit schon

früh in das Leben des Weltbürgers eingreift: Das ist nämlich die Erkenntnis von der Unabänderlichkeit der Geschehnisse, daß es Schicksale gibt, die keine Worte, keine Bitten und kein Flehen mehr abwenden können, daß Dinge, die man tut, und andere, die sich, ohne daß man sich vorher darüber klar ist, ereignen, ihre Folgen haben können, Folgen, so hart und schwer für das Gemüt dessen, den sie betreffen, als hätte sie Cassandra selbst ersonnen. Buster Brown hat's oft genug erlebt; das Blut floß lustig in seinen jungen Adern, und seine Muskeln waren stark, die Sonne schien, und irgend etwas mußte doch geschehen. Er ist kein Bösewicht, Buster Brown. Er ist nur ein gesunder und lebendiger Mensch. Denn mit einemmal, während der Spaß eben am besten ist, bewölkt sich der Himmel, und eine Mutter oder ein Vater, manchmal sogar irgendein ganz untergeordnetes dienstbares Wesen, stürzt, mit einer riesengroßen Bürste bewaffnet, auf diesen kleinen Menschen zu, und ohne irgendwelche Rücksicht auf die sonst in dem allgemein anerkannten Ehrenkodex aufbewahrte Moralregel, daß man einen Unbewaffneten nicht angreift, und daß jeder Zweikampf angesagt werden muß, spürt Buster Brown plötzlich, wie er in eine ihm sehr unsympathische Lage gebracht und mit einer — Bürste geprügelt wird. Die Bürste als Prügelinstrument notiere man unter Ethnologie, fremdländische Gerätschaften. Von Zeit zu Zeit hängt er so, wenn das gerade die besonderen Bedingungen seiner Missetat erfordern, über dem geöffneten Rande eines

Koffers, den Kopf nach innen, die Beine nach außen, und die Bürste arbeitet. Ein anderes Mal sieht man ihn auf der Straße zwischen Vater und Mutter laufen, nein, laufen ist nicht der richtige Ausdruck, er hängt in der Luft, rechts und links von einem Arme gepackt, und wird einer geschlossenen Droschke zugeschleift, aus der man dann kleine Ausrufe hervorkommen sieht, auf den Zetteln der Zeichnung nämlich, die sich meistens auf „Ah“, „O“ und „Stop“ beschränken. Eine halbe Stunde später sieht man dann Buster Brown das eine Mal gefaßt, wie ja spartanische Helden gewesen sein sollen, das andere Mal doch etwas verwirrt in seiner Lebensanschauung und seiner Kleidung dastehen. Manchmal hat er einen kleinen Polster um jenen Teil seines Körpers gebunden, der ihm Schmerzen zu bereiten scheint, und spricht dann aus: „Mein Herz sitzt am rechten Fleck, aber es ist nicht der, wo ich Prügel bekomme.“ Und immer faßt er dann einen Entschluß.

Aus diesen „resolutions“, die er immer mit der Gesetzesformel „resolved“ einleitet, wird jene spätere Zeit, auf die wir uns so gern berufen, einmal eine ganze Reihe von moral-philosophischen Sätzen ableiten, die das Gefühl der Generation von 1930 in ihrer jugendlichen, keimartigen Veranlagung zeigen. Resolved wird da, wie das mit Eltern überhaupt ist, wie das, was diese erwachsenen Menschen Erziehung nennen, einerseits ein Versuch zur Bändigung unserer besten Triebe ist, woraufhin, wie man in dem Buch des Dr. Freud in Wien, den allerdings Buster Brown

nicht kennt, lesen kann, oft genug die Hysterie in späteren Jahren nicht ausbleibt; anderseits zeigt sich diese Erziehung als eine ganz egoistische und mit den Lehren einer wahren Moral scharf kontrastierende Art, der eigenen Bequemlichkeit alles unterzuordnen, sich selbst zu schützen, statt das Beste aus den Kindern hervorzuholen, was wiederum Frau Ellen Key in Schweden, die ihrerseits vermutlich Buster Brown nicht kennt, in vielen und sehr langen Essays von Zeit zu Zeit ausspricht. Das Wertvollste dieser moralischen Auseinandersetzungen und Schlußbetrachtungen, die man eigentlich auch Marterln nach bäuerlicher Art nennen könnte, ist immer, daß sich jene fürchterliche Gegensätzlichkeit zweier Generationen, der Eltern und Kinder, offenbart, die im traurigsten Ton oft genug, im heiteren aber nie so bezwingend dargestellt worden ist, wie in den Abbildungen von Buster Browns Leben und Leiden. Ist er nun wirklich so ein ganz verkommener, so ein ganz schlechter Mensch, dieser Buster Brown? der gar keine Rücksicht darauf nimmt, daß seine Mutter Gespenster nicht leiden kann und ihre Freundinnen Mäuse nicht, und der deshalb drei kleine, liebliche weiße Mäuse aus seinen Ersparnissen ankauft und in das Zimmer führt, in dem die Damen Bridge spielen. Oder ist er vielleicht nur ein Liebhaber des Studiums menschlicher Bewegungen, der es entzückend findet, wie plötzlich aus einem ruhigen Zimmer, in dessen Mittelpunkt vier schön angezogene und würdige junge Damen sitzen, der Schauplatz eines wilden und stürmischen Hin- und



Herlaufens wird, daß plötzlich Tische zu Stühlen und Schränke zu Fauteuils werden, daß ruhige Beine plötzlich zu zappeln anfangen und Jupons, die ihrem Wesen nach nach unten hängen, plötzlich ganz verwurstelt um die Füße von Frauen schlagen, die nicht wissen, wo sie sich vor drei kleinen Tieren erretten sollen, die selber gar keinen dringenderen Wunsch haben, als in irgendein Loch zu kriechen. Ist Buster Brown wirklich so ein fürchterlicher Bösewicht, weil er einen Stier photographieren will wie unsereiner eine schöne Frau? Ist er ein hoffnungsloses und verworfenes Geschöpf, weil er eines Tages seine Kleider mit Sägespänen und Strohhalmen so anstopft, bis sie ganz die Form des leibhaftigen Buster Brown haben und diese Puppe dann in der Abwesenheit seiner Mutter zum Fenster hinterwirft, wo sie dann zerschmettert und armselig auf dem Pflaster liegen bleibt, bis die Mutter nach Hause kommt und aufkreischt, weil der arme Buster aus dem Fenster gefallen ist? Nein, er ist kein Bösewicht. Wir alle, die ihm dankbar sind, bestätigen es, und sein Vater, nämlich sein wirklicher Vater, nicht dieser kindische, junge Mensch, der ihn immer mit einer Bürste schlägt, sondern Herr R. F. Outcault versichert es in der Einleitung der ersten Sammlung Buster Brownscher Taten, die in New York bei Frederic A. Stockes Co. schon 1903 erschienen sind. Er ist, wie man da liest, kein schlechter und kein ungezogener Bub, er ist ein lebendiger und betriebsamer kleiner Mensch, voll von Energie und Einfällen. Und er hat die

menschenfreundliche Absicht, die auch aus seinen ganz runden Ochsenaugen hervorleuchtet, die Leute zum Lachen zu bringen, selbst wenn er jede Stunde Prügel kriegen soll.

Wohin kommen nun alle die Busters? Vor zwanzig Jahren hat es sie ja auch gegeben und in zwanzig Jahren wird es sie wieder geben. Sterben sie alle früh, wie überkluge Kinder das angeblich tun? Oder wachsen sie aus den kurzen Hosen wirklich so ganz heraus, daß man sie gar nicht mehr erkennt? Busters Freundin, das kleine, weißgekleidete Mädchen Valentine, das den englischen Freund ihres amerikanischen Freundes küßt, die finden wir wieder, nach zehn Jahren, nach fünfzehn Jahren, in Monte Carlo, in Kairo, in Kalkutta, in Paris. Aber wo sind die Busters? Sie sind weg. Die großen Amerikaner machen Geld, arbeiten für ihre Frauen, aber sie haben keine kreisrunden Augen mehr. Und hat wirklich einer einen schon so lachen gesehen wie Buster Brown lacht? Wenn z. B. seine Mama Angst vor Geistern hat, oder Tige lacht, wenn Buster Brown trotz allen Warnungen ihm nicht folgen wollte und dann in eine ganz jämmerliche Situation geraten ist?

Mein lieber Buster, leb' uns noch lange! Einmal in der Woche möchte man gern vergnügt sein.

DER „HERR“.

Ihn habe ich in der altmodischen Kneipe von Simpson am „Strand“ in London wiedergefunden. Er saß da, bröckelte an seinem Chesterkäse herum und brummte in den gelben, etwas verwaschenen Schnurrbart. Die große rote Hand griff, öfter als man es in Europa gewöhnt ist, nach dem Whiskyglase, und seine Augen, die etwas schwammen, sahen sich von Zeit zu Zeit mit vielem Mißbehagen nach den anderen Gästen um. Es gefiel ihm scheinbar in dieser sonst so gemütlichen Atmosphäre gar nicht. Nichts war ihm recht, und ich mußte sehen, wie der behäbige Kellner schließlich aufatmete, als er das Tischchen von sich wegschob und, nochmals uns alle unzufrieden anblickend, der Türe zuging. Als er bei mir vorbeikam, blieb er einen Moment stehen, seine Stirn hellte sich auf, und er schien sich an gute Zeiten zu erinnern, als er mich grüßte.

„Wie ist's in London?“ fragte ich ihn. „Die Kultur hat doch ihre Reize, nicht wahr?“

„Hier ist's besser als im Urwald?“ wollte ich hinzufügen, als er mich schon unterbrochen hatte, und eine Flut von Verwünschungen über dieses Leben, das eines Menschen gar nicht würdig sei, zwischen seinen gelben Zähnen hervorbrach.

„Was hat denn einer hierzulande?“ tobte er. „Wer kümmert sich hier überhaupt um einen? Was ist man? Um jedes Butterbrot muß man einen Kniefall tun, und wenn ich jetzt abends

über die Treppe in dem elenden Boardinghaus nach Hause komme und auftrete, wie es einem Manne geziemt, dann wissen sich die Weiber wieder nicht zu fassen, weil ihre zarten Nerven es nicht aushalten, wenn mein Fuß den Boden berührt. Die Schlangen und Ratten bei uns im Dschungel waren weniger nervös. Und wenn man hier jemandem ein vernünftiges Wort sagt, gleich ist man der brutale Bär. Und diese Dienstboten! Jede eine Lady. Und einen richtigen Diener, der einem die Schuhe auszieht, wenn man müd' ist, der einem wirklich ‚dient‘ wie bei uns drüben, . . . na vielleicht kann sich das der König leisten! Und da behaupten die Leute, daß hier das Leben bequemer ist. Und der Nebel, und der Regen! Ich wollte, es wären wieder vierzig Grad im Schatten und ich könnte dem braunen Kerl, der die Punkah zieht, zur Belebung seiner Laune einen gelinden Tritt versetzen.“

Er erzählte noch einige Minuten so weiter, und das ganze Mißbehagen eines Mannes, der in den Tropen gewöhnt gewesen war, seine Natur in ziemlich weiten Grenzen entfalten zu können, strömte aus. Ich mußte mich immer wieder erinnern, was für ein heiterer, allen Reibungen der Existenz gewachsener und vor allem im Wesen junger Mensch dieser alte Herr gewesen war, als ich ihn vor fünf Jahren in der Nähe von Kalkutta besucht hatte.

Sie fand ich an einem der nächsten Tage in einem großen Konfektionshause wieder. Sie war seine Frau, vielleicht sechsunddreißig Jahre alt, und

drüben war sie jeden Morgen ausgeritten und hatte beim Tennis die Bälle am weitesten werfen können. Ihr Lächeln, der Glanz ihrer Augen, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen war mir alle die Jahre hindurch in fröhlicher Erinnerung geblieben. Nun stand sie nervös zitternd da, hatte sich den Geschäftsführer kommen lassen und beklagte sich mit bitteren und spitzen Worten über ein blasses Ladenmädchen, das ihr, wie sie behauptete, eine unhöfliche Antwort gegeben hatte. Überhaupt, man bemühte sich nicht genug um sie, ob man nicht sehe, mit wem man es zu tun habe? Ihr Ton war kalt, hochmütig, und ich mußte entdecken, daß sie jetzt häßlich und alt war. Ich hätte mich an ihr vorbeigeedrückt, aber ich mußte immer wieder an die Stunden in ihrem hübschen Haus drüben auf roter Erde denken, an die frische und liebenswürdige Art, mit der dieses Ehepaar dort das Leben mit allen seinen Schwierigkeiten und Zwischenfällen genommen hatte, und es reizte mich, selbst darüber Klarheit zu bekommen, was der Grund dieser so einschneidenden Änderung der beiden Menschen war. Ich machte den Versuch, die Dame zu besänftigen, aber noch als wir in der Teestube saßen, war ihre Laune ganz elend. Der Tee schmecke nach Seifenwasser, erklärte sie, das Gebäck war nicht genügend frisch, die Milch sicherlich von einer Ziege. Und dann sah sie mich mit Augen an, in denen plötzlich etwas wie ein Traum aufschimmerte, und sie begann davon zu sprechen, um wieviel besser alles „bei uns“ gewesen wäre.

„Bei uns“ — das war jenes kleine verandenreiche Haus zwischen Palmen, das war der Schatten und die Ruhe auf großen Liegestühlen nach heißen Sonnentagen, während jedem Ruf, den man noch so leise ausgesprochen hatte, gleich einer der vielen Diener oder eine der Dienerinnen gefolgt war. Alles andere war vergessen. Daß man oft kein rechtes Fleisch bekommen hatte, daß man sich hüten mußte, ein Glas Milch zu trinken, das nicht den Stempel der Regierungsfarm trug, also pest-sicher war, daß es außer den gelegentlichen Parade-märschen, Pfeifen und Trommeln jahraus, jahrein keine Musik gab, daß alles Bedürfnis nach geistiger Anregung durch die eintönigen Bridgepartien gedeckt werden mußte, und daß man vom Tage der Rückkehr aus Europa nach der seltenen Urlaubsreise die Stunden gezählt hatte, bis man nach dreijähriger Arbeit wieder aufs Schiff gehen konnte: von alledem, von der Sehnsucht nach dem alten Europa, das ihr Herz oft so schwer gemacht hatte, schien sie nichts mehr zu wissen. Nur daß hier das Leben eng, und die Tage trotz den vielen Dingen, die man hätte sehen oder hören können, von endloser Ausdehnung waren, daß das Essen schmal, wenn auch gefahrlos sei, die Menschen zwar alle englisch sprächen wie sie selbst, man sich aber mit ihnen nicht verständigen könne, weil ihr Horizont ein so ganz anderer sei, kurz, daß das Leben langweilig und mühsam sei — das wußte sie mir an kleinen und großen Beispielen klarzumachen. Ein tiefer Grund von Unzufriedenheit, von einer schwer

und unfreudig getragenen Existenz lag unter allen diesen oft an Kleinliches anknüpfenden Bemerkungen der Frau, die ich drüben nie hatte klagen hören über Anstrengungen, über Gefahren, die mutig in den Urwald geritten war, und die heute in der Stadt des größten Komforts als ein altes, klagendes Weib erschien.

Ich erzählte ihr, daß ich ihren Mann vor ein paar Tagen im Restaurant getroffen hätte, und ein dunkler Schatten deckte ihr Gesicht. In dieser Ehe schien es nun etwas Trauriges zu geben, und ich mußte wieder daran denken, wie scharmant der Ton dieser beiden Menschen zueinander drüben gewesen war, wie sie die gleichen Interessen gehabt hatten, wie jung ihr Wesen einander gegenüber noch nach jahrelanger Ehe geschienen hatte. Was war geschehen?

Ich hatte einen Augenblick geschwiegen, und die Frau, die nun mit einem mühsamen Lächeln den Ton wiederzufinden suchte, in dem wir uns vor einigen Jahren so gut unterhalten hatten, merkte, daß mir etwas durch den Kopf ging. Sie war klug, und sie hatte einen Teil von der Welt gesehen; so brauchte ich ihr nicht viel zu sagen, damit sie merkte, wie sonderbar ich den Wechsel in der Art, die sie ebenso wie ihr Mann hatte, fand.

„Ja, wir sind alt geworden. Und was das Schlimmste ist, es wird von Tag zu Tag ärger. Und wir vertragen uns nicht mehr so gut. Jetzt sind wir ein Jahr zu Hause. Wenn dieses graue Land hier, diese engen Häuser, dieser blasse Himmel überhaupt ein Zuhause ge-



nannt werden kann. Ich glaube, wir haben seit Monaten nicht mehr gelacht, ich nicht und Charles nicht. Und denken Sie, wir haben angefangen uns zu zanken. Jahrelang hatten wir gar nicht verstanden, daß das Menschen tun können, und wenn wir unser Urlaubsjahr in Europa verbracht hatten und da und dort gesehen, wie sich selbst Leute, die einander gern haben, ohne rechten Grund quälen, was für einen strengen und häßlichen Ton die Leute überhaupt miteinander haben, da lachten wir sie aus, und jetzt? Ich glaube wirklich, aus lauter Langeweile streiten wir uns. Mir ist nichts recht, was er tut, ihm ist nichts recht, was ich beginne, und uns beiden kann es kein Dritter recht machen. Immer spüren wir die Ellenbogen anderer Menschen, und manchmal sitze ich tagelang da und heule. Ja, denken Sie, ich heule, und Sie haben, als Sie bei uns drüben waren, immer gesagt, die Wände unseres Bungalow schallten nur so vom Lachen. Und dabei wissen wir beide nicht, was eigentlich los ist. Eignet hat sich eigentlich nichts — und wir hatten uns doch so gewünscht, wieder nach Hause zu kommen.“

Ich sah die beiden Leute in den nächsten Tagen und Wochen noch mehrmals. Es war wirklich gar kein besonderes Unglück in ihr Leben getreten, sie hatten sich freiwillig nach England zurückbegeben und doch, beide schienen keine gute Minute mehr zu haben. Die Dinge, die sie drückten, waren alle, wenn man sie einzeln ansah, nicht sehr wichtig; so oft wir darüber sprachen — ein anderes Thema,

als den Unterschied zwischen hier und drüben interessierte beide ja nicht — gab er wie sie auch zu, daß sie ungerecht wären, daß die Existenz in einer europäischen Großstadt eben nicht anders sein könne, daß es nur an ihnen liege, und doch . . . In allen Dingen spürten sie die Grenzen. Man kann nicht besser sagen, worunter sie litten, als wenn man ihre Klagen wiederholt: Drüben waren wir die Herren.

Fürs erste klingt das wie ein Rückfall in rohe Wünsche, scheint, als ob diese Menschen nur glücklich sein könnten, wenn sie andere quälen durften, und gibt ein grelles, ungerechtes Bild vom Leben in den Kolonien. Und doch ist dieses Gefühl, daß man dort der Herr war, und daß darum das Leben trotz mancher Entbehrung und vieler Arbeit lebenswerter gewesen sei, nur der Ausdruck für das Bedürfnis nach einer freieren Art des Daseins, nach einer natürlichen Beziehung zur Natur, nach der Möglichkeit, seine Persönlichkeit ohne allzuviel Hemmung spielen zu lassen. Meine beiden Freunde waren gewiß nicht vom Tropenkoller besessen gewesen. Wenn ihnen auch in einem Gebiet, in dem jeder Tag ein Kampf ist, die Sentimentalität abhanden gekommen war, ihre Diener hatten diese Hausfrau sehr gern gehabt, die Angestellten diesen Großkaufmann als Freund geschätzt. Nun aber konnten sie eigentlich weder einen rechten Verkehr, noch auch in den Realitäten des Lebens die richtigen Umgangsformen finden. Was das Leben in einer großen europäischen Stadt

leicht und reizvoll macht, das schätzten sie nicht. In allem suchten sie die persönlichste Beziehung, etwas, was nur für sie da sein sollte, und wenn sie, was ja überall geschah, merkten, daß sich nicht alles um sie drehte, daß niemand sie sehr wichtig nahm, daß es schließlich auch ohne sie ginge, dann fühlten sie sich als Enterbte, als Kinder, die man aus glücklichen Träumen geweckt hat. Sie hatten genug zu leben, aber sie fühlten sich dennoch als Bettler. „Wie muß man hier rechnen!“ klagten diese Leute, die schließlich gewiß dreimal soviel hatten, als ihre Nachbarn. „Hier muß man auf dem Omnibus sitzen, und selbst wenn ich mir ein Cab nehme, steht da der Policeman; sobald wenn er seinen Stock hebt, muß mein Wagen still hinter den Lastgefährten und Omnibussen warten. Vor zwei Jahren noch hätte ich den Mann niedergeschlagen, der verlangt hätte, ich solle warten!“ Es wäre ja nicht so arg gewesen, denn die Herrschaft des Stocks hat auch in den Kolonien ziemlich nachgelassen. Aber wahr ist an allen diesen Seufzern das eine, daß der weiße Mensch drüben, selbst wenn er kein Millionär ist, im Vergleiche zu den gutgestellten Menschen unserer Länder ein Herrenleben führt. Er ordnet an, was andere ausführen. Er arbeitet mit Gehirn, Phantasie, Willen und Energie, und die niedrige Arbeit fängt bei einer weit höheren Stufe an, als in unserer Zone. Wie die Arbeit, so geht auch der Lebensgenuß, gehen alle sozialen und gesellschaftlichen Beziehungen in weniger engen und schroffen Grenzen vor

sich. Man hat eine leichtere Hand nicht nur im Beherrschen, sondern auch im Schenken, im Bereiten fremden Vergnügens; man gehorcht leichter dem eigenen Impulse, weil man sich seltener dem fremden Machtspruch fügen muß. Man ist ein Herr, wenn man auch den ganzen Tag, um Geld zu verdienen, um materielle Kultur, Zivilisation zu verbreiten, sich plagen muß. Die Kraft wird aufs äußerste angespannt, weil man die Wirkung dessen, was man tut, bald und rasch sehen kann. Für manchen Erfolg in der Kolonie wird man den Grund darin finden, daß die ersten Wirkungen sich dem Auge schnell gezeigt haben. Die Herrenexistenz drüben in den Tropen bedeutet nicht Genuß des Nichtstuns, sondern Genuß der Arbeit. Daraus ersteht jenes Gefühl der Sicherheit und Heiterkeit, das man an so vielen Menschen drüben entdecken kann, selbst wenn sie es schwer haben. Solange sie drüben sind, wissen sie vielleicht gar nicht, was ihnen diesen Ton gibt. Es fehlt ihnen soviel von dem, was wir hier Kultur nennen, ihr Herz verlangt so oft zurück nach der alten Heimat, daß sie erst dann, wenn sie wieder ganz zurückgekehrt sind, merken, wie hart im Raume sich die Dinge des europäischen Lebens stoßen. Alle die kleinen Dinge, die verhältnismäßig geringe Kraft des Geldes, die Nötigung, sich viel genauer über äußere Bedingungen Rechenschaft zu geben, die Grenzen der Räume, in denen man wohnt, und selbst das Klima, der Mangel an Sonne und Wärme, all das sind vielleicht nur die Zeichen von etwas

Tieferem, an das sich die Menschen, die drüben geschafft haben, leicht gewöhnen und das sie dann in der Alten Welt immer entbehren: das Gefühl des Herrn. Das ist es, was ihnen fehlt von dem Tage an, wo sie den letzten dunkelgefärbten Mann auf dem Ozeandampfer gepufft und dann mit ein paar Kupferstücken glücklich gemacht haben. Alle Erwägungen und Überlegungen über Humanität, Zivilisation helfen denen nicht, die dieses Geheimnis einer freieren Existenz gespürt haben.

Man soll nicht denken, daß es Zügellosigkeit ist, was diese ehemaligen Herren nun entbehren. Wer die Verhältnisse drüben mitgelebt hat, weiß, daß überall dort, wo sich schon feste Ansiedlungen, bestimmte Formen des gesellschaftlichen Verkehrs gebildet haben, als das Maßgebende für jeden weißen Mann die ungeschriebenen, aber zwingenden Gesetze eines sehr ausgebildeten Familienverkehrs gelten. Wenn in einer Beziehung, — und zwar in der tiefsten: also in der auf die Lebensarbeit hinzielenden — jene größere Freiheit gilt, die ihre Wurzel in dem eigenen Verantwortlichkeitsgefühl und Hochgefühl des weißen Mannes als des Trägers der Zivilisation gegenüber dem niedrigstehenden Gewimmel der Farbigen hat, so ist in vielen anderen Fragen gerade aus demselben Kreis von Motiven heraus die Grenze der Sitte und Gewöhnung eine sehr strenge. Es ist nicht wahr, daß drüben jeder tun mag, was er will, aber es ist wahr, daß drüben jeder tun darf, was er mit dem Gesetze der eigenen einmal bewußt gewordenen Herrennatur vereinen

kann. Der weiße Mensch weiß drüben, daß er sich nicht gehen lassen darf in auch nur einigermaßen wesentlichen Dingen, wenn er die Distanz aufrecht erhalten will, die ihm seine Stellung gibt und geben muß. Er muß seiner Instinkte gewiß sein. Will er ein Herr bleiben, so muß er im Guten, im Ernstesten ein „Herr“, ein hoch organisiertes Wesen sein.

Er darf einmal zornig sein, aber er darf in keiner Stunde die Herrschaft über sich so verlieren, daß der Eingeborene über ihn lacht. Er darf nie einem anderen Weißen gegenüber einen Ausdruck haben, der nicht den Abstand aufrecht erhielt, der zwischen jedem weißen Mann und dem dunklen herrschen soll. Und das ist auch der Grund für jenes Allerschrecklichste, das einem Menschen unseres Blutes drüben geschehen kann. Er ist ewig und rettungslos und in unbekannte Welten verloren, wenn er aus irgendeinem Grunde auch nur einen Schritt aus dem Bereiche seiner Blutsgenossen getan hat. Daß der Weiße in einem besonderen und nicht leichtfertigen Sinne drüben der Herr ist, bringt es mit sich, daß es ein weißes Proletariat nicht geben darf. Als weißer Mensch in völlige Armut geraten, ist in den Kolonien nur das Schicksal von Menschen, die die Willenskraft eingebüßt haben, und für die kann es keinen Platz geben. Sie sinken weit tiefer als der ärmste Dunkle, sie haben keinen Weg mehr hinauf; ihre Seele zuckt wohl noch manchmal in Leiden auf, aber ihr Blut geht nicht mehr in jenem Rhythmus, der nötig ist, damit sie

als Herren leben können. Es ist die ärgste Seuche, die den Europäer ergreifen kann, die schlimmste Vergiftung des Organismus, die psychische Pest.

Wenn man in England oder bei uns in jenen Städten, die transozeanische Beziehungen haben, sagt, daß für einen bestimmten Menschen unser Leben zu eng ist, daß er in die Tropen gehen soll, weil man nur dort noch ein freieres, ein Herrenleben führen kann, so muß man das recht verstehen. Es ist wahr, daß man dort seine Pläne, wenn sie Fruchtbarkeit in sich haben, leichter in die Wirklichkeit umsetzen kann, weil die Erde noch jung, die Luft stark, die Sonne heiß ist. Aber man meine nicht, daß das Leben des Herrn drüben ein schlaffes ist, man sich alles oder nur vieles erlauben darf; die Weite bedeutet den Umfang des möglichen Erfolges, sie bedeutet auch die Größe der Energieleistung, die jeder sich selbst abverlangen muß; die Freiheit, die dieses Wort vom „Herrn“, wenn man es richtig nimmt, ausdrückt, ist jene große Freiheit, die ihre Grenzen im eigenen hochgesteckten Wollen hat. Weil die Menschen drüben etwas leisten, das größere Perspektiven hat als die mehr spezialisierte Arbeit des einzelnen in unserem Leben, weil die Geste schöner und reicher und bewegter ist, bekommen die Menschen das Gefühl von Sicherheit, aus dem heraus Heiterkeit wächst und neue Kraft, Anstrengungen zu ertragen.

Frauen, die bei uns ein behütetes Mädchendasein geführt haben und tausend Rücksichten verlangen, lernen es drüben, mit den Elementen zu kämpfen,

und aus diesem Gefühl des Beherrschens blüht ihnen Stärke und Freude. Glücklich ist, wer drüben seinen Weg auf solche Art gefunden hat und sein Leben auf der Höhe schließen kann, wem stets die Sehnsucht, einmal zurückzukehren in die in Gedanken schöne, allerschönste Heimat, geblieben ist — und wer doch nie die Enttäuschung solcher Rückkehr zu spüren bekommen hat. Stete Unbefriedigung aber ist die Tragik fast aller, die heimkommen und das Leben in Europa dann eng, arm an Abenteuern und Schicksalen und allzusehr belastet von Rücksichten und Hemmungen finden; die nicht mehr jung genug sind, um noch einmal in die Tropen hinauszugehen, und es doch nicht mehr wunschlos ertragen können, in der Alten Welt nur einer unter Millionen zu sein, eine schwache Stimme im großartig instrumentierten Konzert, ein Mitglied des mächtigen Chores, das für sich selber zu schwach ist, um tönende Wirkung zu üben, der Herr, der nur noch ein Glied im großen Bataillon ist, und wartet bis abgeblasen wird.



# EIN SPANISCHER SONNTAG

Als ich verschlafen aus dem Coupé kroch und ans Fenster jenes Paris—Madrid-Expresszuges trat, der auf spanischer Erde nicht mehr saust und wirbelt, sondern recht auf Lokalzugsart alle Augenblicke sich verschnaufen muß, stand vor mir auf einer recht elenden Hütte der Ortsname Torquemada. Weiter draußen im sandigen Lande zog ein grauer Maulesel einen elenden Karren, und ein großer brauner Mann, der ein gelbes Tuch um die Schultern geworfen hatte, schlug langsam und ohne Erregung alle paar Augenblicke auf des Esels Kopf. Und weiter: wieder ein Dutzend Häuser, kein Mensch. Das ist Torquemada, wo der allmächtige Großinquisitor geboren wurde. Aus diesem Neste erwuchs jene heftige und gewaltsame Gestalt; hier fing ein schreckerfülltes Kapitel dessen an, was wir die Menschengeschichte nennen. Ein paar Hütten . . . das Bild ist Spanien. Ein Spanien wenigstens von den vielen, die sich den verschiedenen Augen zeigen. Vielleicht nur das Spanien des Feuilletonisten, dem das Geschick gegeben ist, sich überall zu erinnern, Linien zu ziehen, die Höhen zu betrauern, die einst waren, und aus Längstvergangenem, aus dem Gerümpel von Historie und Kultur allerlei Gefühlchen hervorzuspüren. Mancher Zeiten Düfte aber fliegen auf, geht die Fahrt durchs kastilische Land, der Mohren Reiche, der Märchen und Abenteuerer Gefilde, der Grandezza und des allergrößten Malers stolze Heimat.

Wenn der Zug hält und wieder ein trauriges Haus ein nahes Dorf verkündet, sieht man die Menschen dieses Landes vor dem Zug aus der Ferne stehen, ohne Erregung, ohne daß die weite Welt, die drei großen Wagen mit den fremden Weltenbummlern in ihnen ein besonderes Gefühl zu lösen scheinen; den Wunsch nach unserer Kultur liest man von diesen Gesichtern ebensowenig, wie man ihn aus den kurzen Gesprächen vernimmt, deren der Spanier den Fremden würdigt. Hier ist das matte und abgehetzte Beiwort „stolz“ nochmals nötig. Ablehnend und vielleicht ein wenig verächtlich betrachtet man uns, sieht man die Fremden an. Nur die Bettler laufen herbei, lärmern, verlangen ihr Kupferstück. Doch mit einer herrischen Gebärde betteln sie, als wüßten sie, wie vieler Museen Säle voll sind vom Widerschein ihrer verdorrten Arme, ihrer toten Augenhöhlen, ihrer verschlissenen und dennoch aufgeputzten Kleider.

In Valladolid leidet's mich nicht länger im Zuge. Statt der öden Schlafwagengesichter will ich spanisches Land. Will die Kirchen mit den bunten Holzfiguren, den Geruch von wahrhaftigem Leben statt der falschen und verlogenen Atmosphäre, die in dieser rollenden Welt von Lederfauteuils, Apollinaris, Pariser Parfüm und Reiseneccessairen aus der Wirklichkeit ein Panorama rechts, ein lebendes Bild links macht, zwischen denen man dahinrollt, unberührt, durch starke Glasfenster abgetrennt. . . .

Auch Valladolid war einmal. Könige hielten hier

Hof und Hochzeit. Ein großer Baumeister begann eine Kathedrale, und zwei Türme sollten in die Höhe weisen. Nur einer wuchs in die Luft, und der zerfiel bald. Cervantes lebte hier einmal. Und zwei Fassaden in schönster Gotik ziehen jedes Jahr ein, zwei Menschen her, die San Pablo, San Gregorio suchen, finden, mit dem Kopfe nicken und weiter ziehen an andere Orte, wo man auch mit dem Kopfe nicken kann. Die Jesuiten lieben diesen Ort, erziehen hier junge ernste Menschen zu schlauem Tun, und viele Soldaten wandern die Straße hinauf zum öden leeren Bahnhof, von dem ich komme. Ein paar hohe moderne Häuser. Fünf Stock; „Hay ascensor“ steht auf der Eingangstür. Seltsam, in Städten voller Todesstimmung führen elektrische Aufzüge Menschen in Wohnungen mit elektrischem Licht. In der Tat: Valladolid lebt. Gewissermaßen wenigstens. Zwar weiß man, auch wenn man durch alle Gassen gezogen ist, in alle Läden geblickt hat, nicht recht, wovon hier Menschen existieren. Der eine kocht die Schokolade, die der andere trinkt, der dritte flickt die Schuhe, die der vierte zerreißt. Das scheint die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt. Denn die neuen Schuhe kommen aus der Residenz. Man kauft sie beim Wertheim von Valladolid, in dessen Bazar ich eine sonderbare Viertelstunde verbracht habe zwischen rauher Wäsche, bunten Tüchern, Kinderspielzeug und einem großen Berge Aluminiumkochgeschirr, was für Valladolid wirklich alles mögliche ist. Durch kleine Straßen kommt man schließlich auf

einen großen Platz, den Säulengänge umrahmen. Die Männer und die Frauen warten hier einen Augenblick, wenn sie zur Kirche kommen. Kleine Jungen schreien Zeitungen aus, und eine alte Frau begreift nicht, daß ich kein spanisches Witzblatt brauche. In einem Café stellt ein erhabener Kellner mit bedeutsamer Gebärde eine winzige Tasse Schokolade vor mich hin und daneben eine Art Schleierkuchen. Weiß, spitzenhell, gebrechlich. Essen Menschen toter Städte, essen spanische Prinzessinnen derlei traumhafte Speise? Der „Mozo“ kommt aus der Ecke gelaufen und zeigt mir den Sinn dieser Wunderdinge. Es ist ein „azucarillo“, den man ins Wasser steckt, dort lösen läßt, um nach der starken, süßen Schokolade sich zu erfrischen. „Mozo“ geht, und ich darf durchs Fenster die strenge Schönheit spanischer Bewegungen an Gassenjungen kennen lernen. Ernst sehen mir die Kinder beim Schreiben zu, ohne die Zähne zu fletschen, die Zunge herauszustrecken. Man sage mir die kleine italienische Stadt, wo dies nicht ebenso geschehen wäre!

Die Sonne des Frühlings ist gestiegen, und wir alle, die Valladolids Himmel deckt, schreiten in die Kirche. Kaum daß ein paar Ungläubige politische Gespräche vor dem Zeitungskiosk führen, ein paar Buben ein Spiel mit runden Bleistücken auf dem Platze wagen. Ein Diskusspiel antiker Art. In Wien, wo der Zug der Seelen weniger ins Heroische geht, spielt man's mit kleinen Steinkügelchen und nennt's „Amäuerln“, — nie habe ich im Berliner Westen wohlgesittete Jünglinge an der

Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche „amäuerln“ gesehen, was wir Wiener Buben trotz jener vielbesungenen alten Kultur doch so eifrig übten, wie Valladolids Jugend ihr Diskuswerfen. . . .

In der kalten, steinernen, kahlen Kirche hat das Hochamt längst begonnen; auf der Kanzel steht ein schwarzer Mann und hält die Predigt. Harte Worte schickt er zu seinen Zuhörern, die er mit scharfer Betonung Freunde in Christo nennt, eine zornige Mahnung in jedem Ton. Unten auf den kalten Fliesen, die nur im vornehmsten Teil des Schiffes eine Matte deckt, knien, hocken, sitzen Männer und Frauen. Mehr Männer als Frauen, wie man erstaunt merkt. Wunderliche Gesichter, starre Augen und Blicke. Krampfhaft verkrümmte Hände halten die schwarzen Radmäntel, die Sonntagskleid sind. Und das grüne, das rote Sammetfutter lugt hier am Platze der Andacht und Reue nur verstohlen hervor. Dunkle Schleier decken die Haare der Frauen; drüben aber leuchtet in die kalte Trauer eine rote Blume vom Kopfe eines Mädchens. Die Stimme des Paters schlägt an die Wände, gellt, bricht sich. Er ist voll Eifer. Seine Arme heben sich manchmal, fassen gleichsam hinunter in die Menge, und dann wird seine Sprache drohend. Es ist Fastenzeit. Haltet Einkehr! Was werdet ihr antworten, fragt er, wenn . . . Ein hagerer junger Mensch, dieser gestrenge Hirt. Sein Pathos aber ist alt, ist die Tradition dieses ganzen Volkes von Geistlichen, die Stimme all der unglücklichen Jahrhunderte, die von der Welt abmahnt, Einkehr und

Buße predigt und den Zorn Gottes verheißt mit gellenden Lauten, grellen Bewegungen, die wir theatralisch nennen. . . . Zur Kanzel führt eine kleine Wendeltreppe. Auf der kauert ein alter Geistlicher in rotem Kleide. Er sieht immerfort zum Amtsbruder hinauf, der seine Fastenrede hält. Er verliert kein Wort, sieht jeder Gebärde nach, folgt jedem Satz bis ins Herz der Zuhörer. Vielleicht soll er den jungen Geistlichen prüfen, vielleicht auch hat er seine eigenen Gedanken über die Wahrheit und Fruchtbarkeit dieser Mahnungen, dieser kirchlichen, fanatischen Weisheit. Gewiß gibt er ein schönes Bild, dieser rote Mann, der auf der Kanzeltreppe kauert und sich dann plötzlich erhebt, als die Stimme des Predigers in die Höhe schwillt, zur letzten, eifernden Schlußrede. Das rote Gewand leuchtet in die kahle, steinerne, alte Kirche, und allmählich zieht die Gemeinde auf die Straßen, zu den Kuchenbäckern, den sonntäglichen Läden. Durch enge Winkel gehe ich ins Collegio Santa Cruz und sitze einige Augenblicke in einer alten Bibliothek; dann wieder die wenigen Straßen hinab: ich freue mich an einem Dienstmann, der die schönste blaue Leinwandjacke anhat und einen wunderbar gelben Strick um den Leib gewunden, zum Zeichen seines Berufs. Ich blicke in die Fenster: derselbe Kram, den jeder Bazar feilhält. Nur mehr Kirchenstoffe, Monstranzen, Becher und seltsam barocke französische Möbel. Ein großer Laden zeigt vielerlei schön geschmückte Särge, weingoldene, schwarzsamtene. Und in der Mitte steht

ein frischer, noch ungehobelt, unpoliert. Das Handwerkszeug liegt daneben. . . .

Ein stiller Sonntag. Im Park draußen gehen Soldaten spazieren oder sitzen genügsam auf sonnigen Bänken und gähnen. Dafür haben sie giftgrüne wollene Handschuhe, deren Farbe kein noch so moderner Maler in diese graue Natur zu setzen wagen möchte. Ein heißer, toter Sonntag.

In derselben Nacht aber noch stürmt der Lärm Madrids auf mich ein. Alle Cafés sind voll, und wenn eine Tür sich öffnet, dringt der Zigarettenrauch in kleinen Wolken auf die Straßen. Ich gehe über die Calle Mayor, wo einst die Stätte süßer Abenteuer war, als Madrid die Höhe erklimmen hatte, stehe im Wirbel der Puerta del Sol, wo alles noch schallt von den Gesprächen des Sonntags, des Stierkampfes, der gewesen war, vom Torero. Kleine Mädchen mit großen Hüten, viele Frauen mit bloßem Haar, in dem falsches Geschmeide blitzt; dazwischen Männer gekleidet wie wir, nur mit einem Schal um den Hals, der sie wieder in Kostümbilder verwandelt, Eselkarren und hundert Bettler. Und junge Burschen, ekle, alte Weiber drängen sich heran, kreischen, strecken die Hände vor, erbieten sich zu allem. . . . Ein anderer Sonntag.

1904

116



# COSAS DE ESPAÑA

Als ich in Berlin erzählte, daß ich nach Spanien fahre, zu den Bildern des Velasquez und den schönen Mädchen von Sevilla, waren alle Leute sehr zufrieden. London oder Florenz hätte ihnen weit weniger Vergnügen bereitet. Alle waren sehr nett mit mir, und das hatte, wie ich einsehen lernte, mancherlei Gründe. Erstens gibt es Leute, die man nie lieber hat, als wenn sie reisen. Gott, das ist schließlich auch ein Lebensschicksal. Zweitens aber freuen sich die Menschen immer, wenn sie mit dem Bilde, der Formel, die sie sich für einen Bekannten gemacht haben, lange auskommen können, hassen nichts so sehr wie sich nach neuen Kennzeichen seiner Natur umsehen, etwa gar tiefer in seine Art eindringen zu müssen. Es kann ihnen also gar nicht passen, wenn ein Mensch, den sie als Globetrotter eingeordnet haben, nun plötzlich seßhaft würde oder nach abgebrauchten Orten führe. Das sind schon einige Gründe; aber in den Glückwünschen, die ich empfang, war noch einiges enthalten: so die angenehme Prophezeiung, ich werde einige Wochen nichts essen können, übrigens auch noch viel wichtigere Dinge nicht tun können. Und die Strapazen, denen der andere entgegengeht, sind der schönste Reiz einer Reise, die man selbst nicht macht. Das sind aber nur dumme Gerüchte, die über Spanien laufen. Gewiß wird es Nester geben, wie überall, die keinen Komfort gewähren können. Es

gehört schließlich auch nicht zu meinen Träumen, in einem westpreußischen oder galizischen Dorfe überwintern zu dürfen. Doch ist auch in Spanien außerhalb Madrids überall, wo ein Fremder was zu suchen oder zu sehen hat, ganz mögliches Unterkommen. Und die Unreinlichkeit ist nicht ärger als in Italien. Was aber das Essen anbelangt, so ist es wirklich besser als — verzeihen Sie! — in Norddeutschland. Romantische Historien über in Öl schwimmendes Fleisch glaube man gefälligst nicht! Und den Nationalgerichten weichen nur jene törichtesten aller Reisenden aus, die im heimischen Bier, Wiener Schnitzel oder Königsberger Klops den Küchenduft der Heimat mit dem Magen in der Fremde suchen. Das Essen ist hier schon deshalb nicht so schlecht, wie es gemacht wird (von den Unglückskündern nämlich), weil die Spanier sehr im Gegensatz zu den Italienern Näscher sind. Madrid ist die genäschigste Stadt der Welt, die ich kenne. Jedes dritte Haus ein Laden voll Zuckerzeug, kandierten Früchten. Keine Mahlzeit ohne eine, zwei, drei süße Speisen. Der süße Schinken ist ein Nationalgericht, und Reis mit Milch und Zimt essen hier die erwachsenen Männer wie anderwärts die Babys. Karamels liegen haufenweise in den Fenstern der Läden, und wer nicht gerade eine Zigarette im Munde hat, kaut eine Süßigkeit.

\*\*\*\*\*

Zweierlei Ladenschilder begegnet man auf Schritt und Tritt. Zuckerbäcker preisen die einen, und

Pfandleiher die anderen an. So viele mildtätige und offenherzige Geschäfte, wie man hier in zwei Straßen mit der Aufschrift „Dinero por alhajas“ — was „Geld für Kleinode“ heißt — sieht, sucht man in unseren Ländern, in denen derlei verschämter abgemacht wird, in zwei Stunden nicht zusammen. Und andere bieten ebenfalls gar nicht geheimnisvoll Geld für Versatzzettel an. Auf einem einzigen Theatervorhang, der in den kleineren Theatern stets mit Ankündigungen bemalt ist, habe ich fünf Inserate von Pfandleihern gefunden — man scheint hier also alles zu versetzen, um sich Zuckerzeug zu kaufen. Wenn man nicht gerade dem Lottoteufel verfallen ist, wie vier Fünftel dieser Bevölkerung, die, ein paar Adelige mit prachtvollen Equipagen abgerechnet, unsäglich arm scheint und nur auf den Haupttreffer wartet, der es möglich machen soll, nach Paris zu gehen oder auszuwandern, je nach dem Stande.

Man weiß, wie billig das Geld hier ist. Dabei hat auch die kleine Münze wert. Ein 10 Centimes-Stück, das jetzt etwa 6 Pfennig wert ist, hat weit mehr Kaufkraft als der deutsche Nickelgroschen. Im allerersten Hotel von Madrid kostet die volle Pension etwa 12 bis 14 Pesetas den Tag; in Wien oder Berlin bezahlt man mit diesen 8 bis 10 Mark gerade sein Zimmer. Und ein junger Gelehrter hier zeigte mir in einer höchst anständigen Pension das Zimmer, für das er mit allen Mahlzeiten 5 Pesetas, also etwa  $3\frac{1}{4}$  Mark täglich bezahlt. Diese paar Notizen sollen nur den Wert des Geldes, den Stand

der Armut andeuten und erklären, weshalb diese Stadt so viele Zehntausende Bettler hat. Kein Schritt ohne Almosenforderung. Keine Bewegung ohne ein Kind, das einem zwischen die Füße läuft, einen Säugling, der einem entgegengehalten, einen verdorrten Körperteil, der einem gereicht wird — mit dem Beifügen: „Eine Kleinigkeit, Cavaliere, por el amor de Dios.“ Sie betteln auf alle Weise, leidenschaftlich, zähe und phlegmatisch. Betteln an bestimmten Plätzen vor einer Kirche, betteln, wenn man ihnen gerade begegnet, betteln aus Not, Beruf, oft scheint's, aus Langeweile. Verlangen Geld oder auch eine Zigarette.

\*\*\*\*\*

Geraucht wird hier nämlich immer. Geraucht und — man verzeihe! — gespuckt. Im Prado-Museum, von dem ich sonst nichts sagen will, weil ich bei der Erinnerung an Velasquez und Goya in unerwünschte Kunstbegeisterung mit lyrischen Tönen gerate, und in der Biblioteca Nacional findet man eine elegante und würdige Notiz: „Se espera de la cultura“ usw. Man hofft, die Kultur der Besucher werde sie hindern, zu rauchen oder auszuspucken. Das klingt sehr schön, sehr spanisch. Ist's auch, mit der rechten Mischung von Stolz und Würde und Wirkungslosigkeit, die auch erwartet wird. In den Gängen der Academia, die eine Sammlung wundervoller Meisterwerke ist, wird lustig geraucht, und in der Bibliothek, die jetzt die Zeichnungen aus dem Prado enthält, und die

in oft noch ungeordneten Mappen Schätze der Graphik birgt, schreitet man mit funkelnder, brennender Zigarre an dem „Se espera de la cultura“ vorbei. . . . Und in einem jener Säle, in die man nur nach vielen höflichen Formalitäten gelangt, habe ich eine Stunde des Wartens auf den „Jefe“ mit dem schauernden Betrachten eines Beamten zugebracht, der alle fünf Minuten seine Zigaretten mit der brennenden Asche aus dem Ofen anzündete, zwei Schritte von Dürers, Velasquez', Goyas, Rubens' Zeichnungen. Dafür hat mir dann ein geistlicher Herr, liebenswürdig wie alle katholischen Priester, die sich mit weltlichen Dingen befassen, wunderbare Blätter gezeigt. Köpfe von Velasquez, die Grimassen des Goya; mit hübschen ironischen, abweisenden Bewegungen hat dieser elegante Curé die Blätter mir umgewendet und die Rückseiten gezeigt, auf denen Goya die Frauen nackt sich notierte, die er vorn bekleidet skizziert hat. „Sie sagen, es sei die Herzogin von Alba gewesen,“ sagt der geistliche Herr bei einer, und man sieht jenen feinen Körper, der auch im Prado hängt, zweimal gemalt, einmal ganz ohne Schleier, das zweitemal doch etwas angezogen in derselben Stellung, auf demselben Bett, mit derselben verruchten und verschlossenen Miene. Es heißt, Goya habe das zweite Bild in Eile gemalt, als der Herzog die Frucht der vielen Sitzungen zu sehen beehrte. Das ist so ein Bildchen aus dem Spanien vor kaum hundert Jahren, als schon die Linie abwärts ging, unaufhaltsam — —

\*\*\*\*\*

Man glaubt, in den Frühling, in heiße Sonnenländer zu fahren, wenn man hierher reist. Aber man findet den Norden, eine nüchterne Vegetation, eine Gegend ohne helle, fruchtbare Farben. Das Licht ist stark, und die Sonne gibt manche frohe Minute. Aber kühle, kalte Abende und Nächte sind die Regel, und der Spanier weiß gut, warum er seinen Mantel mit einer herrischen Bewegung so faltet, daß er Hals und Mund deckt. Und als ich eines Morgens nach dem Escorial zog, zur Gruft der Könige, in das granitene Schloß und Kloster, das St. Peter kopiert und durch die Größe der Räume eine starke Wirkung übt, lag auf den Gipfeln der nahen und nicht allzu hohen Berge überall Schnee, dichter, weißer Winterschnee.

\*\*\*\*\*

. . . Und doch ist man in dieser kühlen Stadt mit ihrem silbernen Land und der dünnen Luft, in dieser Stadt mit der armen Umgebung und den granitenen Feldern dem Süden nahe und orientalischer Art geneigt. Das zeigt die Frechheit der Bettler so gut wie die Mißachtung des Lebens, die jeder Stierkampf andeutet; das tönt aus dem elenden Gesang der Straßenmusikanten, die unten zu allen Zeiten ihre Noten zupfen, ihre Stimme zittern lassen. Sie haben den allertraurigsten Ton in der Kehle, ihre Worte wecken die weichsten Regungen, erfüllen mit dummer Sentimentalität von Treue und Liebe, Verlassenheit und dem Gedächtnis der fernen Geliebten. Sie dringen zu mir herauf, der ich da-

gelegen hatte und eben in einem klugen Buche las, daß derlei Gefühle mittelalterlich sind, und das Mittelalter für die Kunst sehr schön sei, fürs Leben unmöglich. Ich höre dennoch dem singenden Bettler zu. Er läßt seine Romanze verklingen und verlangt nun sein Kupferstück. Por el amor de Dios. Um Gottes Liebe kauft man hier Zeitungen, Bildchen entblößter Weiber, Zuckerzeug und die weichen Gefühle. Alles por el amor de Dios.

1904

124



# SPANISCHES THEATER

Wenn man in drei Reisewochen fünfzigmal im Theater gewesen ist, so bedeutet das für — Spanien noch keinerlei Wahnsinn. Denn eine Vorstellung dauert hier zumeist nur eine knappe Stunde, und so werden jeden Abend vor stets erneutem Publikum vier, fünf Stücke gegeben. Man geht um halb neun oder um halb zwei (nachts) ins Theater, wie's gerade die Stimmung bringt, wandert aus dem einen Hause nach einer Stunde ins andere. Für so eine Stunde Schauspielvergnügen zahlt man eine Pseta, wenn's hoch kommt, oft auch nur 75 Centimos, das sind 40 bis 50 Pfennige für den besten Parkettplatz; ja in kleinen Orten bin ich manches Mal für 25 Centimos in der ersten Reihe gewesen. In allen diesen kleinen Bühnen aber wird mit großer Lust, mit heftigem Komödianteneifer, oft mit persönlichem Talent, immer aber mit jener Freiheit der Darstellung, die im Nationalcharakter liegt, gespielt. Hier herrscht der Mime voll über den Dichter oder sagen wir Stückeschreiber. Es denkt im Theater auch kein Mensch an Literatur, an Poesie — oder überhaupt an ernste Dinge. Man dient den Sinnen, der Schaulust; Probleme, psychische Vorgänge werden nicht einmal angedeutet. Handlung, Witz, Groteske ist der Inhalt. Die Leute wollen lachen oder mit aufgerissenen Augen schauernd schreckliche, absonderliche Vorgänge miterleben. Man wundert sich also nicht weiter, zu hören, daß die wenigen

Dramatiker spanischer Nationalität, von denen wir im Auslande Kunde erhalten haben, Echegaray und Perez Galdos, auf dem heimischen Theater ihr Recht nicht bekommen. Nur wenn eine politische Tendenz, heftig-radikale Töne in einem Stücke laut werden, läßt sich das spanische Volk, das von politischen Dingen vom Höchsten bis zum Niedrigsten ganz erfüllt ist, mit einem ernstesten Drama versöhnen. Selbst im Teatro Espanol, der ersten Bühne Madrids, dessen Plätze sogar für unsere Gewohnheiten recht teuer sind, wird eine Art Literatur vorgeführt, die man in zivilisierten Ländern längst aus dem Bereiche der höheren Schichten entfernt glauben würde. In dieses Theater geht man, um zu sehen, gesehen zu werden, in großer Toilette; die Damen dekolletiert, mit vielem Schmucke. Man betrachtet die große Welt, deren Züge, Gestalten hier von der schönsten, reinsten Rasse sind, edle Linien haben. Die Fülle der Farben, in denen sich die Menschen gefallen, belebt das Bild; auf den dunklen Gesichtern, aus denen die glühenden Augen blicken, liegt mancherlei Schminke. Man wird an Bilder des Zuluoaga erinnert und möchte nicht gern entscheiden, was alter Adel, was Aristokratie der Straße ist. Immerhin, dieselben Menschen sind jedes Jahr so und so viele Male in Paris, verschlingen die gelben französischen Romane, schmeicheln sich, die gallische Kultur aufgenommen zu haben. Hier aber hören sie bis in die späte Nacht einem Sensationsstücke zu, das in den Kolonien, bei gelben, wilden Völkern spielt, den Kampf der „Zivilisation“, Ver-

schwörungen, Attentate, Gefechte auf die Bühne bringt. Eine Art dramatisierter Kolportageroman, modernisiert, weil von Eisenbahnen, Finanzgeschäften die Rede ist, modern gekleidete Europäerinnen auf der Szene ihren Fünfuhrtee trinken. Aber die alten guten Töne literarischer Kindheit fehlen nicht: der edle Jüngling, der fanatische Verschwörer aus dem Volke, die unterdrückte Liebe. Dazu knattert ab und zu ein Feuerwerk, blitzt ein Dolch. Die Dekorationen sind sehr „schön“, die Regie gibt unzählige lebende Bilder. Eine berühmte Schauspielerin dehnt ihren Leib, reißt die Augenlider in die Höhe und alle deklamieren. Endlos, stundenlang. Die Geschwätzigkeit der spanischen Dramen ist ungeheuer. Eine Flut lyrischer Auslassungen wird in alle Szenen eingeschoben, und wenn ein Schauspieler recht auf Provinzart seine Tirade geschmettert hat, tost der Beifall in die Szene hinein, und der Abgegangene kommt wieder, verbeugt sich.

Das ist die Art des ernstesten spanischen Theaters. Natürlicher und amüsanter ist's in den kleinen Bühnen, wo Lustspiele, Possen gespielt werden. Die ewigen Stoffe. Das leichtsinnige Weib. Der betrogene Ehemann. Der taube Liebhaber. Die verwechselten Briefe. Manchmal was Rührendes. Je kleiner die Stadt ist, desto eher darf ein Stück zum Gefühle sprechen. In Madrid und Sevilla ist die Komik Hauptsache. In einer ganz winzigen Provinzstadt aber habe ich am Sonntag abends zwischen vier recht törichten Burlesken von zwei ganz jungen Schauspielern auf liebenswürdige und zarte Weise

ein Stück spielen hören, das in wenigen Minuten alle Zuhörer, arme, von der Not gehärtete Menschen, zu Tränen brachte, wie man es bei uns nur am Allerseelentage erleben kann. Ich habe die Worte des Stückes, das zum Teile im Dialekt spielte, nicht ganz verstanden, aber die Bewegungen des jungen Mädchens, das im Mittelpunkte stand und ihre Liebe verteidigte, waren so edel, ihre Augen schimmerten so weich, daß ich glaube, es muß ein sehr schönes, sehr menschliches Stück gewesen sein. Denn eine halbe Stunde später war dieselbe Schauspielerin die zänkische Frau eines Trunkenboldes, und ihre Natur hatte sich so verwandelt, daß man, im tiefsten erschüttert, in dem kleinen Volkstheater dieses Geheimnis der schauspielerischen Wirkung: die Gewalt der Verwandlungskunst erleben konnte.

Das beliebteste dramatische Genre ist die „Zarzuela“, eine kleine Operette mit Gesang und Tanz. Jetzt ist es sehr modern, das Theater auf dem Theater zu spielen. Förmlich eine Art Überbrettel. (Selig sind die Abgeschiedenen!) Man zeigt Theaterproben, arrangiert Improvisationen. Oder läßt das Treiben in einer Agentur sehen, oder eine Gerichtsverhandlung. Das gibt jedem einzelnen Gelegenheit, seine Persönlichkeit, die Künste seiner Komödianterei unbekümmert um die Mitspieler zu zeigen, seine krächzende Stimme, seine krummen Beine, ihre schlanken Füße, ihre beweglichen Muskeln. Der Mut, mit dem Männer und Frauen hier häßlich sind, ist staunenswert. Man bekommt also das rich-

tige Variété zu sehen in diesen winzigen Theatern, in denen es nach Öl riecht, alles raucht, die Zeitungen gellend ausgeschrien werden, und die Kleider des Publikums recht desolat sind. Hüte sind seltener als Mützen, und reine Hände würden den Stil des Ortes beeinträchtigen. Allerlei Bettlervolk treibt sich vor Beginn der Vorstellung herum, bietet Zuckerzeug an, und ein kleiner Junge mit einem ungeheuren Wasserkopfe verlangt zäh und verschmitzt, daß man ihm Lotterielose abkauft. Er ist übrigens von Velasquez gemalt, hängt im Prado-Museum und ist unter dem Namen „Das Kind von Vallecas“ bekannt.

Nun klimpern die Musikanten und auf der Galerie heult man, weil die Vorstellung noch immer nicht beginnt. Der Vorhang wird aufgerissen und eine ganz häßliche, ganz freche Person kommt heraus. Schmal, unverschämt im eigentlichsten Wortsinne. Sie schlendert herein, bleibt stehen, blickt herausfordernd nach oben, von wo ihr eine Unflätigkeit zugerufen wird. Das freut sie; und mit einer rauhen, wüsten Stimme wirft sie ein paar gemeine Sätze hinauf. Dann fängt sie ihr Couplet an. Jeder im Saale kennt es, und den Refrain singt sie gar nicht mehr, denn alle schreien ihn ihr zu. Manchmal läßt sie auch ein paar Worte aus, weil sie gerade der Streit zweier Musikanten interessiert. Zwischen je zwei Versen aber strafft sie den Manillaschal, der das Kostüm der Chanteuse ist, und krümmt ihren Körper und stößt einen Laut aus, der alle entzückt. Und einen Augenblick scheint es,

als würde dieser Haufe wütend klatschender Männer das Mädchen nicht weglassen, mit Gewalt holen, aber schon ist eine andere da. Marucha, alle rufen ihr den Namen zu. Sie lacht schon, bevor sie angefangen hat. Und ein warmes, rollendes Lachen klingt immer wieder in ihr Couplet hinein. Alles ist fröhlich; was sie erzählt, sind übrigens keine harmlosen Dinge. Auch sie tanzt, sogar den „Tango“, den Bauchtanz, der auf die Spanier so heftig wirkt, den sie von jeder sehen müssen. Bei der einen ist er wirklich die letzte Verruchtheit, bei der anderen ein amüsantes Linienspiel, eine Art Gymnastik des Körpers. Bei den großen Tänzerinnen ist er eine Pantomime, die alle Wandlungen vom Schmerz zur Freude, vom Jauchzen bis zur gemeinen Niederträchtigkeit ausdrückt; Marucha lacht auch beim Tango. Sie hat eine kleine, eigentlich abscheuliche Narbe auf der linken Wange, und vielleicht gibt nur diese Narbe ihr den vergnügten Ausdruck.

Nun kommt eine dicke, blonde, glatt-mütterlich frisierte Dame. Eine jener üppigen Frauen, die seltsamerweise beim Variété sind, auch gefallen, trotzdem man sich eigentlich nur Sennerinnen, Spreewäldlerinnen so vorstellt. Auch sie muß mit ihrem ungeheuren Leibe den Bauchtanz machen. Eher läßt man sie nicht fort. Da ist es aber schon die Grausamkeit des Publikums, die diese lächerliche Szene fordert. Die mütterliche Dame aber macht die ärgsten Dinge. Alle Laster zeigt sie, den grauen steifen Stierkämpferhut auf dem semmelblonden Haare.

Als sie endlich weg ist, erscheint die große Kurtisane. Bisher sind die Mädchen alle arm gewesen. Haben baumwollene Strümpfe, verschlissene Taffetkleider gehabt. Nun ist die Pracht Andalusiens da. Sie heißt Sagrario Alvarez oder ähnlich und ist wunderbar schön. Vielleicht tanzt sie bald als neue Otero über die Variétés Europas. Ihre Augen schwimmen in der Ferne, können aber auch glühen. Ihr langer, schlanker Leib folgt jedem Rhythmus, und der mattweiße Schal, den sie um den jungen Körper gewunden hat, ist ein Schatz. Sie tanzt alles: jede Naivität, jedes Begehren, jede Unzüchtigkeit, jede Gebärde der Hingabe und tanzt für sich, mit einer Verachtung des Publikums, die wunderschön ist.

Andere folgen. Eine nach der anderen bringen die kastilischen, die andalusischen Tänze. Sevillanerinnen, die von Kindheit an sich neigen, Blumen im Haare, die Biegungen der Majas in ernstesten Schulen lernen, Zigeunerinnen, die in langen Schleppenkleidern lärmend Kastagnetten schlagen, ein schönes Mädchen aus dem Norden, das mit harten Gliedern stolze Schritte tanzt, und manche noch. Es ist das Land der Tänze. Und hier wird's einem gewiß: Linienkunst, keusche artistische Schönheit ist der Tanz nicht. Tanz ist Sinnlichkeit.



# STIERKAMPF

Ein blauer Himmel und in der Luft der Geruch des Frühlings. Und dann ist's Feiertag, spanischer Feiertag. Selbst in die schmale Gasse, in die mein Fenster sich öffnet, ist die festliche Froheit geflattert, und die Straßenbettler, die sonst die traurigsten Romanzen wissen, singen heute von der Schönheit schlanker Madrilenas. Und ein Mädchen, dessen Augen wundervoll leuchten können, neigt sich mir gegenüber aus dem Balkon und klatscht leise in die Hände zum Sange der alten Frau da unten.

Auf der Puerta del Sol aber ist's schwarz. Die vielgestaltige Menge drängt zur Kirche, von der Messe zum Spaziergang. In der Calle Alcala, die breit und stolz ins Land hinausführt, gehen die prachtvollen Frauen dieser Stadt. Ob sie nun englische Kleider, französische Hüte tragen oder hoch über dem schwarzen Kleide den dunklen Schleier edel um die Haare gelegt haben, schön sind sie alle. Die jungen wenigstens; in keinem Lande wohl ist die Grenze so hart, ist eine Frau so leicht aller Geltung beraubt, wenn einmal die Falten in ihr Gesicht gedrungen sind. Dann müssen sie sich begnügen, still und demütig neben ihren Töchtern zu gehen, Duennas ihrer Jugend und Schönheit. Die Mädchen lernen hier früh ihre schlanken Körper tragen, ihre Lider heben, den Hals zur Seite wenden. Vielleicht auch lernen sie es nie, denn diese edle

Art, sich zu bewegen, die Linien dieser Frauen gibt es nur bei Völkern, die durch Jahrhunderte den Schatz der Anmut haben, den einzigen Schatz, der von einem reichen Besitztum dem armen, elenden Volke geblieben ist. So sind sie unseren Augen, die im Norden genügsam werden, alle schön; die eine hat die prachtvolle schmale Nase, die dem Gesichte den Reiz der Träumerei leiht, die andere weiß den Leib aufs leiseste zu biegen. Und diese dunklen Augen — sie funkeln zwar nicht ewig, sind nicht auf jedem Straßengange feurig; doch liegen hier wirklich die Blicke der jungen Menschen lange ineinander, und Anmut sucht Anmut, indes die alten Frauen lässig nebenhergehen. Auf dem Paseo de Recoletos lustwandeln dann die Paare und die Kinder und junge Herren. Man sitzt auch da und trinkt ein kühles Glas und lästert. Blaue Gummibälle werden feilgeboten und rot-gelbe patriotische Fähnchen. Drüben aber in Buen Retiro, dem Parke, den Olivarez, der Günstling Philipps IV., aus einem Sandhaufen schuf, um den König über Krieg und Not zu täuschen, fängt man schon an, weiße Tücher auf die Bänke zu breiten und im Grünen sonntäglich Mahlzeit zu halten. In solche idyllische und schon recht internationale Korsovergnüglichkeit aber tönt immer wieder das Rufen der Männer, der Jungen, die gelbe Billetts anbieten, zur Corrida locken. Und man kann nicht anders, man muß des Nachmittags hinaus, auf die Plaza de Toros, zum eklen Stierkampfe.

Alles ist dort. Die Stadt stirbt für einige Stunden,

schickt jeden einzelnen Bewohner hinaus zur Bestialität, die unausrottbar ist. Vielerlei Gefährte bringt hin. Die übervolle Elektrische, Stellwagen jeder Art, mit Pferden, Viergespannen, sechs, acht Mauleseln. Und schwarz drängt sich der Zug der Unzähligen, die zu Fuß hinausgehen in die runde, maurisch gezierte Arena, in der die Stiere alte Pferde morden und selbst geschlachtet werden unter den zuckenden, erregten Augen der Herren und Damen, Männer und Frauen vom Jahre 1904. Kein Platz ist leer, als es halb vier Uhr wird. Dicht gedrängt hockt die Menge auf den steinernen Stufen, eine Reihe hebt sich über der anderen, und überall im ganzen Ringe zuckt es vor Ungeduld, vor Lust. Alle die sonderbaren Gestalten sind da, die Madrid in seinen europäischen Straßen so seltsam vereint. Echte Engländer mit dem Feldstecher und Kodak und schlanke Frauen, die den blauen Reiseschleier nicht ablegen wollen, als hätten sie es nötig, so zu dokumentieren, daß sie wissensdurstige Fremde sind, unverantwortlich für das, was sich hier bereitet. Und dann falsche Engländer mit dicken Anzügen, die aber bald durch einen wilden Hut, durch die Freiheit der Bewegungen verraten, daß die Carrera San Jeromino, nicht der „Strand“ ihr Pflaster ist. Und dann die Menschen, die ihr nationales Gewand behalten haben, den schönen schwarzen Radmantel mit dem leuchtenden roten Samtfutter. Andere mit blauen Pelerinen, gestickten Krägen. Und dicht daneben schäbige, abgetragene Kleider, getragen von einem häßlichen Bettler, Händler, dunklen Ehrenmann. Dann Bauern

mit dem geradekrämpigen Filzhute, der schon an die Tracht des Stierkämpfers erinnert. Und zwischendurch laufen die Hausierer, rufen die Zeitungen aus, verkaufen amerikanische Nüsse, Orangen; und mit Staunen sieht man dieses blutdürstige Volk sein Zuckerzeug essen, Limonade trinken. Den Alkohol liebt es nicht. Und überall erblickt man Frauen und Männer mit den riesengroßen irdenen Krügen auf alttestamentarische, auf oftgemalte Art helles, klares Wasser anbieten. Damit erfrischen sich die Menschen, die warten, daß ein Stier seine Hörner wütend in den Leib eines elenden Gauls bohrt.

Die Trompeten setzen ein. In den Ring reiten nun die Alguaciles, die Wächter des Festes. Und während die Militärmusik feierlich tönt, erscheint der Zug der Kämpfer. Das Gold und Silber der gestickten Jacken glänzt, die schlanken Beine der Toreros schimmern in allen Farben, und das Volk jubelt. Die Kämpfer kommen aus der Kapelle. Dort haben sie gebetet, haben das Abendmahl genommen, nun gehen sie in den Lebenskampf. Voran die Espadas, die Besten, Lieblinge des Volkes, die mit dem Schwert den Stier bedrängen werden. Dann die anderen, kleinere Götter, die Banderilleros, die Picadores auf den Schindmähren, zuletzt der Troß: Männer mit blauen Hosen und blutig-roten Jacken. Die Zeremonie hat begonnen. Der Präsident hat den Schlüssel zum Stalle der Stiere in die Arena geworfen, und nun wird der Zwinger aufgetan. Der runde Platz liegt halb im Schatten. Halb scheint die Sonne herab, läßt lichte Kreise erstehen, formt

auf dem gelben Sande schwankende Gestalten. Der Stier kommt. Er sucht ein Ziel. Langsam schiebt er sich vor. Da plötzlich ist ihm einer entgegenelaufen, hat ihm den roten Mantel vor den Kopf geschlagen und läuft nun hastig fort. Der Stier ihm nach mit gesenktem Haupte, erschüttertem Körper, bis der Mann über die Brüstung, die die Arena einfaßt, sich geschwungen hat. Der Stier tobt weiter. Da merkt er den Troß in seinen roten Jacken. Die Farbe erträgt er nicht. Zornig fährt er los, die Männer verschwinden. Aber von allen Seiten kommen jetzt die bunten Gestalten, reizen ihn, schlagen ihm die roten Mäntel vor die Augen, und hilflos wendet sich das starke, wütende Tier von den Menschen ab. Da erblickt es einen der Picadores, der auf seinem Pferde mit der langen Stange herankommt. Mächtig setzt der Stier nun ein, senkt den Schädel und fährt gegen den Gaul los. Es ist ein altes, elendes Tier. Hat allzu lange den Karren gezogen und steht jetzt mit verbundenen Augen da. Der Stier ist nahe; der Picador sticht ihm die Stange in den Rücken, stemmt sich mit aller Gewalt gegen ihn, aber schon hat der Stier seine Hörner tief in den Leib des Pferdes gebohrt. Einen Augenblick hat er Pferd und Reiter in die Höhe gehoben. Dann schmeißt er beide weg und kreist mit blutig-roten Hörnern im Ringe umher. Wieder reizen ihn die Mäntel, wieder tötet er mit wilder, jäher Gewalt eine Mähre. Die fallen zu Boden oder taumeln mit zerrissenen Eingeweiden noch einmal in der Arena herum, zucken in die Höhe und liegen

dann einsam im Winkel. Niemand kümmert sich um die gefallenen Tiere; der Stier ist der Feind. Man hat sie ihm geopfert, um seine Wut zu reizen. Nun kommt der zweite Akt. Die Banderilleros laufen herbei und zielen mit Speeren nach dem Nacken und Rücken des schwarzen, heißen Tieres. Das ist nun schon eine große Kunst mit vielen Feinheiten, die das Publikum mit Klatschen, Zischen, Pfeifen, mit Hohn und Jauchzen begleitet. Das Getöse wird furchtbar. Jeder einzelne schreit seinen Zuruf wild in die Menge, und wenn es dem Kämpfer einmal nicht gelungen ist, die zwei bunten Stäbe in den Körper des Stieres zu bohren, wird er aufs grausamste verhöhnt. Die Temperatur ist nun hoch. Man fängt an, den Geruch des Blutes zu spüren, und wenn die ersten zwei Widerhaken im Felle sitzen, die Haut des Stieres sich rot färbt, dann kann man in den Mienen all der Zuschauer die hervorbrechende Lust am Morde, an der Grausamkeit, die Freude an den farbigen Bildern solcher Entsetzlichkeiten lesen.

Blau, rot, grün sind die Stäbe, mit denen die Banderilleros herankommen. Sie heben die bunten Waffen, neigen sich zurück, laufen an den Stier heran, reizen ihn, gegen sie loszugehen, und dann bohren sie mit eiligen, oft prachtvoll eleganten Bewegungen die Spitzen ins Fell. Wenn jetzt der Stier in den sonnigen Raum der Arena stürmt, sieht man im hellsten Glanze das Blut auf dem glitzernden Felle; und um ihn immer die Kämpfer mit den roten Mänteln, den Spießen. In den Ecken

die toten Pferdeleiber mit dem heraushängenden Eingeweide. Ein Bild, das man schwer verliert. Wieder blasen die Fanfaren. Nun ist die Höhe des Schauspieles: der Espada erhebt sich. Er hält das glitzernde Schwert und das grelle rote Tuch in der erhobenen Hand. Er hat in pathetischer Bewegung den Tod des Stieres geschworen. Und nun geht er ihm entgegen. Das große Tier ist schon aufs höchste gereizt, er bringt es zu wilden Sprüngen. Der mächtige Leib zuckt, taumelt förmlich unter dem roten Tuche, das ihm immer wieder vor die Augen gebracht wird. Dann stehen die beiden wieder ruhig. Der Kämpfer bannt den Stier, zwingt ihn und hebt den Kopf zu seinen Zuschauern. Und mit der Miene des sicheren Gladiators stößt er ihm den Degen in den Nacken. Das Tier taumelt, kreist. Der Kampf wird wiederholt. Schließlich beugt sich der Körper, endlich legt er sich. Zum Tode. Ein schwarzer Mann in alter Rittertracht gibt ihm den Gnadenstoß. Die Türen der Arena öffnen sich nun, und ein Dreigespann von Pferden wird hereingetrieben. Sie schleifen den Stier, zerren die toten Gäule durch den Sand. Die Musik spielt, die Treiber hetzen, der Staub wird in die Luft gewirbelt und in rasendem Galopp fahren die blutigen verwundeten Körper hinaus. Der Torero aber geht mit siegreichen Schritten an den Zuschauern vorbei. Wie er vorher mit der schönsten Bewegung seinen blutigen Degen am Tuche abgewischt hat, so weiß er jetzt Huldigungen zu empfangen. Das Volk schreit, klatscht. Mützen und Hüte fliegen zu ihm



hinab, und dankend wirft er sie zurück. Dann fallen Zigarren, Zigaretten. Praktische Huldigungen. Blumen würden schlecht in das Gemälde passen. Und schon öffnet sich der Zwinger wiederum. Ein zweiter Stier.

Sechs Tiere wurden getötet an diesem einen Frühlingsnachmittage. Jedesmal schien es die gleiche widerliche, die gleiche aufpeitschende und für unsereinen doch auch langweilige Brutalität. Und doch war es immer ein neues Bild, ein neuer Anblick unerwarteter Bewegungen, jäh sich gebender und entwickelnder Farben, Lichter, Szenen. Die Temperamente der Tiere, der Kämpfer wechselten. Da war einer, ein Stier nämlich, der nicht wollte. Er wich den Tüchern aus, scheute die Farbe. Nur schwer brachte man ihn dazu, ein Pferd zu speißen. Als er aber endlich in Zorn kam, warf er den Torero hin. Allein das Menschenblut fließt hier selten, fast nie. Das nimmt ja übrigens dem Spiele die Möglichkeit zur höchsten Erregung, gibt ihm durch die Unweigerlichkeit des Ausganges auch die äußerste Brutalität. Ein anderer Stier sprang aus der Arena heraus, lief eng an den Sitzen vorbei, bis er wieder eingefangen wurde, wieder gehetzt, wieder gestachelt, getötet. Dann gab es einen ruhigen, einen, der weise schien, der wohl das Gefühl hatte: er endet doch auf die bekannte Weise. Zuerst machte er eine Weile mit; sprang, stürmte, war wild. Dann blieb er stehen, ließ sich nicht reizen. Der Espada konnte ihn schließlich mit dem Schwerte kitzeln, ihn bei den Hörnern fassen. Die Leute schrien vor Wut, piffen,

wie dann noch einmal, als ein Torero ungeschickt war.

Auch sonst gab es, wie ich in der Zeitung später las, mancherlei Finessen. Die Spanier verstehen viel von diesem Nationalsport, dem eine große Literatur, eigene Fachblätter gehören. Jeder Stich, jede Bewegung hat ihre Tradition. Die Bilder der berühmtesten Toreros findet man überall auf den Ansichtskarten, schwarz, koloriert, groß und klein, im schlichten Bürgerkleide und im Kampfkostüm. Der eine und der andere von denen, die ich sah, war schön, mit harten, scharfen Zügen, starken sicheren Augen. Alle schlank, beweglich, stolz in jeder Stellung. Die Ruhe des ganzen Schauspieles ist ja überhaupt ungemein merkwürdig. Nur das Publikum heult und zuckt. In der Arena selbst kaum ein Laut. Selten einmal lockt ein geflüstertes „Toro“ den Stier. Sonst bleibt alles still. Die Pferde verrecken, die Stiere werden gestochen, Blut, wieder Blut — aber kein Schrei des Schmerzes, der Wut dringt zum Himmel, der blau nun schon im Abendglanze liegt.

Die schwarzen Massen drängen zur Stadt hinein. Schöne Karossen stehen vor den Toren, nehmen vornehme Frauen auf. Bettler drängen sich heran und tausend Stimmen schwirren. In den Paseos, breiten schönen Anlagen, spielen Kinder, kleine Eselwagen führen Babys herum. Soldaten rasten.

Mit mir ist Lord Henry Wotton — in der Literatur wohlbekannt — und sein Freund Dorian Gray; ich höre ihrem Gespräche zu.

„Mein lieber Dorian,“ sagt Lord Harry, „Ihr wundervoll schönes Gesicht bleibt auch dabei ungerührt, selbst wenn Sie jetzt über die Bestialität toben. Ich muß gestehen: Mir fehlt nur das eine, daß ein Torero gespießt worden wäre. Menschenhaß ist die schönste Form des Tierschutzes.“

„Wieder eines Ihrer Epigramme, durch die Sie alles töten; aber mich reizen sie nicht mehr.“

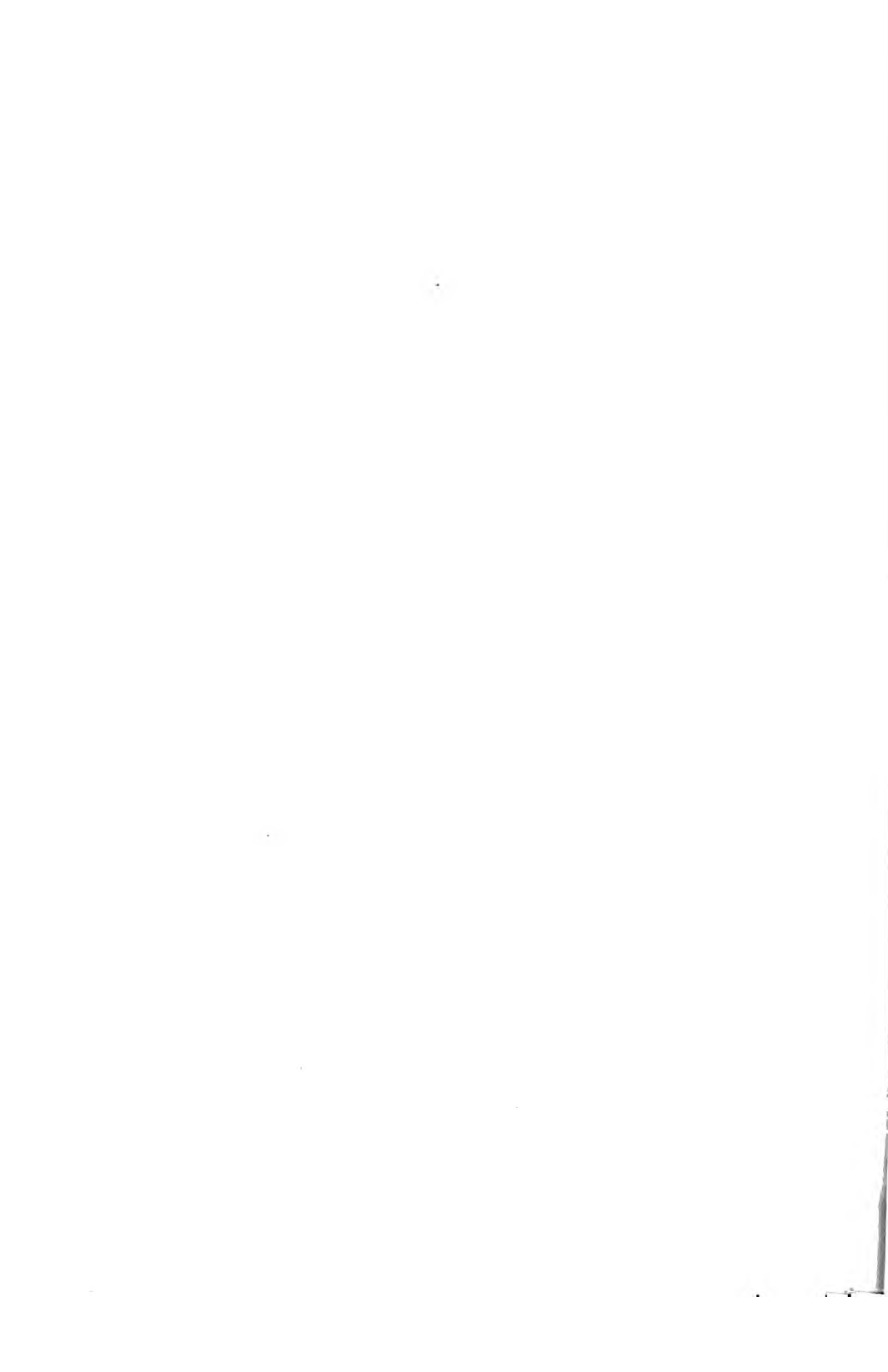
„Kein Epigramm, Dorian.“

„Eine Lüge, was so viel ist wie eine tiefe, dem gewöhnlichen Sterblichen verborgene Weisheit.“

„Aber sagen Sie, Dorian, worüber grübeln Sie? . . .“

„Ich denke, wie es wäre, wenn einmal ein Toro, so ein schwarzer Stier auf die Welt käme, von einem unerhört alten Geschlechte, von der feinsten Kultur? Lachen Sie nicht, Harry. Ein Tier, das weise ist, das sich den Abscheu vor der roten Farbe zwar nicht abgewöhnt hat, aber die äußere Entrüstung über diese unmotivierten brutalen Tücher verbergen kann. Das ist doch, Harry, Ihre Meinung von Kultur: Die Fähigkeit, seine Gefühle zu verbergen.“

„Ja, Dorian, dieser Stier stünde ruhig da. Ließe sich nicht reizen. Mordete keine lahmen Gäule. Aber schließlich, der Mob würde vor Wut über den Kulturstier heulen, und er würde auch geschlachtet werden. Denn dem — Stiere ist die Maske der Kultur nicht gegeben.“



**IN DER ALHAMBRA**

Träge rannen trübe Stunden durch einen langen Tag. Über den reichen Gärten der Alhambra lag ein dunkler, dumpfer Himmel, und im Düster breiteten sich der alten Maurenfürsten verschlungene Paläste, daneben des römischen Kaisers nie vollendeter Prunkbau. Ein paar Engländerinnen zogen umher, von einem kleinen Führer geleitet, dessen Zigeunerfranzösisch sprudelte, und traurig hing einem deutschen Lehrersmanne der photographische Apparat an der Seite herab. Keine Sonne. Da glitzert die bunte Pracht der Kacheln nicht, da flimmert kein bewegliches Licht zwischen den Säulengängen, weckt keine Schatten seltener Form. Die versunkenen Wunder arabischer Kunst verlangen die südlich-glitzernde Sonne; im Düster eines Regentages herrscht der nüchterne Verstand, zeigt die neue Arbeit des Restaurators, die Billigkeit des Materials, verrät, wie sehr alles für den Fremden hergerichtet ist, und wie wenig echt die Stimmung, die dann Bädker, Führer und gebildete Erinnerungen mühsam nur erzeugen.

Draußen in den Ruinen ist's schöner. Tiefer ins wache Herz dringt der Anblick unberührter Versunkenheit, ehrlichen, offenen Verfalls als die geschmückte Herrlichkeit. Hier gleitet der Fuß über morsche Stufen, und oft kann man seinen Weg zurücknehmen, weil ein Wall den Pfad abschneidet. Grünes Gras wuchert zwischen den Steinen, aus

den Ruinen grüßt hier und da der Schrei eines Tieres. An einem steinernen Trog steht ein braunes Mädchen, wäscht und lacht. Dann aber sieht auch sie zum schweren Himmel empor und macht bedenkliche Zeichen. Eine braune rostige Gittertür scheint ein verwünschtes Gartenreich vor dem Eindringling zu schützen. Geheimnisvolle Zeichen und Symbole sind aus den Eisenstäben geformt. Ist hier ein letzter verschlossener Schlupfwinkel? Aber die Tür dreht sich leicht in den Angeln, und einsam mag man zwischen den Mauern kleine, süße Veilchen pflücken, die auf Gräberart hier sprießen. So kann man gut — traurig sein im Bereiche bunter Maurenherrlichkeit. Langsam tröpfelt aus einem Brunnlein Wasser in ein morsches Becken. Auch hier Zeichen, Chiffren, die gelehrte Männer entziffern mögen; ich weiß auch, ohne sie zu lesen, den Inhalt. Sie künden große Hoffnungen, kleine Erfüllung. Künden den Stolz eines Erbauers, der an die Ewigkeit dachte, und nun erleben wir das trübe Ende dieser Ewigkeit. An den Wällen zieht sich der Garten. Cypressen stehen da, Myrten. Orangenbäume lassen die jungen Früchte sehen. Weich und warm ist die Luft, ist das Grün der südlichen Pflanzen. Zwei Katzen kommen aus dem Dunkel hervor. Schwer tragen sie ihre fetten Körper über den schmalen Weg. Aber sie bleiben liegen, dehnen sich, spüren die Sonne, die sich dennoch durchsetzt gegen die Regenwolken, die den Abend uns vergolden, die Verzagtheit eines finsternen Tages verjagen will.

Da wird nun alles anders. Die Stadt Granada unten, der Zigeunerberg, das Schloß am Hügel, jeder Kirchturm bekommt nun einen jähren Glanz von Schönheit. In einer Stunde ist die Nacht da, und wer weiß, wie sich morgen der Tag hebt. Für die flüchtige Spanne Zeit, da uns die südliche Sonne scheint, genießen wir das wundersame Leben vergangener Jahrhunderte in einem schnellen Traum.

— — — — —

Hart, kühl und majestätisch steht der Cäsarenpalast da; er reizt keine Empfindung. Aber unten wohnten warme, fühlende, leicht erschütterte Menschen. Unten, wo die bunte Welt der Märchen von Sultanen, Lieblingsfrauen, Courtisanen, Tänzerinnen und Eunuchen einst gelebt wurde. Ein grünes, stilles Wasser lädt zu Träumen. Die Blicke streifen durch die Säulenhallen. Ein Raum öffnet sich in den anderen. Kleine Nischen, Balkons, schmale Gänge locken zu Blicken ins Freie, in die abgeschiedene Einsamkeit eines Hofes, in dem Granaten blühen, gelbe Orangen an dünnen Zweigen schwer herabhängen. In kleinen Kabinetten und großen Sälen spielt nun das flimmernde Licht über die bunten Fliesen, schickt helle, flackernde Streifen bis hinauf zu den grottenartigen Decken. Vergoldet, rötet ein kraus geschnitztes Fensterlein. Läßt ein Eisengitter glühen, das in die Freiheit der Blumen und Sträucher weist aus der umgrenzten Welt eines malerischen Gefängnisses. Kein Bild, keine Statue. Natürlich; die arabische, maurische Gefühlswelt kannte die Darstellung des Lebens nicht.



In derlei Kunstwerken die eigene Seele ungewiß und rätselhaft sich abspiegeln zu lassen, war ihnen fremd, verboten, verhaßt. Nur die Sprüche der Religion, der schwärmerischen Dichter schrieben, brannten, schnitzten sie in die Wände.

Das Leben der Jahrhunderte hat Baumeister gespielt in diesen Hallen. Aus Moscheen wurden Kapellen, der Koran ward durch des Herrn Christus Wort ersetzt. Und nun ist alles leer, und Operngläser richten sich forschend gegen die heiligen Zeichen, die Zeugen waren all der wechselvollen Tage. Mit wachen Sinnen, zuckenden Nerven wurde vor sechs, fünf Jahrhunderten hier gelebt. In bunte Gewänder gehüllt, sprach man Recht, empfing die Boten fremder Reiche. An der Wand stand kühle Weisheit; das Dasein aber, das bunt und reich bewegt vor sich ging, wurde nicht beherrscht vom nüchternen Verstande. Gewalt war das beste, auch das schönste Recht. Der Mensch an sich galt nichts, die Persönlichkeit aber alles. Eine Welt der Männer, der Unmoral. Und das will sagen: eine Welt, deren tiefste Geheimnisse im Erotischen lagen, in den geduckten und beweglichen, den nervösen und gierigen Händen all der Frauen und Nebenfrauen, die hier wuchsen, sich kühl gaben und glühend verschenkten, in warmen Nächten tanzend Verschwörungen anzettelten, Dynastien stürzten und sich am zähesten dem Christentum entgegenstemmten, das kam und ihnen Menschenwürde, Freiheit künden wollte. . . . An Verstand, an Gerechtigkeit lag den Leuten nichts. Die kräftigsten Instinkte herrschten.

Männer und Frauen gehörten einander, wenn ihre Arten zueinanderflogen, und ihre Tollkühnheit ihnen die Möglichkeit gab. Aber es war fern von ihnen, ihren Leidenschaften ethische Werte abzuverlangen. Das kam dann auch. Als das Geschlecht müde wurde, die letzten Sprossen zage den Thron bestiegen. Als der glänzende Verfall nahe war . . . Die Bilder sind nun da. Die Figurinen drehen sich im Theatersaal. Im Alhambrareiche darf man träumen. Ich sah dort eilig ein Gemälde aus jener Zeit. Und schreib es, wie es kam, auch ohne eine Deutung zu begehren . . . . .  
. . . Die Kacheln glühten und schimmerten in dem kleinen Badezimmer. Durch die Seitenfenster drang das Sonnenlicht, und die Figuren der Schnitzereien warfen spielende Schatten auf den hellen Marmorboden. In der großen Steinwanne lag der junge Prinz, des Sultans ältester Sohn. Die Favoritin hatte ihn geboren, als ihr die Gnadensonne des Herrn schien. Das schied ihn von den vielen Jünglingen, die im Palaste umhergingen. Und, daß er in den Augen jenes seltsame heftige Flackern erkennen ließ, das die Dynastie, das königliche Blut sicherer kennzeichnete als die Reliquien des Schatzes. Muley Abul Hassan ließ das warme köstliche Wasser über seinen Leib strömen, neigte den Kopf und gab sich der verschwimmenden Musik hin, die andalusische Sklavinnen unten im Patio machten. Die Gitarren schmachteten, dann jauchzten die Klappern. Der Prinz schloß die Augen, die ihm so oft weh taten, und atmete. Aus den kleinen Öffnungen über der

Wanne floß leise Riechöl, duftende Essenz der Myrrhen, des Balsams, erlesener und weithergeholter Kräuter ins Wasser. Die Luft wurde schwer, gesättigt, und der Jüngling fühlte seine Sinne umschmeichelt, seine Nerven besänftigt; die Schrecken einer schweren, schlaflosen und von Alben bevölkerten Nacht verblaßten. Bald aber wurde sein Herz wieder schwer. Immer wieder riß er die Augen auf, denn kaum gab er sich der Stille hin, erschienen ihm unzählige Bilder der Vergangenheit. Wallendes dunkles Haar hing vor seinen inneren Augen zum Boden schwer von einem zarten Kopfe. Die Linien eines jungen, gebrechlichen Mädchenleibes zitterten. Eine schmale Stirn war durchfurcht von einer tiefen, bösen Sorgenfalte. Ein schlankes Bein schritt über einen weichen Teppich. Das Peinvolle dieser Bilder aber war die Eile, mit der sie vorbeirannen, daß sie, ohne jeden Zusammenhang, eines nach dem anderen sich erhoben und jedes an eine Lebensstunde des Prinzen mit unweigerlicher Gewalt mahnte, an eine Ekstase, ein unsägliches Glück, und daß jede dieser phantastischen Vorstellungen dennoch wie eine schwere Schleppe, die Erinnerungen an alles, was folgte, die Häßlichkeiten, die Zweifel, die Wirrsale der Liebe, die Flüche und die letzten Zuckungen nach sich zog. Die Männer draußen mußten an diesem Tage die Gerüche nicht nach der weisen Formel des alten arabischen Arztes gemischt haben. Von einem Kraut ein blauer Dampf zu viel war wohl dem dreifüßigen Feuerbecken entflattert. Und darum ging

der Atem des Prinzen immer schwerer. Seine Hände faßten zitternd an den Steinrand, und mit einer jähen Bewegung richtete er sich empor und rief die Dienerinnen. Eilig kamen nun zwei alte, dürre Weiber gelaufen, hoben ihn aus dem Wasser und hüllten den jungen Körper in weiche, indische Stoffe. Und mit gewandten Händen, die alle Künste schon geübt hatten und jeder Regung der Nerven zu folgen verstanden, trockneten sie ihn, ließen seine arme Natur, dieses unselige Erbteil des allzu alten, allzu edlen Geschlechtes, wieder ins Gleichmaß des Daseins zurückkehren. Kein Laut entfuhr den dünnen Lippen der Greisinnen, wenn auch mancher trübe Gedanke durch den Kopf der Alten zog, die schon den Vater dieses Prinzen gepflegt hatten. Der war anders gewesen; nie derlei geheimnisvollen Stimmungen hingegeben. Da hatten kindliche Mädchen tanzen müssen, Sklaven gymnastische Künste zeigen, während er badete. Dieser Sultan künftiger Zeiten aber sann zu viel . . . Die Weiber hatten ihre Kunst geübt, und nun ließ sich der Prinz durch die Reihen dünner Säulchen, zwischen denen die blasse blaue Frühlingsluft schimmerte, in einen Mirador tragen, dessen Fenster bis zum Boden reichten, so daß er liegend hinausblicken konnte zu den Myrten und Cypressen, den Orangenbäumen draußen und den zwei verschleierten Mädchen — fast waren es noch Kinder —, die unten hockten, Granatäpfel öffneten und mit den farbigen Körnern spielten. Aber die dunklen Träume kehrten auch hier bald wieder ein. Er sah sie alle

wieder, die Geliebten, erlebte alle Unruhen noch einmal und spürte all das Unrecht, das er ihnen angetan hatte, nochmals. Das Unrecht, das sein eigenstes Unglück war, die Schwäche. Er konnte sie nicht halten, ließ sie gleiten, wenn die erste Stunde der Unentschlossenheit kam. Er wußte nicht zu herrschen, verstand es nicht, zu besitzen, und konnte nur aus schimmernden Augen weiche, trübe Blicke schicken, die manche liebten. Die eine, der er nun gedenken mußte, war gestorben. Das war die Schönste, sie hatte nie das Kranke, Quälende seiner Art gespürt. Die andere hatte er verlassen in einer müden Stunde, war nie zurückgekehrt, trotzdem er ihre Liebe spürte, wußte, wie sie ihn brauchte. Die dritte hatte er verschenkt in einer Wallung, aus Übermut. Und wieder eine von sich gestoßen, weil sie ihn — zu sehr liebte. Und endlich andere — — Und keine war ihm so viel gewesen, daß er sich länger als eines Sonnenstrahles Dauer an sie verloren hätte, und jede hatte er verlassen ohne Zwang, als sie ihn liebte, indes er schwer gelitten hatte, wenn er einmal fürchten zu müssen glaubte, daß sie ihn allein lassen wollte . . . Und keine hatte er mit heißen Armen jäh erobert. Stets hatte er gewartet, daß sie sich ihm neigen sollte . . . und jede hatte er mißhandelt. Eine aber kam immer wieder, zeigte sich in vielerlei schattenhaften Gestalten, tanzend, sich in den Hüften wiegend, mit bösem Blick und Worten oder mit süßer trauriger Gebärde eine Frucht vom Baume langend — und diese eine hatte er nie besessen. Sie hatte sich ihm

geweigert, bis an den letzten Tag, hatte ihn gelockt und seine Art aufgesogen und ihn dann wieder wie ein fremdes Kind angeschaut, hatte seine Küsse genommen und seine Hände über ihre Schultern leise spielen lassen und schien dann wieder unberührt von seiner Liebe, seinem Wesen, seiner Sehnsucht und Begier. Nun war sie fort. War gestern weggegangen. Vielleicht auch träumte er darum so schwer, nicht wegen jener süßen Düfte. Sie war fort, bei einem anderen Manne. Gehörte ihm oder ließ auch den leiden. Gewiß auch ihn. Und vielleicht hätte er ihre Hände an sich reißen sollen, sie mit Gewalt halten, sich ihr geben, wie er sich nie gegeben hatte . . . Nun war sie fort. Die Sonne stand schon hoch. Sie mußte weit über Land sein. Und der Prinz sah zum Himmel. Die Mattigkeit des Leibes wich mählich. Ein dumpfer Schmerz blieb aber noch, als er durch den Palast schritt, sich vor dem Sultan neigte, der Recht sprach, die Mutter grüßte, die süße Konfitüren aß, und wieder an ein Fenster trat, das sich weit öffnete gegen die perlmutterweißen Schneefelder der Sierra Nevada. Und aus diesem dumpfen Weh keimte dem Prinzen das Wissen, daß er nie ein starker Herrscher dieses Landes, des Lebens und der Frauen sein werde, wie seine Ahnen es in diesem bunten Hause gewesen waren. Ja, er würde sicherlich noch viele Frauen empfangen, manche Zuckung des Herzens spüren und in anderen wecken, ein Weib und Kinder haben, Tänzerinnen lieben, Höflinge verstoßen und Kriege führen — aus Schwäche alles

dies. Nie aber stark sein, wie andere sind, wie dieses böse Mädchen war. Wie alle Unberührten sind. Und wie einen schweren Schatten sah er einen Tag der Flucht, der Empörung, den Tag, da er vom Throne glitt und in die Nacht hinaus wankte, der letzte Sultan, der letzte Maurenfürst. . . .

---

Die Stunde solcher Träumerei ist kurz. Der Wächter kommt. Sagt fremde spanische Worte, weist zum Ausgang. Die Alhambra wird zugesperrt, die Märchenwelt verschlossen. Im Hotel oben aber spricht man kluge Worte und stochert in schalen Gerichten.





## **SPANISCHE STÄDTE**

### *Toledo.*

. . . Als aber der Tag sich gesenkt hatte, und die traurigste Nacht die finsternen Ruinen des toten Ruhmes und die erstarrte arme Stadt deckte, ging ich noch einmal mit übermüden Schritten die Wälle entlang und rastete schließlich in der Einsamkeit eines Torwegs, von dem aus der Blick im Dunkeln die elenden Häuser, verfallene, morsche Schloßmauern und weiter in der Ferne den Glanz des trägen Flusses Tajo ahnen konnte. Hier drang kein Laut in die Nacht. Kein Vogel wohnt in diesem Gelände, dessen Säfte nur selten einen Baum zu nähren vermögen. Stein und Sand ist alles. Und auf Bergen, in Talschächten liegt die Stadt Toledo, der Hort der Kirche, eine erniedrigte Erhabenheit. Aus allen Zeiten der Größe findet man noch die steinernen Dokumente, arabische Häuser, wundervolle gotische Bogen, erbärmliche Reste einer einstens berühmten und starken Judensynagoge und weite Klosterhallen, die noch heute märchenhafte Schätze bergen. Durch die Straßen gehen die geistlichen Herren und Bettler. Sonst lebt hier niemand. Und eine tiefe Lethargie umspinnt alles. Mit der Miene des Starrkrampfes kaufen die Leute in der Marktstraße ihre Fische, mit der Ruhe abgeschlossener, vom Tode erfüllter Diener des Herrn vollziehen in reicher Kathedrale ernste Priester mancherlei Riten. Kleine Jungen tragen hier goldstar-

rende Kirchenhemden und eilen dann auf den Platz, wo Toledo wohnt, den Bettlerplatz. In ein paar Läden hat man mir abends die schlanken, biegsamen edlen Dolche gewiesen, die hier als einziges Produkt erzeugt werden; seltsam, wie wenig diese leichten und unfehlbaren, diese flinken und schönen Klingen mit jenen zu tun haben, die sie erzeugen. Aber man darf ja auch nicht vergessen, daß diese Toledaner Dolche jetzt nur noch für die Fremden gemacht werden. Zu müßiger Zier, daß kaum je einer mit zäher Gewalt zwischen die Rippen des Feindes dringt, in tiefblauer Nacht, während irgendwo ein Fenster offensteht, ein junges Weib zage in die Weite horcht . . .

Das alles, dacht' ich in der Einsamkeit des Torwegs, ist vorbei. Verschüttet von der Zeit wie die Gärten, die einst hier waren, die Schlösser, die prangende Fruchtbarkeit . . . Gewiß war Toledo nie ein heiterer Ort. War immer der Sitz der strengen Kirche, immer ein Hort der kühlen Gewalt, und selten nur, für die flüchtige Stunde eines Königstraumes nur, sangen die Geigen auf einem Lustboote, das den Tajo hinabfuhr . . . Da fühlte ich plötzlich einen Menschen nahe an mir. Mit scharfen, gar nicht wohlwollenden Augen, denen man die Gewohnheit ansah, sich grausam ins eigene Innere, in die häßlichsten Falten seiner rauhen Natur zu versenken, spürte er in meine Gedanken, meine Stimmung hinein. Ich mußte ganz ruhig bleiben, bis aus einem dünnen Munde Worte kamen, nicht klar, etwas weinerlich sogar, grämlich und doch

stark: „Sie haben also wissen wollen, wie viel wahr ist, he, mein Lieber? Haben die königlichen Gärten gesucht? Haben Sie nicht auch im Museo Provincial neben der Santa Teresa von Alonso Cano jenes Bild der ‚Jüdin‘ gesucht? Muß doch irgendwo da sein, nicht wahr? Die Wissenschaft hat doch ein Recht darauf, auf die Reliquien, auf die feste Unterlage, auf der wir Schreiber dann unsere Phantasien türmen mögen . . . Herr, geben Sie sich keine Mühe. Ich kenne das. Sie haben mit Ihrem blauen Leinwandband, Cotta gesammelte Werke, Nummer soundsoviel das Schloß gesucht, nach Buen Retiro geforscht, und nun erklären Sie, dieser Grillparzer ist ein Schwindler — es ist ja nichts von alledem da. — — He, he, das Haus des Ben Matthai hätten Sie auch gern visitiert . . . das arme Haus, in dem die Jüdin wuchs, das erste Mädchen, von dem Ihr gehört habt, daß es ihre Natur ist, ‚zu spielen mit Mensch und Hund‘ — gibt’s auch nicht, das Haus nämlich, denn diese Mädchen, sagt man mir . . .“

„Die Mädchen gibt’s. Sie — oder sagt man, teurer Meister, toten Dichtern ‚Ihr‘ oder ‚Du‘? — Sie haben nur zum erstenmal die Stimmung eines jungen Judenweibes so prachtvoll tönen lassen. Der versonnenen-schlechten, der schönen-häßlichen. Erinnern Sie’s noch: ‚Bin ich doch selbst ein Traum nur einer Nacht — — —‘ Ja, ich habe sie hier gesucht unter den Bettlerinnen vor der Synagoge; ein alter Mann war da, der konnte der Vater sein. Aber das Mädchen — sie ist in die Welt gezogen, lebt hier und dort, ‚macht die Gebräuche der Liebe

mit' und spürt so viel Sehnsucht nach einem wirklichen Gefühle, wie einst in den Gärten von Buen Retiro. Das Schloß ist allerdings nicht mehr zu entdecken, die Gärten sind vielleicht auch nie gewesen, wenigstens vor vier, fünf Jahrhunderten war's hier schon kahl wie jetzt, und der Fluß trug keine Lustboote. Ein Bild des Greco zeigt die Armut der Natur. Und doch, der König sprengte über die Brücke. Esther war klug und Rahel ein eitles Kind und schön. Und uns Heutigen ist Toledos Luft voll vom Glanze, vom schweren, traurigen Saft dieser Dichtung . . .“

Mein Nachbar war längst weg. Er hat die Kritiker nie geliebt. So bin ich dann allein durch enge Gassen, Hügel auf, Hügel ab in die Stadt der Erinnerungen, in diese Gruft der Weltgeschichte gestiegen, die mancherlei Stimmung weckt, Mittelalter und Askesse, kirchliche Politik und fromme, Wundern geneigte Andacht, und über allem dämmert die bleiche Farbe des Verfalls. Der Ton schwebt sogar über der Kathedrale, die stolz und in stiller Weihe güldene Schätze und Mirakel birgt, heute wie damals, als Toledo die mächtigste Stadt im Reiche war.

Der Morgen bringt die hellste Sonne. Im Schatthause nimmt ein schöner geistlicher Jüngling silbernes und goldenes Gerät aus den Schränken, und die Strahlen funkeln. Die Orgel tönt hoch. Und in den Kapellen knien Männer und Frauen, dumpf, leise murmelnd, stundenlang bald vor San Juan, bald vor San Ildefonso, bis sie hinausgehen und auf dem Platze den Fremden die leeren kranken

Hände entgegenstrecken. Hier gibt's nur Schmerzen trüber Menschheit. Manchmal ist's einem auch, als sei dieser Ort wie Pompeji verschüttet worden oder vergessen, im Buch der Zeit verblättert.

### *Sevilla.*

In Sevilla blühen hohe grüne Palmen. Stehen weiße, helle Häuser, himmelblaue Mauern. Geweihte Glocken klingen vom schmalen Turme der Giralda, und in alten Palästen flimmern die Kacheln arabischer Kunst. Der warme Süden verjagt hier allen Mißmut, und eine heitere, stets bewegte Menge streift durch die engen Gassen. Nur Männer allerdings. Die Frauen sind in den Häusern eingeschlossen: der Orient kündigt sich so an. Manchmal bleibt unten auf dem schmalen Damme ein Verliebter stehen und blickt zu einem Fenster empor, hinter dessen niedriger Brüstung ein schlanker Leib sich dehnt; das Ende eines kostbaren Schals flattert. Und die stolzen Worte gehen hin und her. Dann und wann auch Bitten, Werben, lockendes Lachen. Oder die Blicke forschen durch das Tor ins Innere des Hauses, in den „Patio“. Hier lebt die Sevillaner Familie. Die Zimmer des Erdgeschosses ziehen sich um einen Hof, in dessen Erdreich man Palmen, Orangenbäume und blühende bunte Sträucher gepflanzt hat, und von der Straße aus kann man das heitere Bild solch eines Patios, seiner lässigen und anmutigen Bewohner genießen. Ein reiches Haus hat zwei, drei Patios, reich geschmückt, von Marmor und farbigen Fliesen gerahmt, und da

diese Hallen gerade hintereinander angelegt sind, faßt man in schöner Linie alle in einem Blicke. Diese Art, dem Auge reizende Perspektiven zu geben, ist das wichtigste Erbeil arabischer Architektur. Der Fremde aber, der durch Sevillas Straßen zieht, verspürt bei solchen Blicken den Rhythmus dieses Lebens köstlichster, sonnigster Ungezwungenheit. Das Dasein ist dem Andalusier ein Tanz. Jedes Mädchen weiß hier die Hüften zu bewegen, die Füße in die Höhe zu schlagen, die Muskeln des Körpers spielen zu lassen. So arm ist kein elendes Dirnlein, daß sie nicht ein paar Kastagnetten an den braunen Fingern hätte, mit einer himmelblauen Masche gebunden, und eine rote Blume in dichtem Haar.

So muß man in Sevilla denn bei den Tänzerinnen gegessen haben, um zu begreifen, was diese Stadt an Schönheit zu verschenken hat. Und muß im Glanz des Nachmittags die Sonne in den Gärten des Alcazar geatmet haben, um wieder einmal zu spüren — was so oft not tut — daß das Glück der Kunst ein kühles Glück ist, und die kräftigste Seligkeit nur vom Leben selbst bereitet wird und nicht von Bildern, Büchern, von Statuen und Gesprächen. Und darum ist Sevilla die wunderbare Stadt Spaniens, nicht Madrid, trotz seinem Prado, nicht Toledo, trotz seiner Schätze, nicht Cordova, trotz jenem Dome, der eine Enttäuschung ist.

### *Barcelona.*

In Barcelona fängt Europa wieder an. Noch spürt

man ja den Süden. Die Straße ist ein großer Markt, eine Herberge aller Fähigkeiten, aller Faulheit, Genußsucht und Laster. Aber hier schlägt lebendiges Blut in starken Adern. Es ist der spanische Ort, in dem man für zehn Sekunden wenigstens glauben kann, daß dieses Land sich aus dem Bettlerdasein erheben wird. Es gibt sogar Fabriken, Handelshäuser, fleißige Arbeit. Gibt vor allem wirkliche Anarchisten; nicht nur literarische oder von Polizistenfurcht gezeugte. Und die Häuser sind keine Sehenswürdigkeiten mehr, es laufen einem nicht immer Führer nach, die den einen Weg weisen wollen, den es gibt; zum Dom, zum Museum. Die alte Kunst hat in Barcelona nichts geschaffen, und so macht sich auf die betäubendste Weise das breit, was gehässige Menschen „die neue“ nennen. Auf Firmenschildern, Plakaten, Zeitungsblättern sieht man jene Linien, krumm und wirr, die unsere Renaissance bedeuten. Komisch — nicht wahr? — kommt man aus altem Gemäuer, so an der Grenze die neuen Zeichen wiederzufinden. . . . Von arabischer Gotik und kastilischem Barock ist hier nicht mehr die leiseste Spur. Aber Tingel-Tangels sind da, wo Looping the Loop versprochen wird, Mademoiselle Brin-Brin oder ähnlich die Röcke schürzt, und ein Kinematograph japanische Landschaften zeigt. . . . Und ein Hafen nimmt Schiffe aus allen Welten auf . . . und Zigeuner wohnen seit Jahrhunderten da und wandeln sich zu modernen Kaufleuten. In einem kleinen Theater darf ich zum letzten Male die andalusischen „Bailes“ und den



„Tango“ sehen, die frechsten und verruchtesten Tänze, in denen je ein sinnliches Volk sein Temperament ausgegeben hat, und dann, am anderen Morgen, ist Spanien nur noch eine Erinnerung. Man sagt das so mit hergebrachter Wehmut: „nur noch“. Als wäre das Gedenken weggerauschter Zeiten, durchgekosteter Leiden, verflogener Lüste nicht das Süßeste, nicht die wundersamste Essenz des Daseins, nicht der letzte Zweck aller Stunden, in denen unser Atem schnell geht, — als wäre eine Extase wert, mit tausend toten Tagen erkaufte zu werden, wenn man sich ihrer nicht erinnern könnte. Und manchmal scheint es der größte Schrecken des Sterbens zu sein, daß diesem Erlebnis keine Weile mehr folgt, in der man milde und gesammelt dessen gedenken darf, was man zuckend und willenlos gespürt. . . .



# WOHNUNGSUCHEN

Einen ganzen Monat lang habe ich nun, so weit mich die Füße eben trugen, nichts getan als eine Wohnung gesucht. Wer das je getan hat, weiß, wie glücklich ich in diesen Tagen war. Denn so schön, reizvoll, bestrickend es sein muß, sich ein eigenes Haus zu bauen, da man bei solchem Tun trotz allem Ärger in jeder Sekunde das Gefühl hat, Dichter eines lebenskräftigen, fast ewigen Werkes zu sein, Kaiser im eigenen Reich zu werden, so mühsam, ärgerlich, ja geradezu unheimlich ist es, die Stadt kreuz und quer zu durchstreifen, um in fremden Gebäuden, teilnahmslosen und nichtssagenden Mietkasernen sich das Fleckchen Boden zu suchen, wo man unter, über, neben anderen, nie wahrhaftig allein, von Steinen ummauert, die nur halb uns gehören, und deren Ziegel auf der anderen Seite schon der anderen Festung bilden, seinen Flecken Lebensheimat für die nächsten Jahre finden wird.

Man gestatte den Vergleich: wie ein Hund, ein armer, obdachloser Köter dreht man sich im Kreise, schnüffelt, sucht die Möglichkeiten der künftigen Behausung zu erriechen und wendet sich immer wieder enttäuscht zu einem neuen vielversprechenden Zettel. Was kündigen diese nüchternen Plakate an den Haustoren, deren Orthographie mit der Entfernung von der Oper immer fragwürdiger wird, in ihrer lakonischen Zusammenstellung von Ziffern und Abkürzungen nicht alles an! Wie viele Salons

schrumpfen zu Erkern ein, wenn man erst einen Hausbesorger, den Herr Portier zu nennen die primitivste Klugheit auch den grünsten Wohnungssucher lehrt, durch freundliches Grüßen bewogen hat, einem die Wohnung zu zeigen. Und welche Summe von Verlogenheit, naiver Heuchelei und Sophistenweisheit liegt erst in der Bezeichnung der Stockwerke! Wer will sagen, ob ein erster Stock nicht ein vierter ist? Ich könnte Ihnen Häuser nennen, die mit einem Parterre schlicht anfangen; denen man ein Hochparterre noch gnädig verzeiht, die einen dreißig Stufen weiter mit der seltsamsten aller Bauformen: der „Unterteilung“, überraschen. Ist man nochmals dreißig bis fünfunddreißig Stufen höher geklettert, so erschaut das sehnsüchtige Auge statt jenes bekannten Landes, das die Griechen mit der Seele suchten, die Aufschrift „Mezzanin“. Und der Dachstuhl fängt dank der baupolizeilichen Vorschrift, die in unserer Stadt auch die Häuser nicht in den Himmel wachsen läßt, in jenem ersten Stock an, den eine Luftlinie mit der historischen Kegelbahn im Stephansturm wagrecht verbindet.

Gott, ja — ich habe manches gesehen in diesen Wochen der Wohnungssucherei. Vor allem unsere Stadt von einem Ende zum anderen. Denn es ist — nur Hausherren, die leerstehende Wohnungen haben, glauben es nicht — trotz den vielen Neubauten sehr schwer, eine halbwegs passende zu finden. Sogar Handschuhe aussuchen ist leichter. Da dehnt das lächelnde Mädchen das Leder so

lange, bis die Finger sich verkriechen, es paßt. Der Riß erscheint erst morgen. Wohnungen aber kann man schwer dehnen — und was für Monstra an Grundrissen und sogenannten architektonischen Lösungen entdeckt man nach einiger Bekanntschaft des Inneren unserer Paläste und „Herrschaftshäuser“. Ich war in alten, war in neuen. Die alten haben jene angenehmen, lichtscheuen Stiegen, auf denen sich der Fußgänger stetig im Kreise drehen muß, um nicht über den eigenen Schatten zu stolpern. Dafür sind die Räume meist groß, hell, die Verhältnisse schön. Allein, allein: wen gelüftet es, sein Wasser auf der Stiege zu holen oder gar nächtliche Exkursionen über Glasgänge, durch Labyrinth zu übernehmen? Und baden möchte man auch gern. Der einfachste Komfort, jener der Hygiene, ist in den Häusern der vorigen Generation noch nicht heimisch. Und die neuen! Ja, es gibt Ausnahmen. Es gibt Bauten, die sogar Badezimmer, elektrisches Licht, Lift ihren Bewohnern anbieten; aber in diesen ist meist der Herr Portier befugt, dem schüchtern Eintretenden die Briefftasche, Uhr und Ringe und eine lebenslängliche Blanko-Schuldverschreibung auf beliebig vom Hausherrn zu steigende Zinsen abzunehmen, bevor man auch nur mit dem Gedanken, solchen lächerlichen Komfort zu genießen, spielen darf. In der Tat, vergleicht man Berliner oder gar englische Wohnungsverhältnisse mit denen unserer Stadt, so fühlt man sich bewegen, die Verwünschung des alten Hanswurstes zu wiederholen: „O, diese Hausherren, nicht genug, daß

ihnen die Häuser gehören, sie unterstehen sich auch noch, Zins zu fordern!“

Also bin ich von Ost nach West, von Nord nach Süd gezogen. Mein Herz ist schwerer, meine Ansprüche sind kleiner, der Mietzins, den ich als Grenze setzte, dafür immer höher geworden. In mein Gesicht traten allmählich demütige Falten, wenn ich zu einer Besprechung mit einem Hausherrn oder, was noch ärger ist, Hausadministrator ging, und ich fing an, der Umgebung Wiens Reize abzugewinnen und die Fahrdauer der elektrischen Straßenbahn auf den unwahrscheinlichsten Linien zu studieren. Es kamen jetzt die hellen Tage, der letzten Herbstsonne freundliche Geschenke, und war ich vordem ein Gast des Alsergrund, der Josefstadt, ein stiller, scheuer Besucher der vornehmen Landstraße, der Wieden mit ihren verschiedenen Atmosphären von Noblesse, Winkelwerk, Altwien, Laster und Tugend gewesen, so wuchsen sich nun meine Ausgänge zu netten, kleinen Landpartien aus. Ich ging im Schönbrunnerpark spazieren, sah mir die Orchideen an, arme, mühselig erhaltene, frierende Kinder der Tropen, freute mich, das Wachstum des Elefantenbabys zu konstatieren und sah vom Gloriott hinab — während ich mir einbildete, in Hietzing auf Wohnung zu birschen. Der nächste Mittag traf mich zwischen den gelben Bäumen des Cottage und ich blickte — warum es nicht gestehen? — ein wenig neidisch auf die schönen, kleinen, weißen Häuser, vor denen Blumen stehen, die letzten Blüten ihre Farben leuchten lassen und in denen keine Wohnung zu

vermieten ist. Doch muß ich gerechterweise zuge-  
stehen, daß in diesen Vorstädten die neue Archi-  
tektur wirklich Treffliches leistet. An den Grenzen  
Wiens, vor den Feldern, dort, wo nahe schon die  
Weinberge ihre schönste Zeit haben, stehen überall  
einfache und lebenswürdige Häuser für Menschen,  
die gelernt haben, zu leben. Indessen — mir hat  
kein gütiger Gott dort eine Wohnung freigelassen;  
und wenn es Abend wurde und ich mir überlegte,  
wie im Winter der Wind wehen mag, und daß die  
„Elektrische“ schließlich doch nicht der ideale  
Aufenthaltort für täglich zwei bis drei Stunden  
ist — da gab ich die Pläne der Stadtlandwohnung  
auf. Vielleicht aber waren mir die Trauben auch  
nur zu sauer.

Zurück also in die neun alten Bezirke. Wieder über  
Wendeltreppen altersschwacher, Marasmus aus-  
atmender Häuser. Wieder über die Marmortreppen  
verschwindelter, verlogener Neubauten, deren auf-  
geklebte Fassaden mit dem Winkelwerk des Innern  
versöhnen sollen. Die Hygiene wird ein Schlag-  
wort und die Zimmer werden immer kleiner. Ich  
weiß: die Grundpreise; aber um ihretwillen werden  
ja auch die Zinse höher. Sezessionistische Orna-  
mente, Empirekränzchen, verwurzelte Linien im  
Stiegenhause, Badezimmer mit Gasöfen, denen man  
auf zwanzig Schritte ansieht, daß der rauhe Nord-  
wind sie umblasen könnte, sich aber begnügen  
wird, sie betriebsunfähig zu machen, Dienstboten-  
räume zwischen Eiskasten und Kohlenbehälter „aus-  
gespart“ oder photographischen Dunkelkammern



gleich, wenn nicht Hängeböden — das sind Schreckensbilder aus jenen neuen Häusern, deren Mietzins noch halbwegs erschwinglich ist.

Und nun soll man wählen, soll die Höhle künftiger Geschicke bestimmen. Wie viel hängt von der Wohnung ab — nach ihrer Art, ihren Fehlern, Vorzügen wird man sich das Leben einteilen müssen, und man steht da und sucht eine Andeutung der Zukunft, wie hier gelebt werden soll, von den Mauern abzulesen. Ist die Wohnung leer, so starrt man nachdenklich auf die kahlen Wände; ein neues Haus, noch ist hier keine Existenz vor sich gegangen, kein junger Mensch zum eklen oder freudvollen Tag erwacht, kein hartes Wort hervorgestoßen, kein süßes geflüstert worden. Hier ist noch keine Hoffnung erwacht, kein Traum verlöscht. Neue blumige Tapeten laden ein oder die nackte Mauer steht trist da, wenn's hoch kommt mit ein paar Handwerkszeichen der Arbeiter bekrizelt oder einer jener schalen Inschriften, die Witz und Unsterblichkeitsbedürfnis den anspruchlosen Geistern eingeben. Die Türen klaffen, die Fenster sind trüb. Die Luft, ein wenig feucht und kalt, verschlägt den Atem. Drunten von der Straße dringen die Geräusche der Welt hinein, oben wartet ein leeres Gefäß auf den Lebensinhalt, den frische, kräftige oder müde, morsche Menschen ihm geben werden. Es ziehen Leute ein, die eben ihren Hausstand gründen, ein Junggeselle, der überdrüssig seines möblierten Zimmers geworden ist und nun von Abenden zu Hause statt am Stammtisch be-

scheiden träumt. Oder Leute, die umziehen. Denen es im Gewand der alten Behausung zu eng geworden ist, Familien, die gewachsen sind, deren Einkommen oder auch leider nur deren Bedürfnisse größer geworden sind. Freude wie Seufzer bilden die Melodie der Einzugsouvertüre. Mancher steigt die Leiter hinab; man übersiedelt, weil die alte Gegend zu teuer geworden ist, die Augen der hellsichtigen Nachbarschaft das dünner bestrichene Butterbrot nicht sehen sollen, weil man sich ohne Salon begnügen will. Das Fleisch wird teurer, alles wird teurer, nur mancher Leute Einnahmen sinken, sinken . . .

Ach, ich kenne die Armen, die ausziehen müssen, auch von der anderen Seite her. Ich war ja in so und so vielen Wohnungen, die noch bewohnt wurden, um sie zu besichtigen, zu festgesetzten, ängstlich eingehaltenen Stunden einen Blick ins Intimste fremden Daseins zu tun. Ein trauriges, unwillkommenes Geschäft. Mißlaunige Gesichter empfangen den Eindringling, der seinerseits auch oft genug den Atem einhalten muß, um nicht allzuvielen von den Mikroben menschlichen Elends hinabzuschlucken. Denn leider scheinen die ärgerlichen Motive zum Ausziehen häufiger als die frohen. Da sind die „Gekündigten“. Aus dem und jenem Grunde. Weil sie die Hausbesorgerin nicht kajolieren, den Zins unpünktlich gezahlt haben. Noch ärger die „Gesteigerten“, die hoffen, daß die Wohnung leer bleibt, man sie zum alten Preis zurückbittet oder doch der Hausherr, Moloch neuer Fehlsung, den Schaden hat. Sie verfinstern — in wörtlichem und über-

tragenem Sinne — die Zimmer, sie sind, je nach Temperament und Geschlecht, wortkarg oder redselig, im Aufzählen der Übelstände der Wohnung nämlich. Und fast alle haben eine sonderbar unlogische Gewohnheit: sie erwidern den höflichen Gruß des Besichtigenden, der doch für ihr Ausziehen nichts kann, gar nicht oder nur mit üblem Grunzen. Man sieht, Haß, Zorn und Wut verfehlen oft die Richtung, der harmlose Fremdling büßt für fremdes Tun. Man lernt ja lächeln über den schweren Schicksalsschlag, daß ein höflicher Gruß ohne Echo verhallt, daß spitze Blicke jedem Schritt folgen und zum Abschiede die Tür dröhnend hart hinter dem Rücken ins Schloß fällt. Und doch in den wenigen Minuten, die man so in einer fremden Behausung als ungebetener Gast weilt, sieht man genug. Die vierte Wand des Lebens ist für kurze Weile weggeschoben, und mit ganz anderer Stärke als im Bilde der Bühne sieht man die Fäden nachbarlicher Existenz, sieht Leiden, Glück, Zuversichtlichkeit und hoffnungsloses Brüten, Sinken und Steigen der Daseinslinie dieser Leute und spürt die Schicksale so intensiv, als wäre man ihr treuester Feind oder ihr bester Freund, — und als ob man besten Freunden das Wesentliche eines Lebensabschnittes je ganz klar vor Augen stellen könnte — so klar, wie es der Fremde sieht, der nie wieder die Straße kreuzen wird und dem blitzhell eine Situation offenbar wird. Wie jener Günstling Asmodis, des hinkenden Teufels, habe ich hineingelugt in vielerlei bestimmende Vorkommnisse. Habe den Geruch der

Krankheit, die gewütet hat, gespürt und die harte Hand der Not in manchem Haus gesehen, über deren Stiege rote Teppiche geleiten. Habe Arme und Reiche in jenem Zustand der Irritation belauschen müssen, der jede Änderung der Lebensformen begleitet. Habe die Kinder schreien hören, um derentwillen man nun die Stätte vieler Jahre verlassen muß, und jener Anderen Existenz vermerkt, die erst den vollzogenen Umzug abwarten, um auf die Welt zu kommen. Ich habe Gewohnheitsübersiedler gesehen, die kühl und gleichgültig in stets nur halbfertigen Zimmern hausen, und jene anderen, denen das Umziehen einen bösen Stich ins Herz versetzt . . . Und mancherlei noch.

Und als ich nun zum Schlusse eine Wohnung gefunden hatte und nun in ihr, die meinem künftigen Leben den Rahmen bieten soll — wird er nun aus weißem Lack, braunglänzendem Mahagoni oder verspieltem lila Holze sein? —, jeden Tag eine Viertelstunde verbringe, um mir Zukünftiges zu überlegen, wo dieses Bild hängen, die Truhe mit jenen alten Schriften und Briefen stehen wird — da dringt wiederum, und nun noch viel tausendmal stärker als je, der Atem einer fremden, bis ins Letzte vollendeten Existenz auf mich ein. Ein kühler Hauch von jener anderen Welt. Es hat sich so getroffen, daß ich die Zimmer gemietet habe, aus denen vor ein paar Wochen kaum, vielleicht nur Tagen, ein anderer Mensch, eine alte Frau weggestorben ist. Weggeholt — und ihre Wohnung sieht aus, als wäre sie über die Straße gegangen zu einer Freundin

aus verblaßten Tagen, von denen Greise gern zu Menschen sprechen, die sich in ihren Wegen zurechtzufinden vermögen. Denn die Welt von heute ist doch kraus und unverständlich . . . Die Möbel stehen noch alle da, wie jene nun Selige sie anzuordnen liebte. Fein säuberlich, symmetrisch. Die Schränke in Reih' und Glied an den dunkeln Wänden, und in der Mitte jedes Raumes der Tisch mit seinen vier geraden Stühlen. Das Bett einfach verdeckt, wie es am Tage wohl immer stand . . . Kein Zeichen langer Krankheit ist hier zu spüren, der Tod mag sanft gewesen sein. Ein kleines Pult steht am Fenster, ein eingelegter Sekretär enthielt wohl das und dies. Biedermeiermöbel; schön oder gewöhnlich, ich merke es kaum. Fragt man alte getreue Dienstboten, die redlich ihre Zeit geschaffen und geschaffen, nach Anmut, edler Linie, prächtigen Formen? Sie haben gelebt, ihr Teil getan. Öllampen. Ja, Öl. Hier mitten im lebendigsten Teil unserer Stadt hat eine alte Dame gelebt, mehr als ein Jahrzehnt, und das Gaslicht schien ihr so modern, daß sie kein Rohr in ihr Reich eindringen ließ. Ihr war schon das Petroleum zu modern und beim Elektrischen mag sie einen kalten Schauer empfunden haben. Auch die Klingel klingt hier altmodisch ins gar so stille Gemach. Eine Schnur, an der man zieht. Das gibt es also noch. Ein Zimmer aber ist frisch tapeziert, vor wenigen Tagen. Als diese alte Dame, die ich nie gesehen habe und an die ich nun wohl oft denken werde, vom Lande zurückkam, ließ sie die hellere Tapete kleben, die

Küche licht malen — sie hat den Gast nicht erwartet, der dann plötzlich an der alten Glockenschnur zog und sie mitnahm . . . Die alte, stille Frau hat sterben müssen. Damit ich zwischen diesen Wänden ein neues Leben anheben kann. Die Maler kommen mit grellen Farbentöpfen. Die hellen Schränke und die vielen, gar so vielen Bücher. Der sanfte Geruch des Alters, des an die Neige gelebten Lebens wird bald verweht sein, und durch die alte braune Tür mag nun ein ander Schicksal eintreten.

## WIENER WAHLTAG

Sehr früh regen sich heute unter dem blaßblauen Himmel Erregte, Geschäftige, Politiker von Beruf, die einen letzten strategischen Befehl ihrem getreuen Generalstab eiligst und eindringlich einschärfen, die Wahlparole geben und unter jene verteilen, die sich jetzt in den Agitationslokalen, den Hinterzimmern einer Kneipe, eines Caféhauses sammeln. Es sind Arbeiter und ehrsame Kleinbürger, die das leidige politische Geschäft, diesmal eine streng vom Gesetze anbefohlene Pflicht, getan haben wollen, bevor sie, heute wie immer, dem eigenen Berufe nachgehen, durchs Leder den Draht ziehen, am Ladentisch die Ware feilhalten. Nur eine Viertelstunde lang vielleicht werden sie sich des tiefen Zusammenhanges bewußt, der zwischen ihrer Person besteht und jenen großen Staatsgeschennissen, deren Ablauf sie in der Mußestunde im Zeitungsblatte lesen. Heute, ja heute spüren sie's. Noch dröhnt im Ohr die schöne Phrase des Agitators, der plötzlich mit allen geheimen Leiden des Bürgers so gut Bescheid wußte, des Kandidaten, der das Rezept für alle künftige Not verlesen konnte und so gute Worte fand. Daß es oft Tag für Tag die gleiche, gute memorierte Erschütterung war, die den Herrn Kandidaten angesichts der und jener Bedrängnis, Not, Teuerung und Rechtlosigkeit fast am Weitersprechen hinderte —, das muß der brave Bürger ja nicht wissen, den



einmal ein guter und im Politischen vertrauter Freund in eine Wahlversammlung lockte. Und ist es ein ganz ruhiger Mann, den nicht einmal die schönste Wahlrede ins Reich der Politik lockt, so liegen ihm doch noch die letzten starken Worte „seiner“ Zeitung im Sinn, der „gebieterische Ruf an die Urne“ — „jeder tue seine Pflicht“ — „das Schicksal des Vaterlandes“ — „die Not der Zeit“ — „keine Stimme darf der gerechten Sache fehlen!“ — So drängt er sich frühmorgens ins Amtslokal oder in den Turnsaal einer Schule, wo die Wahl stattfinden soll. Alles ist ruhig und still. Die Zeiten sind vorbei, wo die Straße ein Schauplatz erbitterter Kämpfe um jeden Stimmzettel war. Draußen in den Vororten, wo von den Arbeitsstunden nicht zu viel versäumt werden soll, warten Scharen. Ungeduldig die einen, ihrer Wichtigkeit bewußt und den Moment genießend die anderen. Selbst der Skeptische, der nur dem Gesetze gehorchend mit einem weißen Stimmzettel hingeht, mag von manchem Gesicht einen feiertäglichen Glanz ablesen. Die Unbesorgten fehlen ja auch nicht, die dem großen Tag zu Ehren schon früh ein paar Gläser getrunken haben und eine etwas unruhige Hand jetzt sozusagen an das Ruder oder das Steuer des Staatsschiffes legen. Ein paar Minuten. Der Herr von der Kommission liest den Namen ab, die Liste wird eingesehen, dann darf der Staatsbürger seinen Teil an der Weltgeschichte in Anspruch nehmen: er legt den Zettel in die Urne. Sorgsam gefaltet. Und der Name darauf, an sich sinnlos, ohne Plastik, ohne Bedeutsam-

keit, spricht nun politische, soziale Gesinnung, vielleicht eine hart erkämpfte, mit Leiden, Zurücksetzung Tag um Tag bezahlte Weltanschauung aus oder nur eine kleine egoistische Hoffnung auf „Protektion“, wenn „unser“ Kandidat gewählt wird, unsere Partei „drankommt“. Aus der Gesamtheit aller dieser Stimmabgaben aber, von denen nicht wenige durch Unverstand und Mißverständnis, Gleichgültigkeit oder eine zugeflogene Stimmung herbeigeführt werden, entsteht des Staates neue Repräsentanz. Denkt einer auf seinem Wahlgang an diese Würde seiner kleinen Bewegung, dann rundet sich die Gebärde, das Auge wird stolz . . .

Die Stunden eines Sommertages. — — — Der Wagen fährt durch die Bezirke, wo der Kleinbürger beim Frühschoppen sitzt, über den „Grund“, kreuzt die schöne, glänzende Mariahilferstraße und drängt vor bis an die Grenze, wo die Straßen Wiens abgelöst werden von den Gassen und Plätzen einer Reihe ganz anderer, weniger reicher, gar nicht sehr anmutiger Provinzstädte, in denen Arbeit auf Arbeit folgt, und viele, viele Kinder überall aus dem Erdboden wachsen. Wieder eine Schule, deren Turnsaal heute der Weltgeschichte Quartier gibt. In den benachbarten Straßen „Beisl“, wie man bei uns die kleinen Kneipen nennt, an deren Fenstern grüne oder rote Zettel brave Männer aus dem Volke anpreisen. Am Ende rechts ist der eine Schurke, der links ein edler Bürger. Das war von jeher so. Ein Bezirk, in dem ein paar hundert Böhmen wohnen: — also fehlt ein tschechischer Kandidat nicht, mit

einem Namen, an dem man lange kauen kann. Und da es bald zehn Uhr ist, wird das „Gulyas“ zur kräftigsten Impression. Kellnerbuben laufen mit der dampfenden roten „Sauce“ (was aber mit vielen ss gesprochen wird) über die Straßen, und die Herren Wahlkommissare „frühstücken“ zum zweiten Male. Die enggeschlossenen Tore öffnen sich nur den Trägern dieser duftenden Gerichte — und den Wählern. Neben den Wahllisten aber stehen die „Krügl“ Bier in Reihen. Heiß wird's . . .

In den bürgerlichen Bezirken ist jetzt die wichtigste Zeit für die Agitation, die aber diesmal in der ganzen Stadt stille, stille vor sich geht. Würdige Herren, die der hohe Zylinder, die Angströhre, hellen Schweiß vergießen läßt, fahren in altertümlichen viersitzigen Wagen zu saumseligen Wählern. Manchmal gelingt's ihnen, einen zu eskortieren; sie drücken ihm einen sorgfältig mit dem Namen des Kandidaten der Partei ausgefüllten Zettel in die Hand und bringen ihn zur Schwelle des Wahllokals. Dort müssen sie ihn nach dem Gesetz verlassen und sind stolz, eine Stimme „gefangen“ zu haben. Indessen ist mancher Wähler tückisch genug, im letzten Augenblick einen anderen Zettel abzugeben, und alle Hoffnung dieser Wahl-schlepper zerschellt am Abend, wenn beim Skrutinium die „Strichler“ Stimme für Stimme zählen und manche „sichere“ Zahl ein Phantom war.

Leopoldstadt. Das ist der Bezirk jenseits der Donau, in dem die ehemalige „Jägerzeile“, jetzt Praterstraße, zur Hauptallee, dem Wurstel und in die

keit, spricht nun politische, soziale Gesinnung, vielleicht eine hart erkämpfte, mit Leiden, Zurücksetzung Tag um Tag bezahlte Weltanschauung aus oder nur eine kleine egoistische Hoffnung auf „Protektion“, wenn „unser“ Kandidat gewählt wird, unsere Partei „drankommt“. Aus der Gesamtheit aller dieser Stimmabgaben aber, von denen nicht wenige durch Unverstand und Mißverständnis, Gleichgültigkeit oder eine zugeflogene Stimmung herbeigeführt werden, entsteht des Staates neue Repräsentanz. Denkt einer auf seinem Wahlgang an diese Würde seiner kleinen Bewegung, dann rundet sich die Gebärde, das Auge wird stolz . . .

Die Stunden eines Sommertages. — — — Der Wagen fährt durch die Bezirke, wo der Kleinbürger beim Frühschoppen sitzt, über den „Grund“, kreuzt die schöne, glänzende Mariahilferstraße und drängt vor bis an die Grenze, wo die Straßen Wiens abgelöst werden von den Gassen und Plätzen einer Reihe ganz anderer, weniger reicher, gar nicht sehr anmutiger Provinzstädte, in denen Arbeit auf Arbeit folgt, und viele, viele Kinder überall aus dem Erdboden wachsen. Wieder eine Schule, deren Turnsaal heute der Weltgeschichte Quartier gibt. In den benachbarten Straßen „Beisl“, wie man bei uns die kleinen Kneipen nennt, an deren Fenstern grüne oder rote Zettel brave Männer aus dem Volke anpreisen. Am Ende rechts ist der eine Schurke, der links ein edler Bürger. Das war von jeher so. Ein Bezirk, in dem ein paar hundert Böhmen wohnen: — also fehlt ein tschechischer Kandidat nicht, mit

einem Namen, an dem man lange kauen kann. Und da es bald zehn Uhr ist, wird das „Gulyas“ zur kräftigsten Impression. Kellnerbuben laufen mit der dampfenden roten „Sauce“ (was aber mit vielen ss gesprochen wird) über die Straßen, und die Herren Wahlkommissare „frühstücken“ zum zweiten Male. Die enggeschlossenen Tore öffnen sich nur den Trägern dieser duftenden Gerichte — und den Wählern. Neben den Wahllisten aber stehen die „Krügl“ Bier in Reihen. Heiß wird's . . .

In den bürgerlichen Bezirken ist jetzt die wichtigste Zeit für die Agitation, die aber diesmal in der ganzen Stadt stille, stille vor sich geht. Würdige Herren, die der hohe Zylinder, die Angstrohre, hellen Schweiß vergießen läßt, fahren in altertümlichen viersitzigen Wagen zu saumseligen Wählern. Manchmal gelingt's ihnen, einen zu eskortieren; sie drücken ihm einen sorgfältig mit dem Namen des Kandidaten der Partei ausgefüllten Zettel in die Hand und bringen ihn zur Schwelle des Wahllokals. Dort müssen sie ihn nach dem Gesetz verlassen und sind stolz, eine Stimme „gefangen“ zu haben. Indessen ist mancher Wähler tückisch genug, im letzten Augenblick einen anderen Zettel abzugeben, und alle Hoffnung dieser Wahl-schlepper zerschellt am Abend, wenn beim Skrutinium die „Strichler“ Stimme für Stimme zählen und manche „sichere“ Zahl ein Phantom war.

Leopoldstadt. Das ist der Bezirk jenseits der Donau, in dem die ehemalige „Jägerzeile“, jetzt Praterstraße, zur Hauptallee, dem Wurstel und in die

Alleen führt. Hier war einmal das Wohnviertel reicher Bürger. Jetzt umrahmen enge, winkelige Gassen, ghettoartig anmutend und in der Tat fast nur von Juden bewohnt, die Hauptstraße, in der Wirtshaus an Kaffeehaus stößt. In diesem Bezirke kämpfen Bruderparteien und geben so dem gemeinsamen Feinde eine Hoffnung. Die Juden und die wenigen liberalen Christen haben drei Kandidaten, die einander mit einigem Aufwand von Leidenschaftlichkeit und urwüchsigem Humor neben tiefgewurzeltem Fanatismus bekämpfen. Ein deutschfreisinniger Kandidat, ein spezifisch israelitischer, ein — Zionist, umgeben von einem unermüdlich laufenden und zappelnden Stab junger Studenten. Solange Zion nicht steht, wollen sie wenigstens ein Reichsratsmandat. Ihr Eifer ist unvergleichlich. Nicht in Hernals und Ottakring, wo die Antisemiten agitieren, nicht im „Arbeiterheim“ Favoritens, wo der sozialdemokratische General Adler den Kampf leitet, ist so ein Hin und Her der Stimmensuchenden, Wählerkapernden, so ein Auf und Ab der Gefühle. Sogar Damen in weißen Uniformblusen tun hier mit. Und sie erzählen von den Versammlungen der vergangenen Tage, dem Jubel der Wähler, sie rühmen sich listiger Manöver und sehen den Sieg vor sich. Zumindest eine Stichwahl. Ihr Kandidat aber steht da, ein Bild reichen, zuckenden Lebens, in dem kleinen Kaffeehaus, ein Fanatiker des Zionismus, der trotzdem über manche Komik seiner Heerführer lächeln kann; einer, dem die Augen leuchten, denn die Eingeweihten sind

sicher, daß es besser geht, als einer hätte glauben können.

Nachmittag. Eine halbe Stunde nimmt uns der Prater auf. Hier ist's ruhig. Still fährt ein kranker, blinder Mann im Wagen durch die Allee — ihm blüht kein Kastanienbaum, ihn geht keine Wahl an . . . Wir sitzen im Grünen, und schöne Frauen kommen aus der Stadt, die kaum wissen, welchen Tag der Entscheidung sie erleben. Wir aber müssen zurück. Hinaus nach Favoriten. Arbeiterviertel. Das Amtshaus der sozialdemokratischen Partei steht hundert Schritte vom Amtshaus der Regierung. Hier ist's still. Längst hat jeder „organisierte Sozialdemokrat“ seine Stimme abgegeben, auch die Parteibeamten, die jedem nicht genügend Legitimierten noch das Recht, sein Votum abzugeben, zu schaffen suchten, haben ihre Arbeit getan. Man wartet auf den offiziellen Wahlschluß: fünf Uhr. Und beginnt indes im Hofe des Arbeiterheims den sicheren Sieg im voraus zu feiern. Als die erwarteten Resultate, die ungeheuren Majoritäten, die das neue Wahlrecht hier bringen mußte, auf roten Transparenten sichtbar werden — ein starker, heller Schrei des Jubels. Jener Schrei des Siegers, der keinen Kampf fürchtet, kaum eine Erwiderung. In der Tat haben sich hier die Christlichsozialen, die Antisemiten ängstlich ferngehalten, und so wird es bald ruhig. Beim Bier im Hof, wo Musik spielt, sitzen die Männer und Frauen und warten auf die anderen Resultate. Und freuen sich, daß die Sozialdemokratie bei ihrem ersten Waffengange

gute Erfolge hatte — kein Lärm, kein Unfug, ein paar Polizisten stehen untätig in der Ferne. Keine Arbeit für sie.

Ein anderes Bild zeigt jetzt, als es nächtigt, die Leopoldstadt. Die Adjutanten des zionistischen Generals sind ein wenig still. Manche Hoffnung hat getrogen. Ihr Kandidat kommt nicht einmal in die Stichwahl. Und sitzt nun gebrochen da, das Feuer im Herzen ist ihm erloschen. Aber auch im Kaffeehaus gegenüber, wo der freisinnige Kandidat sein Hauptquartier hat, herrscht kein Jubel. Insgeheim raunt man sich das noch nicht offizielle Resultat zu. Stichwahl zwischen dem Freisinnigen und dem Antisemiten. Eine Schuld der Stimmenzersplitterung. Man wird den Fehler vielleicht bei der Stichwahl gutmachen können, aber ist's nicht ein Symbol? . . . Immerhin, hier findet die Rasse manchen ungezwungenen, unverschnürten Ton, wie mittags die Lust, so kleidet sie jetzt den Unmut in drastische Formen. Nur der geschlagene Kandidat ist stumm. Er ist eingetaucht in die wenig lächerliche Atmosphäre des „Zählkandidaten“, der gar nicht ernsthaft in Frage kommt, und mag sich ein wenig mühsam damit trösten, daß die Dummen stets die Majorität haben . . . Wie still ist's unter den Zedern Zions um die siebente Stunde . . .

Man erwartet gegenüber dem Amtshause die Wahlverkündigung. Volk. Berittene Polizisten, deren scheuende Pferde manchmal fast eine Unruhe hervorbringen, die dann politisch gedeutet werden kann. Ein bartloser Polizeibeamter, der seine organisato-



rischen Fähigkeiten erweisen will, besteht, von einem Heere von Schutzleuten unterstützt, heldenhafte Kämpfe gegen junge Leute zwischen fünf und fünfzehn Jahren. Die Kleinsten tragen noch Ruderleibchen, die Ältesten „fühlen“ sich, da sie nach dem Vorbild des Prinzen von Wales anlässlich des historischen Momentes einen Zylinder tragen. Allerdings zu kurzen Sakkoröckchen. Indes man wartet, kommen in feierlichem Zuge die Wahlkommissionen, mit den Stimmzetteln in versiegelten Paketen. Einige junge Beamte schütteln Zeitungsreportern die Hände. In der Ferne murrst das Volk: Langeweile. Nach stundenlangem Warten erfährt es, daß gar keine öffentliche Verkündung der Resultate stattfindet. „Deshalb hat man uns zwei Stunden warten lassen — — —“ sagt einer. Sie sind unzufrieden. Gar kein Theater . . .

In den Straßen der inneren Stadt umdrängt man die ersten Extrablätter. Hier, wo die Kolportage am Alltag nicht erlaubt ist, erregt der Vorgang Aufsehen. Jeder steht mit einem druckfeuchten Blatt da, um die Laternen bilden sich Lesezirkel. Es sind nur die ersten Resultate. Aber doch glimmt das politische Interesse wieder auf. Helle Kaffeehäuser, die Telephone rasten nicht.

Nun kommt noch nächstens in einzelnen Bezirken die Stichwahl. Dann ist das Volk entlassen. Es hat sechs Jahre nur noch zu schweigen. Darf nur laut Beifall klatschen, leise murren. Die Nacht ist da nach dem größten Tage, den Österreich seit dreißig und mehr Jahren gehabt hat. Wie viel Ehrgeiz zerbrach,

ward verschwendet, wie viel Kraft verflackerte . . . Da sind Nichtgewählte oder Nichtwiedergewählte, deren Leben plötzlich die Basis fehlt. — Und die politische Entscheidung? Die ist noch unklar. Allein, indes man in der warmen Sommernacht die letzten Schritte über die stille Straße macht, spürt man dieser Frage noch nicht nach. Heute hat man dumpf die Bewegung der Masse empfunden: keine jähe Erschütterung, kein nervöses Zittern, Zucken, kein Veitstanz der zum ersten Male frei entfesselten Leidenschaften. Sondern — und das ist der besondere Eindruck und die schöne Erinnerung dieses Wahltages — eher einem ruhigen, ernsten Schritte vergleichbar. Er führte noch nicht ins ungemessen Weite, aber — man kommt von der Stelle.

# DER HERR VON WIEN

Der Bürgermeister von Wien hat lange Wochen sehr schwer krank gelegen, und Tag für Tag sahen viele Tausende nach den Nachrichten über das Leben, das da flackerte, und von dem man manchmal glauben mußte, daß es zu Ende gehe. Diese vielen Tausende aber sind sonderlicherweise nicht nur jene gewesen, die ihm Jahr für Jahr zugejubelt hatten, für die er der „schöne Karl“ gewesen war, und die mit ihm politische Meinung und soziale Ansicht, soweit sie überhaupt eine solche hatten, geteilt hatten. Seltsamerweise waren auch jene von dem Lebenskampf, der da vor sich ging, zur Nachdenklichkeit gezwungen, die seine Feinde gewesen waren, die er haßte, gegen die er scharfe Worte der Verächtung gefunden und eine unbeschreiblich heftige, alle menschlichen Beziehungen ergreifende, wenn auch unreine Bewegung einer ganzen Stadt entflammt hatte. Auch für sie, für jene unter ihnen wenigstens, die eines Daseins Linie und Entwicklung zu sehen und begreifen vermögen, war er in diesen Stunden eine österreichische Lebenserscheinung von ungemeiner Merkwürdigkeit. Er war einen raren Weg gegangen, und nun lag er da und rang hart und schwer um sein Leben mit jenem, gegen den kluge Worte und ein blitzendes Auge nicht aufkommen können.

Der Bürgermeister. Das ist für Wien mehr als für eine deutsche Stadt. Der Bürgermeister von Wien,

das ist nicht bloß ein hoher Verwaltungsbeamter von leicht politischer Färbung wie der Stadtoberste in Berlin oder Köln; er ist mehr. Wenn man jene kleinen Leute fragte, die in ihrer Masse die große Stadt Wien ausmachen, eben jene kleinen Leute, die des Dr. Karl Lueger Anhänger und begeisterte Verehrer durch so viele Jahrzehnte waren, so ist er für sie der Herr von Wien. Ihrem Gefühl und ihrem nicht durch die Kenntnis der Staatsgrundgesetze angekränkelten Bewußtsein nach, kommt er in der Stufenleiter der Macht gleich nach dem Kaiser. Die kleinen Leute haben ein doppeltes Loyalitätsgefühl, eines für den greisen weißhaarigen Mann, der Monarch ist, und dessen Gesicht sie so oft sahen, und eines für diesen Bürgermeister. Und das war ja das Merkwürdige und im politischen Ablauf der letzten zwanzig Jahre so Seltsame, daß ihr Erwählter und immer wieder Erwählter, der Kandidat, den die Stadt Wien so lange Zeit vergeblich zum Bürgermeister gefordert hatte, daß der dem Kaiser nicht genehm gewesen war, und daß er erst in vielen Jahren auch ihn hatte bezwingen müssen, wie er die Stadt bezwungen hatte in den 62 Jahren, die er bisher lebte. Denn so, wie die Gegner in der Zeit seiner schweren Erkrankung vieles vergaßen und fast nur die Stärke dieser Menschlichkeit vor den Augen hatten, so wie sogar ein alter Jude neben vielen christlichen Kräutlerinnen in das Rathaus kam, um ein Mittel anzubieten, mit dem man den Kranken zur Gesundung führen könne, so ließ auch der Kaiser, dem man

damals die Wahlbestätigung abgerungen hatte, Tag für Tag nach dem Befinden jenes Mannes fragen, der einst sein Widersacher war. Und nicht einer von jener allerloyalsten Opposition.

So begegneten einander an der Schwelle des Krankenzimmers eines Tages der Priester, der die Sterbesakramente brachte und ein kaiserlicher Abgesandter, der dem Bürgermeister eine hohe Auszeichnung ans Bett brachte. Und man erzählt sich, daß der Leidende über den hohen Orden eine große Freude gehabt hat, und man berichtet, daß er seine Getreuen gefragt hat: „Was mögen wohl die Leute dazu sagen, daß ich versehen werde? Daß ich die Sterbesakramente bekomme?“ Dieser Zweiundsechzigjährige, der schwer kämpfte, fragte: „Was mögen wohl die Leute dazu sagen?“ — — Diese Frage hat seine ganze Existenz bestimmt. Er hat sie sich oft gestellt, bewußt, und sie ist ihm gekommen dumpf und dunkel, weit hinter der Schwelle der Klarheit. Dieses Leben, das zu einer äußeren und einer inneren Höhe geführt hat, wie sie nur wenigen in unserer Zeit vergönnt gewesen ist — denn er gehört ja zu den seltenen Günstlingen, die ihr Leben leben durften, nicht ein durch Fremde, durch ein fremdes Schicksal bestimmtes, die der Weg hinauf nicht vorzeitig erschöpft, wie so viele andere in unserer Epoche — dieses Leben ist bestimmt worden von der Frage nach der Wirkung jeder Handlung. Da war die Grenze seiner Freiheit, und da zugleich die Quelle seiner Macht. Wie ein Schauspieler . . .

Auf diese Art hat er sich oft umgeblickt, und seine größte Kunst ist es gewesen, gut zu sehen, eine Minute vorher zu wissen, welche Wirkung sein Tun haben wird. Darum ist er ja auch der große Redner gewesen — einer von denen, die wirklich Redner waren. Er wirkte wahrhaftig nicht durch einen Inhalt, der übermäßig weit und stark war, durch die Kraft einer Idee, die er erfaßte, bevor sie noch die weite Reise zu den anderen Menschen antrat, er wirkte durch die gedrunghenen Sätze, die spitz und kantig zwischen den Zähnen hervorkamen, durch die Stimme, die warm sein konnte und dann wieder scharf, verachten, höhnen, spotten, hänseln, „frozeln“ — wie man in Wien sagt — und das Unbewußte, das Innerste seiner Hörer treffen, förmlich in ihr Blut gehen. Er wirkte auf seine Zeit, die nun vorbei ist, er erreichte sein Ziel, weil er die unheimlich guten Augen hatte; jene Augen, die nicht nur die Schwächen des Gegners sahen, sondern auch die geheimen Wünsche der großen Massen erkannten, bevor jene selbst eine Ahnung von ihnen hatten.

Wie dieser Mann sein Leben, das Maß seiner Kräfte, seine Leute, die Zeit und die Stadt, in der er zu handeln hatte, die Weise, die wirken konnte, verstanden hat, das macht das Prachtvolle an seiner Erscheinung aus, und das ist der Grund, weshalb man ihn heute ruhig als eine Erscheinung der Natur, als eine Menschlichkeit mit einer gewissen Freude ansehen kann, selbst wenn man alles jenes weiß, was er in den Tagen, die früher einmal waren, an

**Häßlichem und Kleinem, Geringem und Elendem  
getan hat.**

Er war eben einer, der mitbaute an der Entwicklung einer Zeit und einer Stadt. Wir werten hier nicht, und können es uns ersparen, nachzufragen, ob seine politischen Meinungen gerecht, ja sogar, ob sie im tiefsten wirklich seine waren; wir schauen uns ein Leben an, das bis zur Höhe gelebt worden ist, und erkennen den seltenen Fall, daß einer nicht nur Politik gemacht hat, um irgendwo anzukommen, sich auf ein Postament zu stellen, oder einer von den vielen gewesen ist, die sich im „Politikmachen“ überhaupt verloren haben und bis zur letzten Stunde ihres Lebens immer weiter nur Politik und wieder Politik gemacht haben, und vergessen, daß sie nur ein Mittel, nicht ein Lebensinhalt ist, — hier sehen wir einen Menschen, der einen Weg gegangen ist, der allerdings selten rein war, um dann, oben angelangt, ungehindert und ungehemmt die Macht in seiner starken Hand, etwas Wirkliches schaffen zu können. Denn das hat er getan. Der Demagog wurde im kleinen ein ganz geringer Baumeister Solneß. Der Weg war oft ein ekler; er mußte ihn mit Menschen gehen, die seinem guten Intellekt wohl gering erschienen sind und seinem Bürgergefühl von Anständigkeit zuwider. Seine innerliche Entwicklung hat er auf diesem Wege sicher oft zum Schweigen bringen müssen; aber er wußte, daß keiner in unserer wirren Zeit etwas ausführen kann, der einfach hingehet, alles Weltliche und alle Rücksicht auf die geringeren Interessen der Gefährten



von sich tut, die Unreinen abschüttelt und nur so handelt, wie es in jedem einzelnen Falle der eigenen Natur gemäß wäre.

Als er ein junger Mensch war, sah er vor sich das Ziel, den Punkt, wo man zur Arbeit ansetzen konnte, und nun galt es, den Hammer in die Hand zu bekommen. Die guten Augen halfen. Er sah, zu welcher geistigen Entwicklung die Stadt, in der er lebte, der Stand, der den Kreis seiner Ziele zu bestimmen hatte, reif waren. Die war nicht hoch. Darum ist er das geworden, was man in Wien einen „Christlichsozialen“ nennt, und hat die Liberalen, deren Hoffnung er war, verlassen; denn er sah eine Schicht von Menschen, deren Lebensbedingungen gedrückt waren, die politische Rechte hatten und noch nicht gelernt, sie auszuüben, einen Haß und nicht wußten, wohin den richten. Das hat er sie gelehrt. Es waren die Menschen, die bisher in ihrer Stadt nichts gegolten hatten, weil die Advokaten, die Lehrer, die Ärzte, die Großkaufleute, die Industriellen, die Patrizier am Ruder waren. Und so stellte er sich vor den kleinen Mann hin, weil er wußte, daß der es war, dem er einen kräftigen Impuls, politische Betätigung ablocken konnte. Das waren Menschen, die noch nicht satt waren, und die eine Hemmung fühlten, und er zeigte ihnen eine vermeintliche Realität: die reichen Juden; er mengte den Teig und schuf etwas, was eben nur dieser Stadt und diesem Lande Niederösterreich entsprach, den „Christlichsozialen“. Er gewann sich eine Partei mit der Unterstützung des Klerus, der in dem Libe-

ralismus einen Feind sah, mit der Hilfe der Frauen, auf die wirkte, was er in reichem Maße herzugeben hatte: eine unermüdliche und rastlos sich betätigende Persönlichkeit.

Dieser Dr. Karl Lueger ist wirklich für eine Zeit des Wiener Lebens ein idealer Typus, ein repräsentativer Mensch geworden, nur darf man dieses Wort, wie alles hier Gesagte, nicht im moralischen und nicht im sozialpolitischen Sinne nehmen. Man betrachte einfach eine menschliche Entwicklung, und man sieht einen, der auf einem Instrument, das ihm gegeben war, nämlich seiner Persönlichkeit, wundervoll spielen konnte und nicht müde wurde zu spielen. Wie ein Schauspieler war er, da es ihn nicht duldeten, auch nur einen Tag lang nicht auf der Szene zu stehen, die für ihn das kommunale Leben war. Jahre hindurch hat er im Reichsrat, im Landtag, in der Ratsstube, in tausend Versammlungen jeden Tag gesprochen, bis der Weg gegangen war. Bis in der Tat jene überlebten Kräfte des Liberalismus, die schon Schwäche waren, zur letzten Ohnmacht verurteilt waren, und er oben stand. Nun hatte er noch den letzten Kampf. Der Volksmann, der durch die Politik der früheren Jahre oft genug gezwungen gewesen war, nach oben hin zu verletzen, mußte ein Band knüpfen zwischen dem herrschenden Hof und seinen Leuten. Auch dieses Band ist in der klug von Anfang an erkannten Beziehung zum Klerus seine menschliche Kraft und Energie gewesen, die Macht seiner Persönlichkeit, die jeder spüren mußte, der ihm je zugehört hat.

Dann aber kam die kritische Stunde, jene Stunde des Menschen, in der er zeigen muß, was er mit der Macht anfangen kann, wenn er sie hat, die Stunde, in der sie fast alle versagen, und in dieser Stunde ist der Bürgermeister von Wien stark gewesen, und der Erfolg dieser Stunde war die Ergriffenheit, die man in jenen Wochen hier empfunden hat, als er schwer krank lag. Denn er hat nicht zu jenen gehört, die immer weiter, wie ein Virtuose, der das Instrument nun einmal beherrscht, kluge Reden halten, ist auch nicht einer von denen gewesen, die nur an sich denken, an sich nämlich in geringem Sinne; er hat kaum, daß die Stunde da war, begonnen zu bauen, das heißt, seine Pläne ins Leben zu rufen. Nun waren es nicht mehr leere Worte, die er Abend für Abend vor Handwerkern, geringen Händlern und deren Frauen sprach, nun hat er eine Verwaltungstätigkeit angefangen, die aus der Stadt Wien eines der bestgeordneten Gemeinwesen gemacht hat. Er wollte der Bürgermeister werden und ist den Weg gegangen, der ihm der mögliche schien. Er hat der Stadt neue Kräfte zugeführt, hat seine Zeit begriffen und an vielen Orten mit neuen Methoden eingesetzt. Verstadtlichungen industrieller Werke, Bauregulierungen, kurz alles das, was im Bereiche moderner Städteverwaltung liegt, hat er auszuführen versucht, die Schlagworte blieben im Winkel, — und das meiste ist ihm gelungen.

Über seine Partei muß ich hier nichts sagen; mich geht das Bild eines Menschen an, der einen Höhen-

weg ging, und zu diesem Bilde gehört es, daß man hinzufügt, wie sehr er ein persönlich intakter Mensch geblieben ist, als er die Macht hatte. Und wenn man auch in den letzten Jahren noch über manche seiner Handlungen etwas Scharfes zu sagen hatte, so muß man doch zugestehen, daß jene bösen Worte und häßlichen Handlungen, die er auch oben noch, doch immer seltener, sich entgleiten ließ, aus dem Temperamente kamen, nicht aber aus einer elenden, egoistisch rechnenden Art.

Der Kranke erlebt noch die Zurüstungen für eine neue politische Zeit. Bald wird Österreich nach dem allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrecht einen Reichsrat wählen, und auch dieser Punkt hat zu seinen Programmpunkten gehört, wenn er auch, so gut wie die meisten anderen, nicht daran geglaubt hat, daß es so bald dazu kommen wird. Allein diese Gestaltungen, die Erscheinungen, die sich hier bilden werden, sind nicht mehr von seinem Reich. Hier wird er, wenn die Klugheit bis zum letzten standhält, nicht mehr mitkämpfen, denn nun ist es nicht mehr seines Amtes, ein Politiker zu sein. Er ist der Bürgermeister von Wien gewesen. Einer, der einen Weg gewählt hat, ihn gegangen ist, wie ekel er auch war, weil er zum Ziele führte und am Ziele angelangt, getan hat, was seiner Sache war. Das ist das Bild, das man von ihm haben darf, und man kann vergessen, wenigstens während man ihn allein als menschliche Erscheinung betrachtet, daß dieser Weg oft von dunkler Beschaffenheit gewesen ist. — Nun kommen andere heran.

## OPERATION

Zuerst flattert das Wort nur so auf, eine trübe Fata Morgana, als sei es noch notwendig, einen zu erinnern, daß das Leben kein ewig heiterer Tanz ist. Man spielt mit der Idee, sagt einmal im Ernst: „Ich tu' es ja doch nicht,“ und malt dann wieder in allen Tönen zwischen Wehmut, Sentimentalität und Zynismus alle Einzelheiten sich oder anderen aus, wie um den Teufel zu höhnen. Man zählt alle die auf, die den Weg schon gegangen sind, sich auf den Tisch gelegt haben, und die man dann in jenem sonderbaren Hause besucht hat, während sie ein wenig bleich, auch recht unbeweglich in dem weißen Bette lagen, oder denkt rasch an jene anderen, von denen man gehört hat, daß sie heimlich in dunkler Nacht über eine kleine Treppe aus dem Hause getragen wurden, als sei es jetzt gar eine Schande, zu sterben.

So ist es im Anfang. Die Wochen vergehen, ja vielleicht die Monate, und wenn es einem bestimmt ist, dann merkt man plötzlich, ohne daß man selbst viel dazu getan hätte, daß es fast schon sicher ist: man wird operiert. Der Entschluß ist gefaßt, nur daß es diesmal so ist, daß ihn andere gefaßt haben in jenen Augenblicken, wo man selber zu müde und zu schwach war, um die alte Melodie des Unglaubens an menschlich-ärztliche Kunst zu pfeifen, jenes Unglaubens, der fast schon wieder Glaube ist; denn es ist ein Unglaube mit der Spitze gegen die

Menschengewalt. Und eigentlich das nämliche, was der Geheimrat Schweningen kräftig und grotesk ausdrückt, wenn er sagt: „Was der liebe Gott wachsen ließ, das sollen wir Menschen nicht weg-schneiden.“ Also der Entschluß ist gefaßt. Zuerst sind noch viele kluge Männer dagewesen, haben ein Konsilium gehalten, einander verachtet und waren dann doch wieder einig und haben gelächelt. Zuguterletzt hat man einem die Hand geschüttelt, von dem man gewußt hat: ich sehe ihn erst in einem recht bedeutsamen Zimmer wieder.

Wenn man klug gewesen ist, so war die Zeit zwischen dem Entschlusse und dem Schlitte des wunderbar aseptischen Messers nicht länger als eine kurze Nacht. Kurz — wenn man die Stunden zählt, in denen man noch eine Reihe von neuen Leuten sieht, die plötzlich eine tiefe Beziehung zu uns gewonnen haben, und von denen man tags zuvor noch keinen gekannt hat. So rasch aber können es die wenigsten machen. Sie haben trotz allem, was ihnen die Ärzte zur Beruhigung sagen, ein paar Dinge in Ordnung zu bringen, wollen mit einem möglichst guten Gewissen die bedenkliche Stunde erleben. Denn, daß man in dieser Stunde etwas anderes tun könnte als leben, das umschmeicheln die Ärzte mit ungeheuerlich sicheren Worten, und schön statistisch geordnete Ziffern beweisen, daß man gerade der Zweitausendste oder Zweitausenddreihundertste sein müßte, um die Ungeschicklichkeit zu begehen, in der Operation zu sterben, was man selbst vielleicht dem Messermann im vorhinein gütig verziehen hätte,

er aber dem Toten nie vergäbe. Man läuft also noch ein paar Tage umher und überlegt sich, wen man vorher noch sehen möchte, wem die Hand geben, trifft eine Auswahl, die immer wieder kleiner wird, und entdeckt schließlich, daß man doch recht einsam war. Nach der Operation sieht es dann allerdings ein wenig anders aus. Da kommen, wenn man's erlebt, angenehme und unangenehme Leute, wollen wissen, wie es geschah, sehen durch die halbgeöffneten Türen, haben wirklich ein Mitgefühl oder werden in jenes Sanatorium nur gelockt durch einen dunklen Reiz, der sie spüren läßt, daß hinter allen diesen Türen Menschen liegen, die dem Unbegreiflichen um einen halben Schritt vielleicht näher sind als sie selbst. Vorher also hat man nur die wenigsten sehen wollen . . . Ob man sie gesehen hat, ist eine andere Frage. Die aber, mit denen man spricht, sind, wie man selbst, beherrscht von der Scheu, ein großes oder gar ein aufrichtiges Wort in dieser Stunde zu sprechen. Denn vor nichts fürchtet der Mensch sich so sehr, als daß er pathetisch werden könnte. Man hat also bei seinem letzten Gespräche über die Mozart-Feste in Salzburg gesprochen oder über Sommerpläne, als sei nicht zwischen der Stunde, die rinnt, und jener herankommenden ein Schleier. Es muß ja nicht gerade ein schwarzer sein, aber immerhin ein Schleier, aus unbekanntem Mustern gewebt, der das Heute und das Morgen von allem übrigen abgrenzt, was sonst noch sein mag. Und dann schläft man plötzlich in einem fremden



Zimmer ein, wird über die Nacht hinweggetäuscht durch jenes süße Gift, durch jene wasserhelle und in ihren Wirkungen so dunkle Flüssigkeit, mit der man in den nächsten Tagen sowieso ausreichende Bekanntschaft machen wird. Sicherlich erwartet einen, kaum daß der Morgen herauf ist, der Stich einer kleinen Spritze, dann zieht man sich an und ist mutig. Vielleicht ist das so wie bei einem Duell: die feigsten Leute finden im vorletzten oder letzten Augenblicke doch eine gewisse Haltung. Die einen wollen es denen leicht machen, von denen sie einen Abschied nehmen, die anderen passen sehr genau auf, ob man ihnen auch keine Schwäche anmerkt, und wieder andere haben vorher so viel gelitten, daß ihnen schon alles gleich ist. Sie geben die paar Händedrucke und fahren dann hinauf in ein kleines Zimmer, in dem ein Feldbett steht, so wie in einer primitiven Touristenhütte. Nebenan ist der Operationsaal; man sieht und hört alles, und keiner spart sich den Gedanken: drinnen richten sie die Messer. Man kann übrigens auch durch einen Vorhang einen Blick hinein tun, wenn man sehr neugierig ist. Aber schon hat auch das Morphinum gewirkt, und man sieht alle diese Dinge ohne den traurigen Ton, die Todesperspektive, die sie ja doch haben. Man sieht sie, wie man fremde Lebenserscheinungen beobachtet, die auf einen selbst keinerlei Bezug haben; und dann hat man auch schon den ersten Tropfen Chloroform geatmet und weiß, daß man die Zahlen nachsprechen soll, die der Arzt vorspricht. Eins . . . , zwei . . . , drei . . . ,

bis zehn geht es ganz leicht, dann bis fünfzehn, sechzehn ist es eine leichte Anstrengung, wie ein Weg bergan. Und nun kämpft man, wird hartnäckig und will nicht aufhören; achtzehn, neunzehn, man hört seine Stimme in weiter Ferne, und bei zwanzig kommt einem der Verdacht, die Stimme tönt nicht mehr, die Herren da hören mich nicht... Weil man aber selbst ihre Gegenwart noch spürt, den Druck der Hand auf dem Puls empfindet, wird man wütend. Vielleicht glauben die, man ist schon bewußtlos, und fangen an. So kommt es einem vor, daß man die Lunge weit spannen muß, um einen Ton herauszubringen. Einundzwanzig... Dann wacht man auf. Eine fremde Frau in schwarzen Kleidern nimmt die Hand und man versinkt wieder in irgendeinen schmerzhaften Traum. Oder schreckt auf, ist mit einemmal ganz hell und wach, hat einen fürchterlichen Schmerz und weiß, daß irgendwo der Körper zerrissen ist und nur mühsam geflickt worden. Wenn man in der ersten Verwirrung seines Schmerzes sich befreien, bewegen möchte, wird man leicht in die Kissen zurückgedrückt. Vorher haben die Leute einem gesagt: „Den ersten Tag verschlafen Sie, da wissen Sie von nichts. Kaum daß ein Moment Ihnen das Bewußtsein gibt: jetzt ist das Schlimmste vorbei, und draußen liegt wie ein Traumbild die lichte Welt.“ Mir war es anders. Als ich fürs erste genug geschrien hatte und wieder von jenem lieben, wohlthätigen Herrn den kleinen Stich und die schmerzlösende Flüssigkeit empfangen hatte, da glaubte

ich auch, es müssen Tage her sein seit — seit damals vorher. „Wieviel Uhr ist es?“ Und jene gute Schwester, die mich die vielen Wochen dann so wunderbar gepflegt hat, sagte: „Es ist halb elf.“ Der Verstand arbeitet nicht so rasch in diesen Augenblicken, aber der Zorn hilft nach. Es ist taghell im Zimmer, halb elf, es sind also kaum zwei Stunden her, daß ich heraufkam, zehn Minuten nach der Operation vielleicht, und schon die Schmerzen . . . schon weiß ich von mir . . . kann mir schon ausrechnen, . . . so also wird's weitergehen, denkt man, Stunde um Stunde, Tag um Tag, keine Sekunde jener langsam sich wälzenden Zeit wird mir geschenkt. Wo sind die Tage, die ich vertraumen sollte? Und dann sinkt man wieder in irgendeine dunkle Kluft und träumt. Oder wacht auf, um gerade an das zu denken, was man aus seinem Dasein ausgemerzt haben wollte . . . Schwere Tage kommen. Man ist bei Bewußtsein, nur um die Schmerzen recht zu empfinden, die da unten wühlen. Man liegt wieder regungslos in seinem Bette und ist wehrlos den Erinnerungen, den Gedanken, seinem Ich gegenüber, über das man die Kontrolle verloren hat. Heute ist das Zimmer viel kleiner, als es gestern war, und was nicht in der geraden Linie der unsicheren Augen liegt, das findet der Blick nicht; er sieht die Wand, ein Stück der Decke, und er sieht weit von sich entfernt einen Spiegel, in den man gern schauen möchte, aber da müßte man den Kopf wenden — da läßt man es lieber, es tut alles so weh genug. Man ist froh,

nichts tun zu dürfen. Denn schon der Atem, den man manchmal, so wenig man es auch wünscht, aus der Tiefe holen muß, schon dieser Atemzug schmerzt. Die Schwester hält die Hand, und man wird ein Kind, das glaubt, Wimmern und Stöhnen helfe einem. Ja, diese Banalität ist vielleicht für einen Teil der Tage, die der Operierte nun lebt, die Wahrheit. Man muß wie ein Kind erst wieder sich regen lernen, lernen, wie man mit dem geringsten Aufwand von Kraft sich der Bewegung der Menschen, die einen heben oder rücken, hingibt, lernen, jene Muskeln, die dem Triebe allein nicht gehorchen, sondern eines Willens bedürfen, zu regieren. Muß vor allem lernen, was, wie ich fest glaube, der neugeborenen Kinder erster und größter Gedanke ist: wie schmerzlich das Leben ist, und wie einem die eifrigsten Bemühungen anderer auch nicht helfen können. Muß lernen, daß es Stunden gibt, wo einem nichts gut und nichts mehr weh tun kann. Vielleicht schreit man auch, wie das die Kinder stundenlang tun; denn manchmal kann man es doch nicht begreifen, daß es gar kein Mittel gibt gegen diesen unermüdlichen, unaufhörlichen Schmerz. Nur eines lernt man nicht, nur in einem ist man kein Kind: Man weiß, der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Stunde hat sechzig Minuten, und keine Sekunde solch einer Minute kann man sich, kann einem irgendwer ersparen; man weiß, das geht nun so fort, Tage und Wochen, und man fürchtet sich vor gewissen Dingen, die kommen müssen, während das Kind

sich nicht fürchten kann vor dem Leben, dem es ja die Arme entgegenstreckt, da es ihm fremd ist. Man ist kein Kind, den man hat eine Vergangenheit und kann sich nicht wehren gegen die Bilder, die nun aufsteigen, ob man wacht oder träumt. Man kann sich nicht wehren gegen die Erinnerung, und man schleppt, während der Körper kindlich unbeholfen ist, das Gewicht all der gelebten Jahre doch mit sich.

Ich kann die vielen Tage, die allzuvielen, nicht beschreiben. Manches ist ja gewiß auch anders gewesen, als ich es glaubte. Sieht heute schon anders aus. Zu den Tagen gehören die Nächte, und es sind stille, weiße Nächte; aber nicht so „weiße Nächte“ wie man das Wort im Norden oben gebraucht. Ja, ich erinnere mich noch, wie wir in Hammerfest um Mitternacht im hellen Licht der Sonne auf den kleinen Hügel oben gingen, um weit übers Meer zu blicken . . . Nein, so meine ich es nicht. Ich denke an die „nuits blanches“ der Franzosen, an die furchtbaren, schlaflosen, unendlichen, aufreibenden, über die kein weiches Wort hinwegträgt, gegen deren Schrecken schließlich auch das Morphium nicht mehr hilft. Auf die ein blasser Morgen folgt. Zwei Uhr. Der erste Vogel hat gesungen, in das Krankenzimmer läßt die Klosterfrau Luft aus jenem Garten, den ich noch nicht gesehen habe, den ich nur ahne. Das Licht ist noch blau. So früh beginnt der Tag, dann schlingt sich ein Schmerz an den anderen zu einer Kette, die recht fest gehämmert ist.

Allmählich erst entdeckt man zwischen Schmerz und Leid nun doch seine Welt; man kann den Kopf nun doch schon auf die linke Seite schieben, und da steht ein Tisch, ein Stuhl ist auch dort, in dieser Gegend ist die Tür, und Tag um Tag wächst dann das Reich, das die Sinne beherrschen. Man wird ein ganz vernünftiger Mensch und lernt alle Einzelheiten kennen, aber vier, fünf Tage hat es doch gebraucht, bis ich hatte sehen können, wie es mit dem Spiegel ist, in dem ich mich nicht erblicken konnte, wenn ich den Kopf auch noch so sehr nach links drehte. Als ich lernte, den Kopf auf die rechte Seite legen, da entdeckte ich einen Baum. Nein, nicht jenen schönen Garten, von dem mir die Menschen erzählten, als sie an meinem Bette saßen, und der angeblich hart am Fenster sich dehnt, und in dem ich bald, sehr bald selber sitzen würde. Ich entdeckte nur die Krone eines Baumes und wußte nun, wo die Vögel nisteten, die Vögel, die in den vielen Nächten endlich doch anzeigen, daß es Morgen wird.

Wieder eine Woche später, und nun ist das Merkwürdige geschehen, daß man mich in ein anderes Bett legte. Es ist sehr schwer gewesen. Ich aber habe bei diesem Anlasse, während die Träger mich drehten, einen raschen Blick durch das Fenster getan und weiß nun erst wirklich, daß da ein Garten ist und eine Mauer. Denn wirklich weiß man ja nur das, was man selber sieht, nicht was andere einem sagen. Wie es dann doch allmählich besser geht, nicht in den Zeiträumen der prophezeienden

Ärzte allerdings, aber nach drei Wochen etwa, bin ich so weit, daß ein kleiner Springbrunnen unten im Garten mich der Welt näher bringt. Denn an seinem Rande spielt manchmal ein Kind. Da höre ich es schreien, vergnügte kleine Schreie ausstoßen, sehe die Eltern dabeistehen, das Wunder betrachten, und bringe auch heraus, daß es ein Schiffchen fahren lassen wollte. Merkwürdig ist das übrigens, wie lange man in solcher Lage braucht, um diese Beziehungen zu finden, um etwas Neues zu erkennen, ein Gesicht oder ein Ding, während man längst schon alte Gespräche wieder aufnehmen kann, über Sachen reden, die man früher schon gewußt hat, im alten Kreise weitergehen, ja sogar Konversation machen. Zu einer Zeit, wo ich wirklich noch nicht imstande war, auf den Garten zu den Fenstern hinzusehen, konnten schon Besuche mit mir gut sein, und andere an meinen Händen reißen, und andere mir eklen Tratsch erzählen oder mich vielleicht nur stören in der großen Ruhe. Ja, diese große Ruhe habe ich zuerst geliebt und dann eine Weile gehaßt und dann wieder geliebt und dann wieder gehaßt, so ging es immerfort. Man wollte mich in das Leben zurücklocken, und die Ärzte taten, was man bei uns in Wien „ein Hölzel werfen“ nennt.

Sie erzählten mir nämlich, was in der Welt Tag für Tag vorgegangen, sie wollten, daß ich die Zeitung lese, sie verlangten von mir, daß ich Wünsche habe; ich glaube, manche freuten sich sogar, wenn ich Launen hatte, denn dies alles

schien ihnen zu zeigen, daß ich nun wieder vom Leben absorbiert werde, in dem Bataillon meinen Platz wieder einnehme, in dem sogenannten normalen Dasein, aus dem ich durch die anderthalb Stunden Narkose und den tiefen Schnitt so gründlich entfernt worden war. Man findet sich schwer zurecht, aber dann kommt mit einemmal der warme Wind ins Zimmer herein, und die Schwester bringt Sträuße von Rosen und Lilien, die freundliche Menschen geschickt haben, und dann lernt man es so machen, als ginge einen der ungarische Ausgleich etwas an oder die russische Anleihe; man spricht wieder wie früher; der Kreis des Lebens erweitert sich, und während in den Nächten der ersten Wochen nur das Traurigste, das man im Leben je gefühlt hat, da war und nicht weichen wollte, nimmt man nun wieder seinen gewohnten Platz ein, liest sogar Briefe, macht vorsichtig Pläne. Und plötzlich hat man den Wunsch „Hinaus“; man will weg aus dieser Welt des Sanatoriums, in der alles für einen gemacht wird, in der das Leben keine Hemmungen hat, die zu überstehen sind, in der aber auch keine Knospen blühen, die zu pflücken sind. Gewiß, man ist ein wenig gesünder geworden und kann nun sogar schon Schritte machen. Jetzt wird man nachmittag in den Garten hinuntergetragen, und da sitzt man nun, und hundert Schritte weiter weg sitzt ein anderer armer Mann, und die Luft drückt und macht müde, und man wird sehr traurig. Will wieder hinauf, in das Bett, das ja doch das Beste



ist. Dann kann man, auf den Stock mit der Gummizwinge gestützt, ein paar Schritte machen, es ist nicht gerade, was man einen Genuß nennt, aber es steigert den Mut. Man will weg, denn man hat angefangen, die Atmosphäre des Sanatoriums allzu gut zu empfinden, man weiß, wer der Nachbar ist, was ihm fehlt, und was man ihm getan hat. Man sieht am Gange eine kokette Frau im seidenen Schlafrock, aber man denkt sich: Mein Kind, im großen Buche steht es doch eingeschrieben, wie es innen bei dir aussieht. Man wird nämlich in dieser Zeit boshaft und gemein, man erträgt die Menschen nicht, sich selber noch weniger, kurz man will weg.

Ich hatte so an die zwei Monate Bettkerker, wenn man mir dies Wort gestatten will, dann fuhr ich hinaus, und tags darauf hatte ich ein maßloses Heimweh bekommen nach dem Sanatorium, wo alles für mich geschah, wo es keine Hemmungen in der Welt zu überstehen gibt, und ich wollte zurück in jenes Haus, wo die guten Schwestern einen bei der Hand halten, wenn man Schmerzen hat, und wo man sich nicht raufen muß mit dem Dasein.

Vieles könnte ich noch erzählen von diesen Wochen, aber ich habe mich doch noch nicht so ganz ins Leben zurückgefunden, und das Sprechen macht mich sehr müde.



## **FLORENTINER BRIEF**

. . . So bin ich wieder in dieser stillen Stadt gewesen, in diesem blühenden Heim der Erinnerungen, dieser Stätte so voll der Ahnungen, habe das blasse, blaue Feld des Morgenhimmels langsam in dem Glanze der Sonne sich färben gesehen und den Mond einsam in Sichelgestalt hinabblicken auf San Miniato's Friedhof, wo Baedeker-Menschen revidierten, ob alles noch da ist, und andere stumm, von der Größe dieser Natur und ihrer Vergangenheit überwältigt, auf den Steinen der Brüstung dieser heiligen Begräbnisstätte saßen, ins Tal schauten, auf den nun, da es Spätfrühling ist, wasserreichen Arno, auf die Türme der Kirchen oder des Bargello und dachten an das, was hier einst alles war.

Ja fester als irgend anderswo umschließt hier den Menschen die dichte Kette der Gedanken, zwingt ihn ins Reich des Gewesenen — und dennoch ist diese Stadt erfüllt von wachem, tönendem Leben, ist nicht wie andere italienische Orte lediglich ein wundersam schönes, rührendes, ein erschütterndes Grab des Verwehten. In Florenz wie in Rom spürt man heißes, wallendes Blut durch menschliche Adern gehen und mit seinem Schlage Freude oder Leid, trübe Bedrücktheit oder heiteren Mut den Wesen einflößen, denen hier das Leben in Taten allzu rasch vergeht, oder in träumerischem Tun verrinnt. Hier gibt es keinen, der ohne starkes Erleben die Tage vertut, mag er nun ein Fremder

sein, der auszog, die warme Sonne zu suchen, oder ein Einheimischer, wie jene jungen Kavaliere, die in der Via Tornabuoni den nur scheinbar gleichgültigen Blick auf den alten Palast der Strozzi streichen lassen und vor der Tür des eleganten Konfiseurs ihre Abenteuer beschwätzen, indes sie in der Tiefe des Herzens an Stunden denken, da sie, nur wenige Schritte von hier entfernt, in den Kabinetten des französischen Kochs geheime Küsse tauschten mit Frauen, die, dichtverschleiert, von der sonderlichen Bank, die, ein Kuriosum wie Donatello's „David“, im Vestibüle dieses Restaurants steht, eben zitternd den Schlüssel eines kleinen Gemaches an sich rafften, um dann atemlos in die Arme eines Jünglings zu stürzen, dessen bleiche Lippen ein wenig spöttisch, ein wenig zärtlich über die Erregte lächelten, die an seiner Brust Ruhe sucht, während im stillen Korridor, auf sein Zeichen wartend, ein weißhaariger Bedienter die Generationen mondainer Florentiner und ihre Geheimnisse gesenkten Blickes an sich vorbeiziehen läßt. . . .

Versinkt man in anderen Orten Italiens in leise Spiele, deren Helden jene Menschen der Vergangenheit waren, deren Taten uns Stein, Chronik, Blutfleck oder sonst ein Erinnerungszeichen vor die Augen führt, so beginnt hier das Blut kräftiger zu klopfen und dem Jüngling, der das erstmal vor der Loggia dei Lanzi steht, wie jenem anderen, der oft und oft wieder kam, wird hier als köstliches Geschenk: das Gefühl höher gesteigerten Lebens. Muß er nicht, im Hofe des Bargello stehend oder die Kapelle der

Medici betretend, fast als Vorwurf empfinden, was hier einst Menschen aus ihrem Leben zu machen wußten? Wie sie von sich verschwendeten und dennoch ein reiches Dasein führten? Und um wie viel ärmer wir sind, die wir fast alle die Kunst, das Leben unbedenklich zu umarmen, zu genießen, in Blicken, Gebärden, Taten allerart zu fassen, vergessen haben. Und doch — solange uns die Sonne dieser Stadt scheint, leuchtet ein Glanz früherer Existenz auch in unsere verstaubten Seelen. Reicher zieht jeder sodann seine Straße . . .

\*\*\*\*\*

Florenz, die Stadt der Kunst, die Stadt der Rosen. Ach, allzugut weiß ich es noch, wie ich ein Junge fast, das erstmal den Fuß in diese Stadt setzte. Ein kleines Gasthaus, ein kleines Zimmer nahm mich auf, und trotzdem ich am ersten Morgen eilte, um ja keine Sekunde zu verlieren, die eines schönen Bildes, einer großen Plastik, einer edlen Kirche Kenntnis hätte bringen können, zwang es mich dennoch, zu verweilen, da mir als erstes Zeichen ein riesengroßer Rosenstrauß von einem kleinen Jungen in mein Zimmer hinaufgereicht wurde. Dieses Jahr nun blühen die Rosen spät, vielleicht auch spärlich. Und im großen internationalen Hotel trifft mein Ohr als ersten Gruß die heftig ungebührliche Rede eines auf Baedeker-Stern und ein letzte Woche noch überfülltes Haus stolzen (und leider deutschen) Hoteliers, der einem Schüchternen zuruft: „In meinem Hause herrscht der Ton, den ich will,

und nicht der eines Gastes.“ Armer! Ein anderer Ton herrscht hier, unbekümmert um dein Wollen! Rosenstadt, vertreibe die Menschen aus deiner Mitte, die hier schrofte, rauhe Laute haben. Denkt doch, wenn ihr vor den Heiligenbildern dieses oder jenes steht, daß dem Maler, da er ein Maler war, Maria und die Engel und Cäcilie Vorwand waren, rührende Mägdlein mit süßen Gesichtern zu malen. Damals gingen die wohl über die Brücken oder längs dem Arno, saßen auf den Stufen der Loggia, die Orcagna ihnen baute, wie ja auch unsere liebe Frau Gioconda über den Ponte Vecchio ging, um Lionardo das erstemal zu sehen, statt jener Trödel erhandelnden Touristinnen oder gar Malweiber, die hier, hier in Florenz, hängende Gewänder als neue Schönheit uns zu bieten wagen. Aber auch andere Welten begegnen sich hier, mancherlei Kreise.

\*\*\*\*\*

Sonntag. Rennen in den Cascinen. Ein Fest für Florenz. Und da die Plakate sagen, daß der Totalisator seine zauberischen Kräfte üben wird, ist alles draußen. Das Volk auf einer großen grünen Wiese, Fremde auf den Tribünen. Die kosmopolitische Kolonie in Kleidung, Lächeln und Geste hier gleich der in London oder Berlin mischt die hellen Farben der Frühlingskleider, der Blumenhüte, Blumensträuße mit der ein wenig grellen Eleganz Italiens. Hier ist selbst unter dem Highlife der Drang nach Farbe, die Freude am Phantastisch-Ungezwungenen zu groß, um das sonst allüberall herrschende eng-

lische Mode- und Formengesetz zu wahrer Geltung zu bringen. Wohl steht auf der Tribüne hie und da ein Herr im Gehrock und Zylinder, Ascot markierend. Dann aber wieder durchbricht eine scharlachrote Seidenweste alle Codices. Und geht erst der Corso an, so mag man manche jähe Bewegung, manche „Unmöglichkeit“ erblicken. Schöne Equipagen von prachtvollen Pferden gezogen, wechseln mit den kleinen Dogcarts der Herren, auf denen sich hie und da, recht oft sogar, ein paar Dämchen mitnehmen lassen. Oben auf dem Rondeau spielt die Militärkapelle, die Wagen halten, die Blicke zucken — wie einst die Degen. Italien ist reich geworden; man merkt's an dieser Parade des Luxus. Und so viele Kinder sieht man hier, daß man meinen möchte, hier sei es Ruhm, seine Babys vorzuführen. Langsam, Schritt um Schritt geht der Zug, immer im Karussell, stundenlang. Fast wie im Bois. Nur ist hier, heute am Korsotage, so viel Menschheit da, daß die besondere Schönheit der Cascinen verdeckt ist. Deren Schönheit muß man ein andermal genießen, vormittags, wenn die Alleen leer sind, die Bäume ihre farbigen Blüten hoch und stolz tragen, der Blick zum Arno und hinüber zu dem hellgrünen Wäldchen streift, ein müder Mann in der Sonne liegt, neue Kraft von ihr empfangend, die Ameisen ihr kluges Dasein unbeirrt führen, und durch die Luft der Blumenrausch, der Rausch des vegetativen Daseins geht. Mensch und Natur fließt in eines dann, und in einer letzten Hingabe gehört man in dieser Stunde der Stadt der Rosen . . .



Die Stadt der Kunst? Ich gestehe, daß ich diesmal meine Tage nicht verschwende, wie jene bedauernswerten Geschöpfe, die man abends in der Hotelhalle daliegen sieht — niedergebroschene Opfer der Baedeker, Cicerone, Kunstgeschichten und jener Leute zu Hause, die fragen werden: „Haben Sie im Gange zwischen Uffizien und Pitti jenes Bildnis der Simonetta gesehen?“ (das ganz wo anders hängt und übrigens nicht die Simonetta darstellt) und die auf ein schüchternes „Nein“ mitleidig erklären: „Dann haben Sie ja gar nichts gesehen!“ Wohl kenne ich jene Augenblicke, wo die Gewalt gemalter Pracht einen so faßt, die Schönheit stiller Kreuzgänge dermaßen ergreift, daß man über die physischen Kräfte hinaus verweilt, neue Schönheit findet, entdeckt, die Augen um so begehrlischer werden, je zerschlagener die Beine — aber nie war ich ein willenloses, von Führern (gedruckten oder geschriebenen) dahingezerrtes armes Ding, das vom Programm, nicht aber von der Sinnenfreude zu den Kunstwerken geschleift wird. Aus tausend Kämpfen mit Aufsehern, Kapellenschließern, in den Dienst der Fremdenausaugung gestellten Kindern bin ich siegreich hervorgegangen als einer, der Florenz noch stärker zu lieben gelernt hat, statt einer gewesen zu sein, der es „tat“. „I did Florence in one day and a half“ mag in unseren Zeiten fast vollendeter Reisetchnik — nämlich was die Eile anbelangt: vollendet — so mancher von jenseits sagen, der, wie mein Schlafwagengefährte zwischen Wien und Mestre zum Beispiel: elf Tage hatte, um — Europa

zu sehen. Berlin — eine Nacht und ein halber Tag — hatte ihm ausgezeichnet gefallen, in Wien waren die Fiaker trotz allem seine Freude gewesen, Italien aber fand er vor allem „lang“. Nämlich die Entfernung von Venedig (ein Vormittag) bis Brindisi, wo das Schiff schon wartete. Ein bißchen lächerlich, der Herr? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Am zwölften Tage, wenn er auf dem Steamer heimfährt, ist er doch unsäglich reicher geworden. Und wenn er auch nicht ein Kunstkenner geworden ist, seine Anschauung, sein Weltgefühl ist größer, stärker geworden. Ehedem schrieb man kleine pedantische Bücher über eine Reise von fünfzig Kilometern und lernte in das Herz der Menschen sehen. Und heute ist so eine Erdteildurchquerung alljährlich für viele Tausende gar nichts Besonderes, eine rasche Ferienreise, und wie damals lernen sie: ins Herz der Menschen zu sehen. Ob man nun im Wagen als Grandseigneur fährt oder auf dem Touristenautomobil in zwei Stunden Florenz besichtigt — das ist schließlich vielleicht etwas Äußerliches. Dem einen scheint das erste, dem anderen das zweite imponierender. Gleich bleibt: die Lust und Freude zu erkennen, wie anderwärts das Leben rauscht, die Existenz in heftigen Erschütterungen oder ruhigem Gleichmaß abläuft, und der Reisende der einen wie der anderen Zeit kehrt einsichtiger heim. Nur wer freudlos, aus Snobismus, Eitelkeit, weil's dazu gehört oder gar mit falschem Selbstbewußtsein reist, ist die komische Figur. Ein Bild mehr gesehen haben, eine Stadt mehr — es bedeutet wenig. Aber

in einer Steigerung, wie sie nur Kunst im Reisen bringen kann, manchmal den Flug einer Sekunde hindurch tief das Wesen der Gegenwart oder verflossener Zeiten gespürt zu haben, dies ist der Preis, um den wir aus der Heimat ausziehen. Und darum mag es Tage geben, wo die schönste Galerie, die Türen des Ghiberti am Baptisterium, die Fresken des Fra Angelico, — all das einem nicht helfen kann, und ein nächtlicher Gang am Arno, den Blick hinaufgesandt zu den im Dunkel schlafenden Rosengärten, ein paar Augenblicke, die man auf dem nächtlich stillen Ponte Vecchio in Ruhe steht und schaut und schaut, — dem stillen Wanderer Florenz erschließt.

\*\*\*\*\*

Mag sein, daß man zu derlei Weise einer sein muß, der oft vordem da war und Wochen hier gelebt hat zwischen Galerie, Archiv, wohl auch Fiesole, dem kleinen deutschen Café auf der Piazza Vittorio Emanuele, wo wir auf unsere Heimatszeitungen warteten und wo jetzt wieder andere junge Menschen sitzen, wie wir in anderen Jahren saßen. Und in ihnen schwillt Zukunftshoffnung, aufgebaut auf all der Schönheit einer italienischen Kunstreise, wie wir sie damals in uns trugen. Derselbe deutsche Bettler erlügt auf ewig gleiche Art seine Soldi, und die Fräcke der Camerieri sind sonderlicherweise hier, in diesem sonst gar nicht prunkvollen Café, von roter Farbe. Heute wie ehemals . . .  
Und dann sitzt man noch bei Florian in Venedig, wo der Campanile schon fast fertig ist, läßt die Gondel

gleiten, steht im Abendrot auf Venedigs letzter Schwelle und sieht hinüber zur Kirchhofsinsel, zu San Lazzaro, dem Armenierkloster, und tief atmend die letzte Luft, die die italienische Sonne durchglüht hatte, einziehend, sendet man Abschiedsgrüße, Wiedersehenswünsche zur Stadt Florenz.

1908

222

## DIE LETZTEN STATIONEN

Der Zug, in dem man sich in Stockholm setzt, heißt „Lappland-Express“. Das klingt prachtvoll, gibt den Eindruck einer entzückenden Raffiniertheit, jenes spezifisch modernen Reisereizes: daß man nämlich, vom letzten, einschmeichelndsten Luxus umgeben, ins wilde, noch unzivilisierte Land der sonderlichsten Nomaden eindringt. Plakate, Affichen, Reklamen dieses „Lappland-Express“ hat man ja reichlich gesehen, weiß, daß er zur nördlichsten Bahnstation der Welt führt, nach Narwik in Norwegen oben, von wo das kleine Schiff nur einen knappen Tag zum Nordkap braucht. Hat auch mit jenem Herzklopfen, das dem Phantasiebegabten die Vorbereitung zu einer Reise so aufregend macht, im Fahrplan gelesen, daß fast zwei volle Tage Stunde für Stunde verrinnen müssen, bevor man mit gerädertem Körper, rot geränderten, kohlungeschwellenen Augen, durchgesägten Knien aus dem Zuge wieder auf festes, nicht ein bißchen rüttelndes Land steigen wird. Und hat ein wunderschön-romantisches Bild vielmals betrachtet, auf dem zu sehen ist, wie im blauen Nordlicht ein bärtiger Lappe ein Rentierwägelchen durch den Urwald treibt, während hart an der Straße der große Zug, unser Lappland-Express, mit glitzerndem Licht vorbeirast. Funken-schnaubend, das Licht der kultivierten, südlicheren Welt in den rauhen, harten, klaren Norden tragend.

Wenn ich nicht irre, bellt auf dem blauen Zauberbild auch ein zottiger Hund. Das sollen wir erleben in einem Zuge, der, wie wir hundertmal gehört, die kontinentalen Luxuszüge weit übertrifft, der nur den einen Wunsch erweckt: Ach, könnte ich ewig da bleiben!

Ja, ja. Es ist zwar nicht allzu heiter, auch hinterher noch belächelt zu werden. Aber dieser Lappland-Express ist, sagen wir milde: anders. Es sind Schlafwagen da, und zwar nicht allzu komfortable, ohne Waschoiletten in jedem Coupé zum Beispiel, ohne Klingeln zum anderen Beispiel; schließlich also ganz dieselben Schlafwagen, die man in Schweden überall hat. Es ist ein Restaurationswagen da, wo sich nach der schweren, behäbigen, raffinierten Küche Stockholms und des südlichen Schwedens bereits die arge, die freudlose Zeit nordländischer Kasteiungen mit steinhartem Lachs und unzerbeißbaren Fleischstücken — o, ihr lieben Rentiere, tot habe ich euch öfter als lebend gesehen! — ankündigt. Das ist der ganze Luxus. Ich bitte um Verzeihung, ich habe zwei kleine Kämmerchen vergessen, in denen man am zweiten Reisetage innerlich und äußerlich gebrochene Menschen sehen kann, die in geradlinigen Fauteuils sitzen und angestrengt vom Fenster wegblicken. Das ist nämlich das Hauptleid dieses Luxuszuges: nicht, daß er nicht luxuriös ist, sondern daß man nach kurzer Fahrt schon nicht mehr zum Fenster hinausblicken kann, ohne tiefbetrübt sich zu sagen, daß gar kein Grund vorliegt, durch diese Gegend

zu fahren. Die vom litographischen Plakatkünstler uns vorgegaukelte blaue Landschaft mit den Lappen, den Renttierwägelchen und den zottigen Hunden — ich habe sie so wenig gesehen wie irgendein anderer Lappland-Entdecker. Dreißig Stunden sind wir durch einen Urwald gefahren, in dem die Kiefern, vom Blitz getroffen, vom Sturm gefällt, vom Regen vermorscht, modern; später, wenn man höher in den Norden kommt, die Vegetation, kaum der Erde entsprungen, auch schon erfriert, erstirbt. Kein lebendes Wesen zu erspähen. Bis dann nach achtzehn Stunden die Sümpfe weit sich dehnen, und dichte Mückenschwärme die Einöde beleben. Wahrhaftig beleben. Gibt's Häuser? Ja, ab und zu eine Station, zwanzig Kilometer weiter ein Wärterhaus; Menschen leben hier nicht, nur Bahnangestellte. So soll's in Rußland hoch im Steppenland sein, ist's gewiß in Sibirien. Und dabei schleicht dieser berühmte Expreszug müde durch den toten Morast, den immer öder werdenden Forst absterbender Kiefern. Dreiundvierzig Stunden braucht er, um etwa 1650 Kilometer zu machen, wobei nur die letzten drei Stunden durch einigermaßen bergiges Terrain gehen; die ersten Tage fährt man durch die Fläche. Nicht einmal 40 Kilometer bewältigt dieser Zug also, der naturgemäß fast nie anhält — für wen auch? —, nur zweimal die Woche geht, keine Lasten nimmt, nicht einmal die Post, und ein „Expres“ heißt. Wenn man am zweiten Morgen erwacht, hat man schon eine jener taghellen, aufregenden Nächte er-



lebt, in denen keine gnädige Finsternis den Augen Ruhe, dem Leben eine Pause schafft. Kalt, schön und schauerlich sind diese ersten Sonnennächte im rollenden Wagen. Und nun steht der Zug.

Kiruna steht auf der Station geschrieben, und wir klettern heraus, um die neue Stadt zu erforschen. Im letzten Jahrhundert gab's hier noch kein Haus. Die Einöde streckte sich, wie wir sie gestern durchs Fenster gesehen haben. Und das letzte Jahrhundert, das ist doch erst fünf kurze Jahre her. Jetzt ist hier ein kleines Amerika errichtet worden. Fürs erste merkwürdig genug. Zwei Eisenberge stehen da wie große Schutthaufen. Natürlich, da sie von oben bis unten aus Eisenerz sind, so sind sie schon groß genug, um einige hundert Jahre den beiden Aktiengesellschaften, die sie ausbeuten, anständige Dividenden zu schaffen. In der Natur aber sind sie armselige Hügel, flach, schwarz in der grauen Natur. In der Nacht war's blendend hell, jetzt ist die Sonne sichtlich ermüdet. Für die Kirunesen ist auch dieser matte Tag allerdings licht, heiter. Denn zwei Monate im Winter sehen sie überhaupt nur den Schein der elektrischen Lampen, dringt durch die ewige Nacht der Arbeit kein warmer Strahl des Lebens. Dann sprengen die Dynamitbohrer in der künstlichen Helle frühmorgens und mittags in die Eisenfelsen hinein, laden die Arbeiter, an deren frischgezimmerten Holzhäusern wir jetzt vorbeigehen, in der nie unterbrochenen Nacht die Erzblöcke auf die Wägelchen, sitzt selbst der schwedische Krupp, der Disponent Lindbohm, der mäch-

tige Eisenkönig, hier oben in seinem modernen Haus mit den modernsten Gemälden in der öden Finsternis. Wir steigen auf dem Berg herum, den sie abbrechen, um englische Taschenmesser oder in Glasgow Ozeandampfer zu machen; denn all das Erz geht unbearbeitet auf Schiffe, wird nach England geführt und dort erst von den Schlacken gelöst. Hier sägt man nur die Berge ab. Einfach und einträglich. In England gibt man ihm seine Kulturbedeutung. Eine kleine Nuance.

Aber welch ein Land! Die Menschen hier sagen einem: im Winter ist's traurig. Aber nun ist doch Sommer, August. Anderswo reifen die Trauben, prangt der rote Mohn zwischen steifen Kornähren, glitzert die sonnige Luft am blanken See. Hier zittert keinerlei fruchtbare Wärme in der Luft, in der statt jener schillernden Falter, die ich ein Halbjahr vorher in Indien sah, nur diese entsetzlichen, gierigen Mücken in dichten Haufen ihre Straße ziehen. Wir waren einen Werktag und einen Sonntag da. Die Arbeit war fröhlicher als das Fest. Das Dynamit sprengte kräftig den Felsen, der Donner hallte, die Steine flogen, man spürte ordentlich, wie Geld gemacht wird. Ein starker Junge stand oben auf einem Grat des Eisenberges und hielt die Hände auf dem Hebel seines Dynamitbohrers — ich sehe ihn heute, nach Wochen noch, mit seinem festen Blick der großen, unbekümmerten Sicherheit der Natur trotzen, die Jahr für Jahr von seiner Seite Genossen wegholt, ihnen die Glieder vom Leibe reißt, wenn sie einen Augenblick die

Gedanken haben wegfliegen lassen, geglaubt hatten, leicht über die ihnen anvertraute Gewalt herrschen zu können.

Sonntag in Kiruna, längst jenseits des nördlichen Polarkreises. Ein kleiner Wagen fährt uns hinaus zu ein paar elenden Lappen, die in einer Hütte sitzen, Kaffee trinken und warten, daß ihnen wer ein paar Heller schenkt. Schließlich sind sie auch nur Schau- und Prunklappen. Sie haben keine Renttiere mehr, sind Privatiers, die irgendein Zufall hieher verschlagen hat, und die nun hier bleiben und allerlei Tand schnitzen. Nachmittag. Wir sind ein wenig niedergedrückt; denn das Bahnhofshotel Kiruna hat uns traurige Dinge zum Essen vorgesetzt. Frisches Fleisch scheint hier nicht einmal der Sonntag zu bescheren, und starke, heftige Getränke helfen wohl den Leuten über die gräuliche Nahrung hinweg. Dann gehen wir kreuz und quer durch die Stadt, sehen der Kindheit einer Gesellschaftsentwicklung zu. Arme Läden, der Bäcker hält die Zigarren feil, viele sogenannte „Hotels“, denn die Leute haben noch keine Zeit gefunden, den eigenen Herd zu wärmen. Alles natürlich aus Holz. Und schon gibt es in der fünf Jahre alten Stadt verlassene, halbverfallene Häuser. Man denkt an rasch aufschießende Kinder, denen die Kleider zu eng werden, bevor der Stoff noch verwetzt ist. Eine winzige Kirche, aber der Zirkus für heut abend ist ausverkauft. Pferde tummeln sich, der Clown schlägt auch hier durch die Reifen, und um das große Zelt herum verkauft man Zuckerzeug und

Sodawasser. Wer aber im Zirkus keinen Platz bekommen hat, geht in das Festlokal der Heilsarmee. Dort blasen sie und singen sie und eifern sie wie in Berlin und in London, so laut sie eben können. Die Nacht ist da, aber nur die Uhr erweist es. Der Himmel ist klarer geworden, und man sieht den Horizont, die beiden blauen Eisenberge Kirnava und Luossavara, den kleinen See, auf dem sich nichts regt, und die lange Straße — dann ist die Welt zu Ende. Zehn Schritte vom letzten Haus im Osten fängt der moderne Wald mit seinen dünnen, kraftlosen, nicht mehr gedeihenden Bäumen an, zehn Schritte im Westen verliert sich der Weg in Sumpfland. Das Ende. Die letzte traurige Station. Vielleicht wird's in zwei, in fünf Jahren anders sein. Schon baut man eine elektrische Bahn, weil die Arbeiter mit dem Weg zum Berge, der doch zehn Minuten verlangt, zu viel Arbeitszeit verlieren. Hier lebt man rasch. Lange will keiner dableiben. Und anderes als arbeiten, stumpf dahinleben schenkt das Schicksal hier nicht.

So traurig, so trostlos ist's, daß wir schließlich, um nicht noch einen Tag hier bleiben zu müssen, in dem Kohlenwagen eines Erzzuges wegfahren und den Stationsvorstand, der uns das erlaubt, mit einer Herzlichkeit als Erretter begrüßen, die wir selbst fünf Stunden darauf nicht mehr allzu gut begreifen. . . . Denn was noch kam, auf unserer Lappenforschungsreise, war noch um einige Nuancen fürchterlicher. Dieses Kapitel heißt: „Abisko, Touristenhütte“.

Auf den Bildern war's schön. Wasserfälle und ein See harrt im Gebirge. Romantisch die Natur. Im Stockholmer Touristenverein sagt man: „Die Hütte ist komfortabel, vor allem zu längerem Aufenthalt geeignet.“ Schön. Wir fahren in unserem Kohlenwagen und warten. Plötzlich bleibt er stehen, und man stellt uns unsere sieben Sachen auf die Bahnschwellen. Wir klettern hinunter und einige tausend Mücken stürzen sich auf unser Fleisch. Sie haben uns wohl sehnsüchtig erwartet, denn die paar anderen Menschen, die noch da sind, Bahnwärter, der Telegraphenbeamte, die tragen vorn und rückwärts große Netzschleier, um die Biester abzuhalten. Wir sehen uns um, suchen die Hütte, suchen einen Weg, aber entdecken nur einen sehr amüsierten Stationsbeamten. Wir sollten früh genug erfahren, daß wir, unsere Ankunft, unsere Herreise ihm einen so heiteren Moment größten Staunens verursacht hat. Gott, es ist ihm zu gönnen. Für uns war ja Abisko eine Episode, ihm ist's ein Lebensausschnitt — das bißchen Schadenfreude hat ihm den Tag versüßt, unsere Reise hatte also doch einen Sinn. Ich will nun kurz sein. Dem Leser macht's zwar stets Vergnügen, zu hören, wie schlecht es von Zeit zu Zeit dem Globetrotter geht, mir ist die Erinnerung allein qualvoll, und es fehlte nicht viel, so finge ich zu weinen an. Auch beim bloßen Erinnern. Es fing also damit an, daß kein Weg nach dieser Hütte führt, sondern man auf dem Geleise von einer Holzschwelle zur anderen hüpfen muß. Nur fünfzehn Minuten zwar, aber doch fünfzehn Mi-

nuten. Und gelassen warnend hatte man uns erzählt, daß ein Zug auf diesem einen Geleise uns entgegenkommen wird, daß wir uns eilen müßten, denn Ausweichen gibt es nicht. So wanderten wir, und alle Mücken der Polargegend mit uns. Wie zahm waren doch diese Tiere! Nichts konnte sie beunruhigen, nichts scheuchen. Ja, sie stachen — rastlos, unaufhörlich, und man kann sich gar nicht denken, wie rasch aus der Haut eines Gesichtes ein Reibeisen, die Terrainkarte eines starken, hügeligen Landes werden kann. Wir kamen an. Eine Hütte. Gewiß. Aber kein Pfad nach rechts oder links. Keine Aussicht, keinerlei Schönheit. Der See den Augen weit entrückt. Aber wären auch die Prächte reicherer Welten zu sehen gewesen, ungeahnte Ausblicke, unsereins hätte doch nicht vor die Tür gehen können. Denn schließlich will man ebensowenig von Mücken wie von Leoparden und Tigern gefressen werden. Vielleicht wären die letztgenannten Individuen sogar vorzuziehen; bei ihnen geht es doch rascher. So blieben wir in Kammern, in denen nur einige hundert Mücken waren, versuchten Renntierfleisch mit Geduld und Eifer zu zerreißen und unsere Zähne auf ihre Raubtierqualität hin auszunutzen. Forschten vergeblich nach Konserven; denn wir armen Mitteleuropäer hatten ja geglaubt, eine komfortable Touristenhütte sei so etwas wie ein Alpenunterkunftshaus. Und schließlich legten wir uns auf harte Säcke. Dann ging die Sonne auf, denn es war Mitternacht. Heftig loderte ein gelber Strahlenkranz auf dem Horizont.

Je weiter die Nacht vorrückte, desto klarer, schärfer, blauer, unheimlicher, greller wurde das Licht. Als es dann dunkler wurde, standen wir auf. Es war Morgen, und ein gnädiger Zug kam vorbei, der uns den Mücken entriß und nach Norwegen führte. Sehen hätte man sowieso nichts können als wiederum einen Wasserfall, und dann jenen einen verkümmerten Lappen, der eine Art Hausknecht dieses Touristeneldorados ist. Als wir wegfuhr, drängte sich uns eine bange Frage auf: Wozu sind wir wohl hergekommen? Nun war ja Lappland zu Ende. Drei Stunden später ist man in norwegischem Gebiet, am Ofotenfjord, wo es menschlich ist, wo schöne Berge, ein klares Meer in blauer Luft liegen, wo die Nächte noch heller sind, die Zimmer aber Betten haben, das Fleisch wenigstens von der Kuh ist, und man im Freien sitzen kann, ohne Hügel im Gesicht zu bekommen. Hierher aber kann man zu Schiff gelangen, braucht nicht tagelang mit der Eisenbahn durch Kiefernwüsten zu radeln, nicht Hoffnungen zu nähren, von denen dann nichts übrig bleibt als ein paar Erinnerungen an schön bunte, aber wenig aufrichtige Plakate und eine große, tagelang nicht verschwindende Müdigkeit.





## **DAS ANDERE BERLIN**

Nun möchte ich einmal von jenem andern Berlin sprechen, das der müßige Spaziergänger nicht kennt. Aber ich meine diesmal nicht das Berlin der großen, nervösen, fruchtbaren, hastigen, tosenden, unablässigen, der grausamen und herrlichen Arbeit. Nicht jenen Stadtteil der lauten und doch präzis funktionierenden Fabriken, bewegten Bureaux, eifrigen Menschen und sicheren Arbeiter mit dem Gewerkschaftsgefühl, der sozialdemokratischen Gesinnung und dem im Blut lebenden Klassenbewußtsein — das wäre ein Kapitel, das immer wieder und immer von neuem geschildert werden müßte von einem, der das Leben bejaht, für die Skeptischen, die Ironischen, die Ermüdeten, die um einer ungehobelten Form, einer naiven Roheit willen, die Legende von der rohen Unkultur der imponierendsten neuen Stadt nicht aufgeben wollen. Denen wird man einmal, wenn der Atem stark genug ist, zu zeigen haben, daß Paris die Geliebte der Menschen, London die weise Mutter aller materiellen Kultur, Berlin aber etwas ganz Neues, Heißes, Quellendes ist, ein gedeihendes Kind mit Rüpelallüren vielleicht und doch auch nie enttäuschenden Hoffnungen — für gesunde Menschen allerdings. Aber mein anderes Berlin? Es ist erst in den allerletzten Jahren geworden und es ist ein Kreis neben vielen andern Kreisen, und gelegentlich kommt in diesem Bereich etwas vor, wovon die ernsthaften

Menschen, die so dumm und so kurzsichtig sind, nicht sprechen. Man könnte leichtfertig sein und sagen: dieses andre Berlin ist das Berlin, das sich amüsiert. Aber da denkt der Spaziergänger, der im Hotel wohnt, ins Metropoltheater geht, über die Linden und durch die Friedrichstraße, die mit ihrem sonderbaren Geruch von Elend und Unverständlichkeit, Hartherzigkeit, Raffiniertheit und Offenherzigkeit die sonderbarste Straße der ganzen Welt ist, an was ganz Falsches, Altmodisches, Törichtes, Halbvergangenes und sehr Unangenehmes. Mein anderes Berlin ist jener Ausschnitt Hauptstadtextistenz, in dem die Leute alle jene Kraft und jene Energie, die ihre Arbeit fruchtbringend, ihre Industrie groß, ihr Wesen stolz gemacht hat und uns ein gelegentliches Lächeln über allerlei Kleinliches mit der Zeit abgewöhnt, auf die **V e r g n ü g l i c h k e i t** konzentriert haben.

Mit der gleichen Wut, möchte man sagen, mit der gleichen Hast und Restlosigkeit, mit dem gleichen jungen Willen, der sich nicht brechen und kaumbiegen läßt, mit der gleichen Jugend, die die wirtschaftliche Tätigkeit Berlins kennzeichnet, mit der nämlichen Unbedenklichkeit, alle seine Nervenkräfte für das eben gerade Gewollte hinzugeben, haben sie sich aufs Amüsieren geworfen. Jener Rhythmus, der ihre Arbeit im großen und kleinen hervorruft, dann blühen und Früchte treiben läßt, durchströmt und sich ändern wieder neu mitteilt, durchzuckt dieses andere Berlin und macht darum seinen Schauplatz, seine Menschen, seine Lächerlichkeiten, seine Kultur

wesentlich. Natürlich sind Paris, Berlin, Wien in der oder jener Form vorbildlich gewesen, das amerikanische Tempo ist nachgebildet und überbildet worden, aber zum Schluß ist hier wie auf der Börse, im Kunsttreiben, im Privatleben doch etwas ganz Eigenes herausgekommen. Und der Freund der Winzigkeiten, die das Leben ausmachen, notiert am Rande sein Lebensgefühl, seines und das der um ihn.

Wer vor zehn Jahren in Berlin bummeln wollte — und damals hatten die, die es heute tun, noch keine Zeit dazu, sie mußten ja Pläne machen, mit Zigarren reisen, einen Konkurrenten niederringen, und es blieben also nur ein paar Fremde, Offiziere und kleine Mädchen übrig —, der ging vom Brandenburger Tor über die Linden, stand einen Augenblick vor Kranzlers Ecke oder, hundert Schritte weiter, unter den Fenstern des alten Schlosses und sah hinauf. Es waren dieselben Menschen Tag um Tag, und wenn einer von den andern, von den Wirklichen, die diese Stadt in die Höhe gehoben haben, durch Zufall zwischen sie kam, dann drängte er sich rasch durch und sah kaum mit einer leichten Verachtung auf sie hin. Jetzt bummelt „man“ vormittags, nicht den ganzen Vormittag lang, aber einmal eine halbe Stunde fast jeder. Man reist ja nicht mehr in Zigarren, man kann ja kaum mehr in einer Wohnung ohne Vacuum Cleaner existieren, aber man geht auch nicht immer mehr „die Linden lang“. Es ist spät am Mittag, und auf der Taubentzenstraße draußen im Westen, der einmal

neu war und jetzt schon längst ein alter Stadtteil ist, gehen die Damen ins Kaufhaus des Westens, und die Herren gehen dort ein bißchen spazieren bis zur romanischen Kirche hinauf und vielleicht auch wieder zurück, und da kann man sehen, wer da ist und wer einen neuen Hut hat, und die Damen dürfen ein bißchen lächeln, das macht wirklich nichts, und man kann sogar auch miteinander sprechen, wer weiß denn, ob man sich nicht „wirklich“ kennt. Eine Dummheit, nicht wahr? Aber ist es nicht auch merkwürdig, daß die Leute zum Beispiel aufgehört haben, ihre brave alte Mittagszeit so zwischen 2 und 4 Uhr einzuhalten und daß sie sich eine ganz neue, für sie neue Speisestunde zugelegt haben? Jahrhunderte haben die Deutschen mittags gegessen, jetzt frühstücken sie plötzlich so zwischen halb zwei und halb drei sehr rasch, aber dann trinken sie auch keinen Nachmittagskaffee. Wieder eine Dummheit! Aber früher, da hat der Mann, der zu Hause gelebt hat, nach seiner Arbeit reichlich gegessen und dann geschlafen, und dann haben sie Kaffee getrunken, schlechten Kaffee, aber Kaffee und einen jener etwas feuchten und klebrigen Kuchen, auf den sie damals sehr stolz waren. Jetzt, jetzt frühstückt man, arbeitet weiter und trinkt Tee, ja Fünfuhrtee, und wenn man sich nicht daran gewöhnen konnte, kann's ja auch Kaffee unter dem Titel Five o'clock tea sein. Und wenn ich in den nächsten Monaten jetzt meinen jungen Damen hier beim Privatissimum über Kulturgeschichte sagen werde, daß das eine ganz be-

deutende Änderung aller Lebensformen und auch gewissermaßen des Lebensinhaltes ist, dann werden sie mich rasch verstehen. Sie werden wissen, was das für ein Unterschied ist zwischen dem Kaffee, altmodisch und bequem und ohne Form genossen, und dem Tee, der nach dem durchgearbeiteten Tage schon den ersten Ton des leichteren Lebens gibt, ob man ihn nun in einer Privatwohnung trinkt, in einem Massenlokal oder in einem jener spezifischen Teelokale, die Berlin jetzt, von außen her gesehen, geradeso hat wie Paris, London und schließlich auch München, nur daß hier der Ton wirklich nicht bloß ein fremder, übernommener ist, sondern ein ganz merkwürdig zugespitzter, nuancierter. Für den einen gibt es den „Eispalast“, natürlich nach dem „Palais de Glace“ in Paris arrangiert, aber es ist doch etwas andres, man fährt mit der Untergrundbahn hin, nicht mit dem eigenen Automobil; es ist viel billiger, es haben viel mehr Menschen Platz, und mitten zwischen den Herrschaften, die ihr anstrengender Beruf zum Besuche solcher Lokalitäten zwingt, sitzt ein braver Bürgersmann mit seiner Frau und seinem Kinde. Alle haben sie offene Augen, alle sehen sie alles, aber es macht nichts!

Oder gehen Sie einmal eine Stufe höher, wie es in den alten Possen gelegentlich hieß — oder waren das nicht die alten Possen, sondern die ganz revolutionären Stücke junger Dichter? — am Nachmittag in den „Kaiserhof“, wo man Tee trinkt und sicher keinen Kuchen ist, sondern Pâtisserie, und Sie wer-

den auch dort sehen, die Fünfuhrpause ist eine Lebensform der Stadt geworden, nicht nur für ein paar Damen, die natürlich schwarze Samtmäntel anhaben, Turbanhüte, aber sehr wenig bares Geld in der Tasche, sondern ebenso für die Frau eines gut gestellten Kaufmannes, der denn auch hinkommt, und sein Herz in drei gleiche Hälften teilt, zwischen dem Geschäft, an das er, wie man aus dem gelegentlich hervorgezogenen Notizbuch sieht, doch noch denkt, der guten Frau, die so gern auch einen schwarzen Samtmantel, einen Turban, aber etwas mehr Geld als die am Nebentisch hätte (und das alles auch kriegt), und den Nachbarinnen, die man ja vielleicht am Weg zum Telephon — denn es ist in einem modernen Hotel alles ausgezeichnet eingerichtet — einen Augenblick sprechen kann.

Oder ganz nach der andern Seite hin. Potsdamer Straße, ein neuer Sportpalast für 5000 Menschen. Einmal, an einem Sonntag vormittag, spielt das Hofopernorchester mit dem Generaldirektor die Beethovensche Neunte. Es ist natürlich entsetzlich; aber unzählige Menschen sind da, in der Früh' bei Beethoven ebenso wie am Nachmittag, wenn eine Eisphantomime gespielt wird mit 800 Mitwirkenden, 6000 Zuschauern, und alle essen, trinken, geben Geld aus, wollen sich amüsieren und tun's. Jetzt soll ich natürlich noch ganz rasch sagen, daß auch der „Ödipus“ im Zirkus daher gehört, und daß das kulturlos ist, und daß das antike Drama der Griechen sich mit dem Pferdegeruch der Arena nicht verträgt — gewiß, gewiß, ich weiß schon,

aber es ist doch wundervoll, daß auch da wieder soviel tausend Menschen hingehen, und zum Schlusse erleben sie eine große Wirkung, was die Hauptsache ist, und da hier ja nichts etwas Endgültiges ist, ist auch nichts so schlimm. Denn dieses Volk, das auf seine Weise ebenso wie die Hellenen nach den ganz großen und starken Momenten in der Existenz hastig begehrt, — nur daß sie die nicht einmal im Vierteljahr haben wollen, sondern jede Nacht — ist ja sofort bereit, morgen aufzugeben, was es heute bejubelt hat, und da macht eine Entgleisung nicht viel; man tut eben morgen etwas anderes, und wenn's wirkt, ist's gut und schön. Wer einmal das Buch schreiben wird, das die Geographie von Berlin heißen könnte, wird ein viel reizvolleres Buch schreiben können, als es ein Reisebuch über die Sahara wäre. Denn so stark ist hier alles, was überhaupt zur Resonanz kommt, daß es sich gleich in große Häuser, Straßenzüge, in fast nicht mehr zu übersehende Wirklichkeiten umsetzt, und wer ein bißchen nachschaut, wie aus den Wohnhäusern des Kurfürstendamms, die einmal wirklich das letzte Wort privater Abgeschlossenheit waren, nun ein Geschäftsviertel geworden ist, aus den Häuserzügen, die man „das bayerische Viertel“ nach ihren Straßennamen nennt und die zur Herberge für redlich verdienende Bürger bestimmt waren, das typische Amüsierviertel geworden ist mit unzähligen Cafés, Kinematographen, Konzerten und weiß Gott was noch alles, der wird diese Details richtig, nicht über- und nicht unterschätzen lernen.



Und dann haben sie in der Friedrichstadt ein neues Café gebaut; denn natürlich gehen die Berliner viel mehr ins Kaffeehaus als die Wiener, aber dieses Kaffeehaus ist natürlich ein Palast geworden, rechts von den neuesten Architekten modern eingerichtet, und links Louis XVI., gold und rot, die Waschbecken und W. C's. aus Marmor mit Inkrustation und Bronzebeschlägen. Und ein paar Straßen weiter einen Palast mit „Kientopp“, Eisphantomime, Grillroom, japanisierender Bar und — Dampfbad. Und am Potsdamer Platz einen Riesen-Kuppelbau, wo sich um das unvermeidliche Kinematographentheater — dimensionale Räume für den Café- und Restaurationsbetrieb herauskristallisiert haben, und wo von 10 Uhr früh bis 4 Uhr früh immer wieder dreitausend Menschen sich anstrengen, die Musik zu überflüstern.

Aber genug kann man nicht kriegen, nicht bei der Arbeit und nicht beim Vergnügen. Ein neues Konzerthaus, früher war es eine Markthalle, natürlich riesig groß, wie alles hier, selbst ein gelegentlicher Konkurs. Und zu den acht oder zehn bestehenden Amüsier- und Tanzlokalen noch eins mit unzähligen Abteilungen — es kann nie genug Beine zum Herzeigen geben.

Ich höre auf, die Sache wird ein bißchen gefährlich, und in meinen Ohren klingt so etwas wie die Antwort des Lesers: Das also ist euer Leben? Unser Leben? Nein, so wenig und so viel wie unser Leben etwa das im Köpenicker Viertel der Maschinen ist oder das zwischen den kerzengeraden

Föhren und den ernsten Seen der Mark oder den Plaudermenschen des alten Fontane; aber auch unser Leben, das eine wie das andere. Der Gesellschaftspariser, den die Literaten des Landes schildern, ist auch nicht der Pariser. Dort und hier gibt es die guten Menschen mit dem engen Lebenskreise und den weiten Wünschen der Jugend und dem entsagenden Alter, der Fröhlichkeit und den Sorgen; die, die einmal leichtsinnig waren und es plötzlich nicht mehr sind, die, denen das Abenteuer alles ist, und die, die glauben, man kann sich alles mit seinem Willen glänzend und tüchtig einrichten. Und sie sind Toren, die einen wie die andern; der Tag kommt, die Nacht geht, und hier hat man ein Lebenstempo erfunden, das berauschend ist, trotz allem. Es ist etwas vom Sichbetäuben, Sichermüden, von „Nichtsmehrwissenwollen“ um jeden Preis drin, aber auch etwas vom Rekord, den man erreicht, von der höchst möglichen Leistung in der Arbeit und im Amüsieren, in dem Leben und dem andern, und man sieht sich's an. Hat man eine Zeit lang nach rechts geschaut, so blickt man dann nach links, wird alt und wieder jung und wieder alt und wieder jung. Zeit aber zum Ausruhen haben wir keine.

1911

244

## **BERLINER WAHLTAG**

Früher Morgen. Kälte und harter Wind schlägt einem ins Gesicht, und durch weiße Felder fährt das Auto, dann der Zug. Die Stadt und das Land ist heller durch den Ton des Schnees, und der frostige Tag scheucht die Schwere der Nacht aus den Gliedern. Der Tiergarten liegt still da wie stets, an der Spree rauchen die Schornsteine, die Vorortzüge bringen Arbeiter herein. Aber es scheint, daß die Großstadtmenschen am frühen Tag noch kein politisches Fieber spüren. Autos, Autobusse, Zeitungsleser, kleine Mädchen und sicherblickende Männer, Schuljungen, Zeitungsfrauen — alles wie stets. Draußen im märkischen Vorort merkt man ein wenig mehr von Sinn und Atmosphäre des Tages. Mehr, aber nicht viel. Aufregung ist ebensowenig da wie Feierlichkeit. Ist's so, weil hier die Wahl eben Wahlarbeit ist, getan seit Wochen in unauffälliger, wenn auch noch so eifriger Agitation? Oder weil die Natur der Leute hier großen Gesten ebensowenig geneigt ist wie heißer, plötzlicher Wallung? Oder weil das politische Temperament eingeordnet ist in Schema und Disziplin, aufgezwungene auf der einen Seite, selbstgewählte auf der andern? Siedet's unter der nüchtern scheinenden Schicht? Ist es ein Winterkrieg, der alle Temperatur herabsetzt, wenn auch die Energie wirkt? Wir haben ja kalte, rauhe Tage, erfüllt von vielen Sorgen, wie seit Jahren nicht.

Zehn Uhr. Die Wahl beginnt. Draußen vor den Toren der Stadt wird früh gewählt. Bevor man zur Arbeit fährt oder in der ersten Pause. Im Turnsaal einer Vorstadtschule sehe ich dem ersten Wahlakt zu. Ein paar Leute haben gewartet, bis die Uhr schlägt, die Kommission bereit ist, rasch eilt einer nach dem andern in den Verschlag, der Geheimnis, Gewissensfreiheit verbürgt. Die Legitimation ist hier, wo sich die Menschen kennen, wenigstens durch stetes wiederholtes Sehen, schnell geschehen. Vor dem Wahllokal ein paar Parteileute. Auch die Angeworbenen oder Freiwilligen weder erhitzt noch irgend jäh in ihren Bewegungen, wenn sie die Zettel ihrer Kandidaten anbieten.

Auf dem Rückweg in die Stadt eine Minute in einem Agitationsbureau. Listen, Flugblätter, letzte Anweisungen. Das Telephon klingelt natürlich in die eiligen Gespräche hinein, noch werden ein paar neue Befehle und Patrouillen verteilt, aber Hoffnungen und Befürchtungen bleiben ungesagt. Verhaltene Kraft. Vielleicht bricht sie später, in der Nacht, nachher oder in Jahren die Fesseln; jetzt ist alles nur Arbeit, Arbeit. Wie immer, ob man im Fabriksaal, in der Werkstatt, im Bureau, am Werktag, beim Vergnügen und Tanz, am Wahltag an den Rhythmus des Groß-Berliner Lebens horcht: Arbeit ist der stärkste Klang und wird Ton. Ein paar Erinnerungen an andere Wahltage, bewegtere Stunden fliegen auf: Wien, das um Antisemiten kämpft und wo das Balgen und Toben mit dem ersten Licht einsetzt, Paris, wo die Nation feiert,

jeder Zettel mit einer bewußten Geste abgegeben wird, die Straße, jeder Fleck Wand, Zaun, Trottoir mit den bunten Rufen der Plakate beklebt ist, Kristiania, als man den König wegschickte und jedes Kind den Atem anzuhalten schien, so war die Luft erfüllt von den Erwartungen, dem Gefühl der Entscheidung.

In Berlin selbst . . . nein, wahrhaftig: der 12. Januar hat, auch als der Tag schon zur Höhe steigt, noch keine eigne Physiognomie. Man muß sozusagen die Linien des politischen Gesichts erst suchen, und wüßte man nicht, wieviel Schritte heute gegangen werden zu einem Ziele hin, ihr Stampfen könnte man nicht hören. Rote Anschläge, gewiß, wählt den, wählt jenen, „Auf zur Tat!“ Wahlparolen, die Bekanntmachungen des Magistrats an den Litfaßsäulen, die Listen der Wahllokale — übrigens im gleichen Rot gehalten wie die sozialdemokratischen Symbole oder die Plakate der Kriminalpolizei, wenn ein Mord geschehen ist.

Das vornehmste Wahllokal: Deckerts Festsäle, Jägerstraße, der Bezirk der Künstlerklausen. Bauernschenken, des Pilsner Biers. Im Zeichen der Kneipe, des Stammtisches wird in Berlin ja überall gewählt. Nicht in irgendeinem anzüglichen Sinne wird das gesagt. Aber es ist doch charakteristisch für die Wahlstimmung, für die politische Form, daß außer ein paar Turnsälen die Wahllokale alle „Lokale“ sind. In der Lindengegend bekannte Bierhäuser, Tanzsäle, im Norden, Osten, im Westen,

in Schöneberg, Charlottenburg überall Restaurationen, um nicht zu sagen Destillen. Also „Deckerts Festsäle“. Dort haben die Leute zu wählen, die im Bankviertel, in der Politik, Bureauratte, Finanz heimisch sind. Mit ihnen natürlich auch viele ihrer Angestellten. Herr und Diener. Ein altes Haus mit brauner Stiege, wie diese Häuser eben waren, als in der Friedrichstadt noch kleine Läden unter Wohnungen waren. Nebenan: ein moderner Postpalast. Rechts und links, in den Straßen rundherum: Vergnügungsetablissemments. Die Markthalle, die in ein Konzerthaus verwandelt ist oder auch noch Weißbierkneipen. „Echte Weine und Biere“ steht auf einigen Transparenten dieser Gegend, um erotische Attraktionen fast historischer Art anzuzeigen. Die Festsäle selbst, vor denen ein paar Werber stehen, — wie überall, die Kandidatenzettel in der Hand und ohne allzuviel Kraft einem zurufend: „Der richtige Mann!“, sie lächeln nur, wenn ein gutmütiger Wähler abwehrt: „Hab' schon genug“, — sind im ersten Stock. Eine schäbige gewundene Treppe. Dann Garderobe. Animierplakate des „Intimen Theaters“, das sonst dort Genuß spendet. Eine bezeichnende Tafel: „Die Garderobe kostet 1 Mark für den Herrn, 25 Pfennige für die Dame“. Hinter einem Vorhang, bevor man ins Allerheiligste tritt, kommt Gelächter hervor. „Jeder auf seine Art!“ „Es is doch echter Konjak!“ Frauenstimmen, wie zwölf Stunden früher, zwölf später. Dann ein Wintergarten. Was man in Festsälen so nennt. Dürftige dürre, trockene Palmen, viele Spiegel, goldene Ranken,

Lauben, Kaffeehaustische; ein wenig schmutzig, ein wenig muffig der Geruch. Und zwischen dem Tisch, auf dem die graulackierte Urne steht, und dem Manne mit den blauen Amtskuverts, der fragt: „Wollen Sie wählen?“ und dem, der bereit ist, Pflicht und Recht als Staatsbürger zu tun, die nötige Instruktion gibt, ein wenig Publikum. Die Strichler der Parteien, Kollegen von der Presse. Knipser mit Blitzlicht fürs illustrierte Blatt oder den Kientopp. Wenn nämlich gerade ein bekannter Mann wählen kommt. Rauch in der Luft, schales Bier auf den Tischen. Die Wähler kommen, ein Kammerdiener, unter dessen Paletot die gelbgestreifte Dienerweste und die weiße Krawatte leuchtet, löst einen Geheimrat ab. Tritt nach ihm in die ein wenig oder sehr groteske Wahlkabine. Ein abscheulich-bräunlicher Holzverschlag mit einem grünlichen Vorhang, das ganze ist auf einem Wirtshaustisch aufgebaut. Also hin tritt der Staatsbürger, einen Moment sieht man nur seine krummen Beine, das Bild wirkt unweigerlich komisch. Ein Mann nur mit Unterleib. Der Zettel ist rasch im Umschlag geborgen. Dann die Prüfung. Nr. 152. Stimmt! Der Wurf in die Urne. Rückweg an dem Fräulein, das Bier bringt — abends Damenbedienung! — vorbei.

Im selben Viertel. Behrenstraße. Das große Siechensche Bierhaus. Rundherum die Reste und Vorzeichen der Metropalaststimmung, die sonst diese Gegend beherrscht. Ein Stammtischzimmer links im Hof. Sehr klein, an den Wänden Wappen, Bilder



berühmter Gäste. Bürgerliche, altmodische Atmosphäre. Immerhin, ein auffallend hübsches Mädel am Wählertisch. Man diskutiert durch den Raum die Wahlbeteiligung: Sie war schon mittags sehr stark. Über 80 Prozent der Wahlberechtigten. Jetzt kommen nur noch wenige. In der Gegend hatte man schon mittags Zeit.

Südlichere Zone. Bergmannstraße. Unten am Belleallianceplatz. Eine Kneipe „Zum dusteren Keller“. Gegenüber der unvermeidliche Kientopp, dem man bei dieser, wie jeder Reise durch Berlin in allen Abwandlungen begegnet. „Es gibt ein Glück“, heißt das Stück, das hier angepriesen wird. Im Lichtspiel nämlich. Vis-à-vis im Keller mit dem bieder-gruseligen Titel wird Bockbier ausgeschenkt. Und zwischen Zinkbufett, Bierhähnen, dem Publikum der Stehbierhalle derselbe Apparat wie in den Festsälen oder Stralau-Rummelsburg. Der grobgezimmerte Wahlverschlag, die Kommission am Tisch rauchend drin, die Zettelverteiler draußen. Es wird nicht gehetzt, höchstens ein wenig schnoddrig geredet, wenn einer sich allzu ungeschickt zwischen dem Glase Bier und der Wahlhandlung anstellt. Das Publikum, die Akteure natürlich von anderem Schnitt und mit anderem Tritt als in der Friedrichstadt. Blaue Kappen, Sammetjoppen, Hausschuhe, erfrorene Hände, vielfach geschlungene Wolltücher um den Hals und — manchmal auch gefrorene Tropfen im Barthaar. Hier sagt man allseits „Guten Abend“, wenn man gewählt hat.

Der späte Abend führt wieder in den Norden. Vor-

mittags war's dort ganz still. Dann, als die großen Fabrikanlagen AEG und Bergmann Elektrizitätswerke z. B., um 3 Uhr Feierabend machten, um den Leuten Zeit zur Wahl und Wahlgespräch zu lassen, löste einer den andern in langen Reihen ab. Die Agitationsbureaus hatten viel zu tun. Die Wahlkreise sind ja wunderlich verteilt, und die Lokale sonderlich gewählt. Worüber der Politiker sein Wort sagen mag. Unsereiner merkt's an den vielen Fragen, die auf die Berufspolitiker, die Beamten der Parteibureaus einstürmen. „Wo soll ich wählen?“ „Wo wohnen Sie?“ „Acht Häuser von hier!“ „Aber welcher Wahlbezirk?“ ... Und man muß in sieben Listen suchen. Wenn vier Häuser an einem Eck stehen, gehören ihre Bewohner in vier verschiedene Bezirke, erzählt ein lustiger Sekretär, während er telephoniert, die Prozente der Wahlbeteiligung ausrechnet, Kerntruppen dahin schickt und dorthin ermutigt, Hände schüttelt, zuversichtlich macht und nie vergißt zu sagen: „Vorher ist's immer vielversprechend, aber man weiß ja nie...“ Über Brücken, unter Dämmen weiter. Studien, um einem helfen zu können, der später eine „Geographie von Berlin“ schreiben wird, was ein romantisches Buch sein wird. Humboldthain, die Riesensäulen des AEG-Betriebes, Mauern, wie aus Eisen gegossen, die langen Straßen im Norden, die Geschäfte, die Tags über, die Woche über ihre Pracht und ihren Kram für den Abend, den Sonnabend, bewahren. Vollbesetzte elektrische Wagen, wiederum Destillen, Kneipen als amtliche Wahl-

lokale. Nun schon viel seßhafte Gäste, die warten, bis gezählt wird. Eilige Leute, die erst in der letzten Stunde kommen. Keine Feierlichkeit, aber auch kein Skandal. Ein wenig offenere Naturen, lautere Ermutigung, den braven Ledebur zu wählen . . . Am Wedding, in Alt-Moabit, wo einmal Schlachten geschlagen worden und es heute nacht vielleicht wieder ein wenig unruhig wird, eine Turnhalle als Wahllokal. Schön warm. Aber leer. Es gibt ja kein Bier zu kaufen. Da bleibt die Kommission allein mit den seltenen Wählern als Gästen, und draußen, in einem Winkel, geschützt vor dem eisigen Abendwind, vier Männer und eine Frau von den verschiedensten Parteien eng nebeneinander, alle mit den Wahlzetteln, die sie mechanisch anbieten . . . Und wie in einem Lokal den Hintergrund ein Dutzend Billardqueues geben, in einem ein Piano, in einem anderen eine bunte Batterie Schnäpse und der übliche Glasschrank mit Wurst, Käse und Zigarren, so lehnen hier Böcke, Leitern und weiche Matratzen für jene, die springen wollen und etwa hart auffallen, an den Wänden. In der Mitte der Holzverschlag, auf dem Tisch die graue Urne.

Nacht. Noch immer ist alles recht ruhig. Noch ein paar Lokale. Biergeruch. Weiß-rot gedeckte oder gescheuerte Tische. Abendblätter. Draußen ziehen schwarze Schatten an Planken von Bauplätzen oder dunkeln, toten, traurigen Häusern vorbei, Frauen vom Einkaufen heimkehrend, Männer, die in die Stadt gehen, Kinder, die ein wenig Schnee zum Rodeln suchen, oder arme Dirnen. Radler bringen

Telegramme hin und her — man wartet. Der Abend bringt Entscheidungen. Licht und Schatten. Extrablätter und Bierpolitik. Hoffnungen und all das andere auch.

1912

254

# AM START DER FLIEGER

Nun also gleiten wir und schweben. Die Seele wird frei, und unten liegt die Stadt und das Land, liegt Bitternis und alles Geringe der erdgebundenen Menschen. Ja, man fliegt, nichts hemmt mehr, in der zitternden, schimmernden Luft löst sich das Herz, was drückt, fällt ab, und also wird selbst alles, wahrhaftig alles leicht und froh sein. Grüßt mir, ihr gefesselte Kinder, Leid und Sorgen, grüßt mir den dummen Stolz und Trotz und eure kleinen, engen Ziele . . . ich fliege, ich schwebe . . . und wache auf.

Sommernacht. Noch nicht 3 Uhr. Ein bleicher Himmel grüßt, der Körper schüttelt die Schwere des Schlafes ab, wir wollen hinaus zum Start der Flieger, wollen mitansehen, wie der uralte Menschenwunsch, der ewige Traum, sich vom Boden zu heben, sportliche Wirklichkeit wird. Der Preis der Lüfte wird ausgefochten; draußen in Johannestal beginnt der Rundflug durch Deutschland. Fast zwei Dutzend jener weißen Maschinenvögel sind gerüstet, sie wollen hoch oben übers Reich ziehen, in großen Kreisen über die Kirchtürme und Flüsse weg, ans Meer und an die Landesgrenze. Bevor der Tag da ist, dürfen wir sehen, was noch vor wenigen Jahren törichter Wahn schien: wie man es anfängt, die Luft zu beherrschen.

Das Auto fährt durch die schlafende Stadt. Noch

ist die Sonne unten, nur ihr Glanz leuchtet schon manchmal auf, indes die ersten Menschen des neuen Tages den letzten Freunden der Nacht begegnen. In der Stille schreien die Plakate, die Schilder der Geschäfte auf uns ein, aus einem Café dringen müde, gehetzte Geigentöne, ein armer Schläfer auf einer Bank schreckt in die Höhe, sieht dem Auto nach, drin im Zentrum vor einem der großen Berliner Zeitungspaläste sammeln sich Gruppen von Männern und Frauen, die alle dem gleichen Ziele zustreben. Man ist ein wenig nervös und ein wenig verschlafen und hat ein hübsches Gefühl, gemischt aus Erwartung und Eitelkeit, vielleicht Stolz. Denn wir Zeitungsleute sind heute nicht nur geschäftige Zuschauer mit dem Notizbuch, sind heute ein wenig mehr als die Chronisten von Ereignissen, an denen sie nur so viel teilhaben, als sich eben mit der Feder einfangen läßt. Der Rundflug durch Deutschland, der „Bezeflug der Lüfte“, wie man ihn seit Wochen hier nennt, ist die Veranstaltung der großen Berliner Mittagszeitung „B. Z. am Mittag“, was die amerikanischen Berliner eben in ihrer Abkürzungslust oder -wut in „Bezef“ zusammengepreßt haben.

Und während aus der Druckerei eben die feuchten Sonntagsblätter kommen, fahren die Automobile hinaus auf den Flugplatz, an den Start. Morgenkühle des Sommers. Es geht durch den Osten Berlins, die Fabriksgegend. Aber noch ist alles tot, nur an den Wegkreuzungen und wo's zu Bahnhöfen geht, strömen Menschen zusammen. Erst allmählich füllt sich die

Straße mit mancherlei Fuhrwerk, und in den Droschen, Taxametern, Kremsern, auf Leiterwagen, improvisierten Gesellschaftskarossen, die nichts anderes sind als mit Kisten ausgestaffierte Möbelwagen, in den Dogcarts und katzenschnellen kleinen Rennautos gibt's mancherlei Menschheit: jene, die überall, wo viel Gedränge ist, sein wollen, jene die jeder Sport lockt, Familien mit Kindern, denen in zwei Jahrzehnten unsre Schaulust von heute kindlich vorkommen wird, weil ihre Jugend sie an all die technischen Wunder gewöhnt hat, und die wiederum ihre Kinder am Sonntag aus der Stadt hinausführen werden, andere Wunder zu schauen . . ., junge Leute, die ans Ende einer durchbummelten Nacht den Eindruck der fliegenden Motoren setzen wollen als grotesken Schlußpunkt zu Tanzerei und Küsserei, und viele, viele noch, sämtlich begierig, den deutschen Rundflug beginnen zu sehen. Denn wenn man auch schon gelernt hat, zum Luftschiff, das über den Dächern kreist, nur ein paar flüchtige Blicke zu schicken, als sei das immer so gewesen, wenn man auch schon hie und da oben in der Höhe so einen Ein- oder Zweidecker ziehen gesehen hat wie einen schwarzen Vogel oder bei der „Flugwoche“ draußen war und da ein paar Blicke auf einen Blériot oder Farman geworfen hat — heute wird's was andres sein. Der Distanzflug mit bestimmten Zielen, weiten, festgelegten Etappen übt einen stärkeren Reiz als den sportlichen. Das Wunder bekommt seinen Platz in der Verkehrstechnik, der Lebenstechnik. Aus der einzelnen abenteuer-



lichen Erscheinung wird das Bild einer Zukunft, in der wir fliegen werden, wie, ja wie wir jetzt im Auto sitzen. Weil dieses Gefühl, mag's auch noch unsicher sein, da ist, stürmt heute Berlin die Bahnen, fahren die Nacht durch Züge der Hochbahn, der Untergrundbahn. Die Massen drängen und schieben, auf den Dächern der Stadtbahnwaggons kauern Leute, und nun in Johannestal draußen, beim Start, auf Tribünen, rings ums freie Feld preßt sich einer an den andern, sind Mengen versammelt, deren Zahl man nicht mehr schätzen kann. Da es 5 Uhr früh geworden ist, haben die Züge aus allen Richtungen das Volk ausgeschüttet, und im starken gelben Schein der jungen Sonne stehen die Aeroplane, einer neben dem andern, geheimnisvoll in ihrer Zierlichkeit, fast wie Spielzeug anzusehen mit ihren weißen Flügeln. Und mit diesem Spielzeug wollt Ihr die Natur besiegen, die seit Jahrtausenden den Menschen die Erfüllung dieses Wunsches versagt? Ein Gedanke bedrängt, eine Erinnerung läßt sich nicht scheuchen, indes man am Start steht und Zigaretten mit den jungen Piloten raucht, knapp an der Maschine, die eben aus dem Schuppen hervorgezogen worden ist, und deren Motor ganz leise knattert. Es ist erst zwei Tage, seit auf der gleichen Stelle einer der besten Flieger sich auf seine Maschine setzte, und noch hatten die Zuschauer nicht das Glas gerichtet, um dem steil in die Höhe Steigenden mit den Blicken zu folgen, da lagen er und sein Passagier auch schon unten, tote Menschenkinder, deren Flug in den Himmel nur 59 Sekunden gewährt hatte.

Das ist das Schicksal, das hinter diesem schönen, sonnigen Morgen steht. Es wartet und droht, wir aber wollen es heute nicht sehen. Leicht und heiter geht alles vonstatten. Es gibt hie und da einen Augenblick, wo man's nicht fassen will, daß das Fliegen so was Leichtes ist. Wenn wir als Buben aufs Rad gestiegen sind, um eine Tour zu machen, sahen die Vorbereitungen nach mehr aus. Hier? Der Motor macht weniger Lärm als ein boshaftes Auto, er surrt, die Räder gleiten, und nun, es ist so schön, daß man förmlich freier atmet, ist er auch schon in der Luft und schwebt hoch oben dahin. Und wenn man das Glas so hoch gehoben hat, daß man die vielen Menschen und die Tribünen, den Horizont der Erde nicht im Bilde hat, so sieht man nur noch eine schmale, schlanke, zitternde Möwe in der blassen Luft. Und einige Minuten darauf, vielleicht auch nur eine einzige, während ein paar Theaterdamen mit den Knöcheln kokettieren (denn man steht und sitzt auf Zäunen und Barrieren, um „mehr“ zu sehen), während ein junger Prinz lächelt und ein kleines Mädel weint, ist der Aeroplan auch schon entschwunden, auf dem allernächsten Weg nach Magdeburg und Hamburg und rund übers Deutsche Reich. Und ein zweiter Pilot besteigt einen zweiten Aeroplan, gleitet, fliegt, ist fort. Das alles geschieht ohne viel Aufwand an Worten, Lärm; die Kraft, die wirkt, war vorher wirksam in tausend Nächten, abertausend Arbeitsstunden vieler Generationen. Wir sind die Erben.

Nur, auch wir zahlen noch Tag um Tag hohe Preise für solche „Leichtigkeit“ des Fliegens. Ein wenig Rauch steigt da in die Luft. Kaum ein Wölkchen. Die Zuschauer drängen hart an das Flugzeug heran, der Fahrer fürchtet für seine Räder. Es brenzelt ein wenig, aber noch hat niemand nach der Feuerwehr gerufen. Als man es eine Weile darauf tut, ist es schon zu spät. Der Aeroplan ist verloren. Und der Pilot muß einen andern besteigen, und fort mit ihm in die Lüfte. Wenige nur haben bemerkt, daß ein rasches Werk der Zerstörung geschehen ist, viel Aufregung hat's auch nicht gegeben, und dennoch . . .

Aber ein anderer Start setzt ein, wieder einer, jetzt dort, bis alle fort sind, die Militärmusik spielt die „Polnische Wirtschaft“, ein gelber Fesselballon, der aussieht wie ein Elefant, hängt in der Luft, wir verachten den plumpen Herrn von vorgestern, ja er macht Reklame für Schokolade, gut — das gebührt ihm; unser Herz, unsre Wünsche sind bei den schnellen, leichten, anmutigen Fliegern . . . Nun sind sie auf der Reise. Zwischen Himmel und Erde sozusagen. Menschen anderer Erdstriche werden zu ihnen aufsehen, alte Leute verwundert den Kopf schütteln, Kinder jauchzend Worte hinaufschreien, die nicht zu den Fahrern dringen können. Die oben sehen jetzt die Welt anders als wir, sie umschließt klare Luft, sie sind näher der Sonne, näher dem Himmel, und die Winde versuchen, mit ihnen zu spielen.

Als wir zurückfahren, erwacht langsam der Sonntag.

In den Laubenkolonien, die vor Berlin stehen, beginnt die Gartenarbeit. In Treptow, beim Eierhäuschen, wohin früher einmal die Berliner so gerne „aufs Land“ gingen, setzen sich die Menschen in den Wirtsgärten zusammen und besprechen das Stück Weltgeschichte, an dessen Entwicklung sie schauend, hoffend, fürchtend, vielfach erregt teilgenommen haben. Dann kommen wieder die Riesenhäuser, hinter deren Fenstern der eine wacht und der andre schläft, die eine lächelt und die andre traurig sinnt, Gardinen bewegen sich im Winde, die Milch, die Zeitung, das Brot wird ausgetragen, Schuljungen laufen frisch in den Morgen hinein, heute ohne die Bücher und Hefte, eine weiße Wolke legt sich vor die Sonne, im Tiergarten wehen die Blätter. Und während man vor der Haustür noch eine Weile hinaufblickt, fragen die Gedanken nach den Schicksalen der Männer, die nun dort oben kämpfen, um den ewigen Wunsch, den noch unerfüllten Traum so vieler Geschlechter zu erfüllen.

## **NACH EINER WEITEN, WEITEN REISE**

Einmal sind auch die großen Fahrten bis in die allerletzte Stunde, wo man von all der Buntheit zu scheiden hat, gelebt, und man ist an den alten Fleck zurückgekehrt. Noch sinkt vielleicht ein dutzendmal die Sonne täglich anders, noch währt eine Abschiedsnacht in fremder Stadt, blaßt ein Morgen, den man wie so manchen vorher vom matt getrübten Wagenfenster in der Eisenbahn beobachtet, aber schon ist die Gegenwart durchtränkt vom Dufte der Vergangenheit, schon spürt man die Nähe der Stunde, wo man Erinnerungen statt wacher Erlebnisse genießen wird, weiß, was vorerst eine törichte Grille schien, die man, kaum war sie herangeflogen, auch schon verscheuchen konnte, — daß selbst eine abenteuerliche, traumhaft weite Reise am festgesetzten Tage ein bürgerliches Ende haben wird, wie leichtsinnige junge Leute über Nacht solide werden, und daß dann all die Bilder plötzlich hinübergleiten werden in die stillen Kammern des Gedächtnisses. Manchmal aber, weit später, erzittern alle Gefäße unseres Körpers, läuft das Blut so rasch, als müßte es die Adern sprengen, das Herz stockt, und das Bewußtsein kann erst einige Augenblicke später einem sagen, was für ein Gefühl durch den Leib rann: da hat man in einer hastigen Sekunde all die Monate noch einmal gelebt, die süße und wilde Buntheit der Gesichte und Erfahrungen gespürt und ist darob erschrocken. Unsäglich schnell ist all das

Disparate und Fremde in ruhlosen Bildern wieder aufgetaucht, die träumerischen und die harten Stunden hat man im Zeitraum, den sonst ein träges Gähnen füllt, wiederum gefühlt, die Menschen alle wieder einmal gesehen, die Luft der Täler, Berge, Dschungeln, Meere noch einmal geatmet, und erwacht, voll Staunen, wie so viel Dasein sich in ein paar arme Monate hat drängen lassen.

Nicht daß man ein paar schöne Häuser mehr gesehen hat oder das seltene Bild der höchsten indischen Berge oben im Himalaya eines Morgens in der ersten Sonnenstunde genossen; nicht daß man tausend Menschen mehr gesprochen und hie und da ein Schicksal erkannt hat; nicht daß man besser zu wissen glaubt, wie Kulturen wachsen oder Kräfte mächtig werden — nicht das eine, nicht das andere ist's, was man von solcher Reise als unermesslichen Gewinn, als neues Element des Lebens mitbringt. Solcher Weisheit Kram ist an Wert vielleicht soviel wie ein blinkender Seidentepich, ein schön gesticktes Tüchlein, das man später als Zeichen einer Stunde an die Wand hängt und das die schönsten Farben doch nur dem weist, der es unter vielen gesucht und einem dunkelfarbigem Mann in fremder Stadt abgeschwatzt hat. Das Unverlierbare, das man sich heimgebracht hat, ist die Empfindung, wie viel es nebeneinander gibt, daß die Welt nicht grau, nicht einfarbig, kein Gewebe mit gradlinigem, stets wiederholtem Muster ist. Die große, bewegte Vielfältigkeit der Welt, die man einmal gesehen, vergißt man niemals mehr.

\*\*\*\*\*

Der Kinematograph der eigenen Seele gibt unendlich viele Bilder her. Da zappelt jener braune Diener, den man, alle mühselige Humanität vergessend, im Eisenbahnwartesaal der kleinen Stadt in Indien geprügelt hat, weil er Hemden stahl . . . da ist der Holländer aus Java, der so furchtbar schnarchte und so laut lachen konnte. Niemand wußte warum; es war aber, weil er nach Hause zurückkehrte . . . da sind, unzählig, die Rücken jener Kutscher, die durch die weiten indischen Dörfer, über Hügel in Ceylon, am stillen Meer entlang, durch enge Pässe uns geführt hatten und nie ein Wort von unseren Sprachen verstanden, ihre Schultern, die so oft verächtlich, ablehnend zuckten, weil der „Herr“ Unmögliches, Unfaßliches begehrte. Da sind die vielen Zimmer dann, auf deren schmutziger Bodenfläche ein Bett, schmal eisern oder strohgeflochten, gestanden war, da ist die eine Nacht, in der die Ratten unverschämter, zahmer eigentlich, als irgend anderswo, spielend ums Lager eilten, die andere, in der die Hunde und Schakale kreischten — nun bekommen die Gesichte Stimmen: Die wirren Laute aller der Sprachen sind lebendig; hier redet einer Tamil; Ceylon ist die Szene. In einem Rickshaw-Wägelchen fahre ich durch die blaugetönte Nacht an Häuschen vorbei, wo die Türen offen sind, die Matten vom Winde leicht bewegt, und Lichter, leiser Trommelschlag zu braunen Mädchen laden . . . Der Singhalese wendet sich und lacht, läuft unermüdlich weiter, trotzdem er nachmittags durch den Palmenwald getrabt ist, die schmalen, nackten Beine vom grauen Staube und der blutroten



Erde eine absonderliche Kruste bekommen haben . . . Nun ist aus dem Wägelchen plötzlich ein buntbemalter Elefant geworden, und ich sehe mich zum Schlosse Amber reiten. Nein, jetzt ist's die Tonga, der Karren, der zum Mount Abu, zu den Klöstern der Jains eilt, an Abgründen vorbei, und gleich ist das Gesicht gewechselt: nun ist's ein kleines Roß, das sicher an Klüften in der dunklen Nacht zum Tiger-Hill zieht, oben im Himalaya. Der Schnee leuchtet, unten stehen Palmen. Dann kochen wir Kaffee, vor uns den Gipfel, 9800 Meter, Mount Everest . . . Ein absonderlicher russischer Baron ist da, der Gott weiß warum die Reise macht, dann Japanfahrer, die, harte Männer, zärtlich werden, wenn sie von der sanften Landschaft, den klugen Mädchen, den lieben Dingen jenes Landes sprechen. Dann sind die S c h i f f e an der Reihe. Auf wie vielen war ich doch? Vier, fünf sind es; vielleicht noch mehr. Nun heben sich die Wellen, schwankt der Boden, riecht die Nase den Qualm des Rauchzimmers, zittern immer neue Gesichter in der rauchigen Luft. Anglo-Indians, die traurig, schon jetzt Heimweh im Herzen, in das Land zurückgehen, das nie ihre Heimat sein wird. Missionare mit vielen Kindern, Elefantenjäger, Abenteurer, Globetrotter. Manchen hat man mit hängendem Kopf wiedergesehen, der streitbar ins fremde Land zog. Unten am Saragat, oder am Ganges-Delta hat sich mancher Mut als Schwäche entpuppt . . . Wie viele hat man doch die Tage unaufhörlich gesehen, die man dann sein Lebtag nicht wiederfinden wird, deren Namen man viel-

leicht nicht gewußt hat! . . . Deutsch, französisch, italienisch, englisch hat die Zunge gesprochen, der Geist, das Herz noch viele andere Sprachen. Wie wenig Stunden lagen zwischen den weitsichtigen Gesprächen mit jenem englischen Lord-Politiker, den die Befestigungen so interessierten, und den heiteren, komischen Szenen, in deren Mittelpunkt der rührende alte Herr aus der deutschen Provinz war, der zum Vergnügen nach Indien fuhr, weil er geglaubt hatte, das sei so wie die Riviera, wie Kairo, ein Platz komfortablen Frühlings, sommerlicher Lüste. Eine gute Zeit auf unserer langen, langen Schifffahrt hatten wir über ihn gelächelt, und dann zeigte er an einem Nachmittag oben, während die Delphine dann und wann sprangen, und der Schiffsdoktor, mit dem ich Piquet spielte, gerade alle Herz hatte, die Bilder seiner toten Frau, seiner Tochter, des Enkels — Züge braver, einfach blickender Leute mit harten Falten oder jungen Augen — und weinte. Weinte, indes einer gähnte, ein anderer den Verdauungsspaziergang machte, der dritte einen „Tauchnitz“ las. Das war im Indischen Ozean. Und der Gute fuhr nach Benares, nach Kandy, wo Buddhas Zahn im Tempel liegt, ein Krokodilzahn, und weiter noch. Er sagte, seine Frau sei im letzten Jahre gestorben, und jetzt reise er. Das alles war sehr kindlich, gar nicht interessant, keine Pointe, aber es war so ein rascher Augenblick, dessen Gedächtnis rührend ist . . . Gar so gleichartig, poliert, wie Gelangweilte jetzt oft sagen, sind nämlich die Menschen doch nicht. Da war ein Morgen in Jeypore, wo ich im Hotel auf

den Museumsdirektor wartete, und da kam dann ein barfüßiger Hindu in rote Tücher gewickelt und wußte eine Menge von unserer Kunst . . . Und ein andermal im Dschungel nahe bei Kalkutta, wo man stundenlang durch den Urwald fährt, sagte mir ein Brahmine, der Gymnasialdirektor war, Verse von Klopstock auf und redete über die sonderbare Stagnation der deutschen epischen Kunst. Und neben ihm saß seine schmale zarte Tochter, deren Blicke nie unsereinen berührten, und die er nach Kalkutta ins College führte. Sie war sehr schön, sanft sozusagen wie ein Reh. Aber kein Weißer mochte fürs erste ihr gegenüber spüren, wie ein Mann Frauen gegenüber; so fern war sie. Da waren die drei abenteuerlichen Mädchen anders, denen ich ein paar Wochen vorher auf dem Schiff begegnet war, die Bagdad ihr Reiseziel nannten und kleine Spitzenröcke schleiften, wenn sie nicht gerade seekrank waren und sich vom Kapitän trösten ließen. Bagdad — was tun weiße Mädchen in Bagdad? — Sie sagten, daß sie Lehrerinnen seien. Und zwei grausliche Männer begleiteten sie. Wir anderen sahen die Gesellschaft manchmal an, dachten uns: wohin mögt ihr wohl laufen, in welche Wirrsal? schüttelten die Köpfe und waren zurückhaltend.

Auf demselben Schiffe aber ist einmal ein paar Nächte hindurch etwas vor sich gegangen, was man nur ganz leise und behutsam und eigentlich nicht überall erzählen darf. In Suez waren nämlich aufs Zwischendeck neue Leute gekommen. Neben den Ochsen und Gänsen, den zwei arabischen Rossen und

dem Affen schlug eine arabische Judenfamilie ihr Lager auf. Zwischen Kisten legten sie dicke Matratzen und lagen darauf, alle drei: Mutter, Tochter und Eidam. Sie waren jung vermählt, und er führte Weib und Schwiegermutter ins neue Haus. Als wir früh aufs Deck kamen, saß die Alte am Fußende der Matratze und wachte ernsthaft, fast finster. Neben ihr saß ein alter Araber, mit dem sie ein Weniges sprach. Sie rauchte aus einer Wasserpfeife. Der Bursche stand am Meer und sah blöden Auges auf den Berg Sinai. Die junge Frau schlief, ein seltsames Lächeln auf den Kinderlippen. Die Augen schimmerten ihr, und plötzlich führte sie in einer jähen Bewegung die Hand an die Brust. Der Bursche pfiß und rauchte. Ich schlich mich weg, nach einem letzten Blick auf dieses seltsame Lächeln. Den einen Augenblick, in dem der süße Traum das frisch Erlebte umformte, war dieses Weib so geheimnisvoll, so bedeutend wie irgendeine ihrer weißen Schwestern, wie eine der Denkenden, der Bewußten, der Wertvollen, Seelenvollen, Verfeinerten . . .

\*\*\*\*\*

Manchmal auf so einer Reise scheint einem, daß man ganz wüst lebt, weil man zu allen Dingen eine ganz verwurzelte Beziehung hat. Die Welt ist nur ein Curiosity shop, in dem man herumschaut, herumstiert. Sight-seeing, wie die Amerikaner sagen, ist mehr oder weniger alles. Man geht zu einer indischen Hochzeit, in Girgaum bei Bombay zur Verbrennung toter Hindus, zu den Türmen des Schweigens, wo

Geier die Parsileiber zerfleischen, in die Moschee, den Jaintempel und zur buddhistischen Pagode mit derselben Neugier, die man auch Wissensdrang nennen mag, und bei all dem fühlt man die Entfernung vom eigenen Dasein und Gefühl. Die Natur, die Menschen und die Religionen, die Kunst, die Hungersnot, die Sittlichkeit, das Handwerk — das alles sind Abteilungen des Riesenpanoramas. Manchmal schrickt man auf. Oben in Rangoon auf der Pagode geht ein gelbverhüllter Mann, und in dem buddhistischen Mönch entdeckt man einen Europäer. Ruhig schreitet er zwischen den riesenhaften Goldpuppen, sitzt mit gelben Leuten vor den blumengeschmückten Gautamas und spricht dem fremden weißen Bruder aus der Ferne mit ruhig-sicherer, hochmütiger, kühler Gewißheit vom Rad der Welt, dem Strome der Vergessenheit, der großen, lustreichen Auflösung — — — Er hat Europa verlassen, verloren, wie all die andere Last äußeren Geschehens, er sinnt nach Buddhas Weisheit, und seine Brüder sind gelbe Chinesen, braune Singhalesen, kluge, weltfremde, ungelehrte, und auch Glieder jener Buddhist Society, die unter ihren Propagandaschriften des Wiener Philosophen Mach „Analyse der Empfindungen“ in englischer Übersetzung verbreitet . . . Ein Gruß. Vier Wochen später, 15 Tagereisen entfernt, gehen wir in Kairo nach dem Diner im Frack und weißer Binde auf die Straße, um einer Prozession frommer Perser zuzusehen. Für fünf Piaster mietet man sich einen Sessel und wartet, ein wenig müde, auf den Bußzug. Männer kommen, die ihre

nackten Rücken mit Geißeln peitschen, andere, die mit schweren Eisenketten die Knochen wundschlagen. Dann aber plötzlich ziehen Kinder in Ringelreihen herbei und lassen blanke Beile auf die nackten, glatt-rasierten Köpfe fallen, das Blut spritzt weit über den Weg, die Knaben wanken, der Blutverlust hat sie zu bleichen Geistern gemacht, und dennoch hauen sie auf die eigenen Schädel los, fanatisch verzückt . . . Das war in Kairo, drei und eine halbe Tagereise von Europa. In einer warmen Nacht.

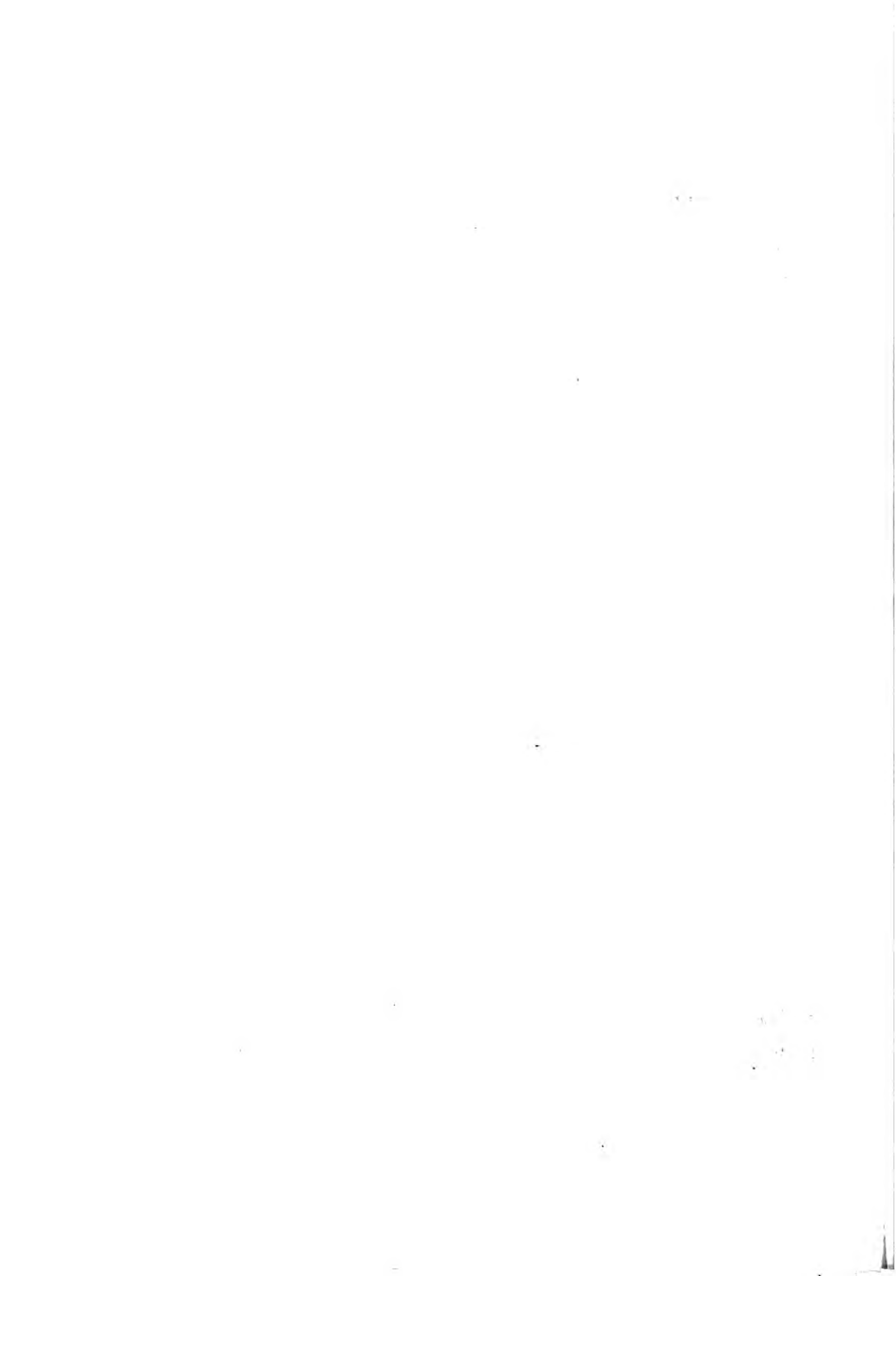
Dann kam die Heimkehr in noch unerblühte Natur. Wir hatten in weißen Leinwandanzügen gegessen und kühle Kokosmilch getrunken aus Früchten, die uns schlanke Jungen von der hohen Palme geholt. Nun lag der Schnee in der Heimat noch hoch. In der Siegesallee standen die Puppen weiß verhüllt, Schneemänner. Und in Paris auf den Quais wehte die kalte Luft der Seine. Die vielen Bücher in den Auslagen der Antiquare lagen da, vertraute Blätter, bereit, dem Blick des Lesers alle ihre Geheimnisse zu erschließen. Auch in Burma oben ging ich einmal eine Stunde lang durch den Markt an hohen Stapeln bedruckter Schriften vorbei. Krause Lettern, die Tiefsinniges deuteten — aber nicht uns. Wer kann Bengali, Guzarati, Pundjabi, alle die Sprachen kennen — wer sie auch nur ahnen, der nicht in Benares, am Gangesufer in der Sanskritschule gegessen hat oder doch in Jeypore im Hof des College mit den rosenroten, geschnitzten Wänden, drei Schritte vom Haus der Winde, von der Sternwarte des Jay Sing, jenes indischen Wallenstein,

vom Haus der Tiger, die man mit rotem Fleisch  
füttert! ... All das war in den kargen Tagen weniger  
Monate. An kühlen Morgen, in heißen Mittagsstun-  
den, in süßer Dämmerzeit kam all der Reichtum.  
Und nun ist's gewesen!

1907

18 Fred

273





## DIE TOTEN SCHIFFE

Jetzt lese ich es seit zwei Tagen in großen Lettern, langen Telegrammpalten, kurzen, aber so vieles aufweckenden Notizen und Passagierlisten, daß ich mehrmals dem nassen Tode ganz, ganz nahe gewesen bin, nur um ein Geringes weniger nahe als jene Unglücklichen, die vor dem nordischen Leuchtturme oder an der Mittelmeerinsel hinabgewandert sind. Denn auch ich war ein Gast dieser beiden toten Schiffe gewesen, die jetzt schon zu den Korallenbänken, den gläsernen Häusern der Delphine gesunken sind, dieser toten Schiffe, von denen vielleicht nur noch ein Splitter aufragt, so wie ich einen im Indischen Ozean einmal sah, von dem die Seeleute nicht gern viel erzählten. Denn sie, die das Bild des Todes stündlich vor Augen haben, reden nicht gern in müßigen Worten von den Stunden der Gefahr, den letzten Augenblicken. . . .

Aber ich war nicht nur ein Gast flüchtiger, rasch verlebter Minuten auf diesen nun schon morschen Schiffen, auf denen einst getafelt, gespielt, der Sonne entgegengelacht, der Sehnsucht ein Blatt Papier geweiht, in abendlichen Stunden geflirtet worden ist — nein, diese „Berlin“ und diese „Imperatrix“ haben mich gute Weile beherbergt. Die „Berlin“ zwar nur ein paar Nächte. Aber ich hatte mir ihren Namen gemerkt, weil sie mir so oft und gut diente in jenen Jahren, die ich in Berlin selbst verlebt habe und in denen mich manchmal dies

oder jenes Geschäft oder auch nur die Freude an englischer Natur und Kunst und Art nach London rief. Und sie war auch das letzte Schiff, das mich nach England brachte. . . . Sonderbar, ich hatte mich in diese Reiseroute verliebt. Trotzdem kein Grund dafür da war, habe ich sie immer wieder gewählt. Wer das Meer fürchtet, mit einer geringen Ängstlichkeit vor üblen Stunden, lästig-ekler Krankheit, der sucht die kurzen Überfahrten; ihm ist Calais—Dover das Ideal. 80 Minuten, wenn sie auch arg sind, die sind, den Blick immer aufs Zifferblatt der Uhr gewendet, rasch vorbei. Allein zehn Stunden, vierzehn Stunden, Tage . . . Wir anderen aber, die das Meer ja auch fürchten, eben aus dem Wissen von solchen Gewalten, wie jetzt Tag um Tag sie offenbart, die aber das Leben auf dem reinen Schiffe, in der frischen Luft der Eisenbahnfahrt mit den ewig schmutzigen Fingern, der Raumbeschränkung vorziehen, wir sehen Schiffe fast so an wie Hotels. Bis dann Tage kommen, an denen die gepeitschten Wellen das Deck zu biegen scheinen, an denen statt der Mahlzeit ein Schiffszwieback genügen muß, oder an denen sich der Dampfer immer wieder im Kreise dreht und die schweigenden Seeleute mit festen Tauen die Deckstühle an die Pfosten binden, damit man nicht hinüberraute in jenes andere Reich. . . . Oder bis Nachrichten kommen, wie jene der letzten Tage. . . . Aber man vergißt sie. Das Meer bezwingt uns wieder. Es lehrt vergessen, nicht nur was anderen an Leid geschah. . . . Und manchen Menschen ist

das Schiff deshalb die schönste Zuflucht aus bösen Zeiten. . . .

Die „Berlin“ war mir ein bequemes Hotel zweiten Ranges. Sowie eines jener Hotels in deutschen Provinzstädten, in denen man zwischen zwei Zügen übernachtet. Man ist von Mittag an im Zuge gesessen und gebeutelt worden, hat nie seinem Körper die rechte Lage finden können, und im Dunkel hält dann der Zug, und man macht ein paar Schritte; der Obersteward weist in die Kabine, jüngere mit den gewissen uniformen Handgriffen und Blicken aller Schiffsbediensteten, die wissen, daß in ihrem Reiche alle Reisende dasselbe wollen (die beste Kabine, und für sich allein, ein langes Bett, wirkliche Milch zum Kaffee), und die wissen, daß die Wirklichkeit ein erheblich zuungunsten des Reisenden geschlossenes Kompromiß ist — die jungen Stewards also bemächtigen sich ebenso unserer selbst wie unseres Gepäcks — und eine Viertelstunde später ist man im Bett. Ein wenig besser, ein wenig schlechter — aber im Bett und in reiner Atmosphäre, ausgekleidet und — hat eigentlich vom Schiff gar nichts gesehen.

Ich glaube, ich habe acht Reisen via Hoek—Harwich gemacht, aber von diesem Schiff kenne ich nur einen kleinen Speisesaal, durch den man zu den Kabinen geht und, und — nichts. Denn wie abends der Zug förmlich ins Deck hineinfährt, so erwartet einen am Morgen, kaum daß man flüchtig angekleidet ist, ein neuer Zug auf eng-

lischem Boden, um nach der großen Stadt zu führen. Rasch, ohne Aufenthalt. Das Schiff liegt hinter, neben einem, die Zeitungsjungen und die Depeschenboys rufen, schwarzer Tee erweist die britische Zone, jeder bepackt sich mit vielen Zeitungen, und dann eilt der Zug ohne jeden Aufenthalt durch die grünen Wiesen, und man sieht das englische Land.

Man hat noch schlafen wollen, aber da sind die roten Schlösser, die Landsitze, die kleinen Städte mit Fluß, Wirtshaus und Station, und man rast durch, bis die Vorstädte von London kommen mit den unzähligen, gleichförmigen Reihen kleiner, aneinandergepickter Familienhäuser, wo jetzt überall der Frühstücksspeck geröstet wird. Der nämliche Speck zum nämlichen cup of tea. . . . Und man holt die Vorortzüge ein, läßt sie hinter sich, lernt Londoner Leben schon kennen, bevor man noch überhaupt da ist, durch die eiligen Blicke in die Coupés Erster, wo die korrekten city-men sitzen mit den Riesenblättern, und die Coupés Zweiter, wo es schon Frauen gibt, Stenographinnen, „Typerinnen“, und die Coupés Dritter mit der „working class“. Und ganze Arbeiterzüge auch, die vollgedrängt sind, und wo auch jeder Alte und jeder Junge sein „paper“ hat.

So endet die Fahrt mit der „Berlin“ via Hoek van Holland—Harwich — so endet sie, bis einmal der Ozean nicht mehr will. „Er bäumt sich“, heißt die Phrase. Nein, er zuckt nur mit den Achseln, und das Entsetzliche geschieht, daß Menschen zugrunde gehen

in einem Tod, dessen Schrecken wir nach keinem Maße abschätzen können, ein paar Minuten, bevor sie das Meer heil entlassen hätte, und sie die Fahrt hätten machen sollen, durch Holland, durchs satte, geruh-same Holland, in ihre Heimat oder zu „business“. Achtmal hab' ich die Fahrt gemacht und nie das Schiff gesehen, auf dem ich doch acht Nächte wohnte. Man empfand das Meer gar nicht auf dieser Route, es sei denn, man war sehr zu Seekrankheit oder Forschungsreisen geneigt und fand den Weg ins schmale Bett nicht. Das war ja der Reiz dieser Linie, daß man viele Stunden Eisenbahn spart und den Kanal in einer schiefen Linie durchquert, was eine viel weniger empfindliche Schiffsbewegung mit sich bringt, als die scharfen Linien von Calais—Dover, Ostende—Dover. Und jetzt — nein, man hat die Schilderung dieser Nacht schon gehört und muß trachten, sie zu vergessen, wie es ja überhaupt nur ein Mittel gibt, das Leben zu tragen: daß man nämlich all das Schreckliche, das man zu sehen und zu hören, zu lesen, zu erfahren und zu wissen hat, auch bald, bald wieder vergißt und anderen Eindrücken Platz gibt. . . . Nur muß man diese Lebenskunst, vielleicht ist es ganz simpel die Lebenskunst, können, und die Gewalten, die unsere Existenz beherrschen, müssen es gnädig gestatten. Und diesmal wollten sie dies nicht.

Denn Stunden nur trennten die eine Botschaft von der anderen. Man las noch eben in einem Buche des Unheils, und die Seite wird schon aufgeschlagen vor die Augen gedrängt, die ein anderes,

nicht minder Gräßliches erzählt: Das Scheitern der „Imperatrix“. Mir krampfte sich das Herz auf eine sonderliche Weise. Denn diese „Imperatrix“ — die ist mir ja vertraut, wie ein Haus, in dem ich lange gelebt habe, hier war ich Tage und Nächte und wieder Nächte und Tage, eine ganze indische Reise. Von der „Berlin“ wußte ich, daß sie mich getragen hat wie viele Tausende. Die „Imperatrix“ aber ist mir näher verwandt, man könnte sagen, aufs aller-nächste, denn sie hat mich aus dem Märchenland zurückgeführt, und das dauert Wochen. Und wenn man Wochen und Wochen auf einem Schiff gelebt hat, dann kennt man's. Das ist so gut und mehr wie Jahre in einem Hause verlebt. Weiß ich denn, wer jetzt die Nachbarn meines Hauses sind, erinnere ich mich derer aus anderen Städten, anderen Jahren? Aber ich entsinne mich, trotzdem es Jahre seit jener Heimreise sind, noch jedes Winkels auf dem Schiff, jeder Physiognomie eines Mitpassagiers unserer Kajüte; so viele Gespräche, die wir führten, klingen wieder ins Ohr; ich sehe den Kapitän vor mir, den Doktor, den ersten Offizier, den Obersteward — sie sind alle da in meinem Hirn und meinem Herzen. Die Bilder stürmen jetzt den ganzen Tag schon rastlos, lassen sich nicht fortstoßen, lösen einander hastig ab, grell beleuchtet, und dazwischen fährt ein Phantasiebild aus jener letzten Nacht bei der Insel Kandia. Ich denke an die Fahrt durch das Rote Meer, an diese Lichter eines Abends und jene englischen Frauen, die „home“ führen. Und denke der

vielen Missionäre, die in der zweiten Kajüte lebten, und die alle so unsagbar viele Kinder hatten, und denke unserer Zwischendeckleute und unserer Weltreisenden, und der Kinomatograph meiner Seele flackert, will sein Programm nicht einhalten, und ich muß, kein Wehren hilft, die Katastrophe miterleben, weil ich dieses Schiff, den Schauplatz dieses Elends, dieser schrecklichen, plötzlich gekommenen Not so gut kenne, seine Gänge und Stiegen, das kleine Rauchzimmer und das Deck, wo wir in Aden standen und auf die Peststadt blickten, in der die „jugglers“, die Gaukler, ihre Künste machten, Hühner verschwinden ließen — hier drängten sie sich also, stießen einander, einer war ein Held und suchte zu retten, und einem andern schlug das Herz — er wollte nicht sterben, er war ja eben erst ausgezogen, um die weite Fremde zu erobern . . . und auf dem kleinen Platz vor dem Speisesaal, wo wir Tag für Tag, als die Reise länger wurde, vom Kalender einen Zettel zu trennen pflegten, wollte einer hinauf, einer hinunter, einer fiel und wurde über die Treppe geschleift, die Signale schrien, das Nebelhorn tönte in die Meereswelt, aus der doch keine Hilfe kam, daß die Seele bang wird — und das Schiff sinkt . . . Das Wasser steigt. Ein Riff. Aufgefahren. Die Straße bei den Inseln ist schwer. Ich weiß noch, wir sprachen davon. Wie man von Dingen spricht, die einen gar nichts angehen. Auf einer der Reisen — ich weiß es noch — konnten wir den Inselrand, der jetzt das Unglück brachte, ganz scharf sehen. Vielleicht war's



auch nur ein Nebelstreif. Die Passagiere, die schon einige Zeit nur Wasser und Himmel gesehen hatten, nahmen es als Sehenswürdigkeit. Ich setzte mich zum Pikett zurück, das ich mit dem Doktor spielte. Künftighin aber wird ein Zittern jede Brust bewegen, wenn der Dampfer hier die niemals ganz stete Straße zieht.

„Imperatrix“ — so viele Tage einer Heimreise. So vieles dachte, erwartete man, sprach man. Wir waren Deutsche, Engländer, Offiziere, Kaufleute — uns geleitete das Schiff treu zum Hafen. Und die Jahre, die dann später kamen, konnten ja nicht vergehen, ohne daß oft die Erinnerung dieser Heimreise zugewendet war. Und gerade in solchen Wintertagen, wie wir sie jetzt zu leben haben, kehrte sich die Sehnsucht viele Male der Meerfahrt unter dem blauen Himmel in die fremde Welt zu. Und nun kommt die Kunde . . .

Die „Imperatrix“ ist tot. Die Briten haben recht, daß sie von einem Schiff nie wie von einer Sache reden. Ein Schiff ist mehr als ein Verkehrsinstrument, ein Schlafwagen, ein Luxuszug meinethalben. Wir sind ja schon gewöhnt an Unglücksfälle auf Reisen. Und wenn es auf einer Strecke ist, die wir selbst durchfahren haben — Gott, mancher hat schließlich und endlich die ganze Welt durchreist —, so denkt man, da war ich auch, und es ist nichts gar so seltsam Erregendes. Hier aber, mit der „Imperatrix“, ist's anders. Der Herzmuskel hat sonderlich gezuckt wie beim Tode eines, dessen Wesen

man erkannt hat . . . Und man kann sich wieder einmal Mühe geben, zu vergessen. Wieder etwas austreichen, weil sonst die Last der Erinnerungen zu groß würde: „Imperatrix“ — das tote Schiff. . .

1908

284

**WINTERLICHE AUTO-REISE DURCH  
DEUTSCHE STÄDTE**

Ja, meine Liebe, es ist so: hat man einmal gespürt, wie die Tropen sind, ist man erst Wochen auf dem Ozean gefahren, um dann in der Wüste fremden farbigen Menschen beim Dattelpflücken zuzusehen, oder auf einer Flußfahrt durch den Djungel die gelben Zähne der sonnenmüden Krokodile zu betrachten, ist man sein Dutzend Mal in Italien und auch einige Male innerhalb Europas in versunkenen, unserem heftig pulsenden Leben noch fernen Städten gewesen, hat man endlich gelernt, auf Reisen nichts mehr hastig zu suchen, sondern gelassen heute, erschüttert, gerührt, von Anmut besänftigt, vom Widerspruchsvollen erheitert den anderen Tag die Dinge der fremden Länder zu finden, zu nehmen als gütiges Geschenk, wie sie sich eben ungesucht weisen — dann ist man allmählich so weit, aus einer Reise durch ein paar mittlere oder kleinere Städte, die gar nicht weit abliegen müssen, durchaus nicht in die Zone ferner Kultur gehören, gerade so viel Lust zu ziehen, als aus transozeanischer Fahrt. Man hat für eine Weile den Baedeker weggelegt, man läßt die „interessanten“ Dinge links liegen, steht auf, wenn man aufnahmefroh ist, erlaubt sich hie und da ein paar Stunden im Hotelzimmer stillzusitzen und geht des Abends, ohne viel zu fragen, wohin der Weg führt, aus der Stadt hinaus, sieht über den Feldern, die sich schüchtern an die letzte Villenkolonie der Vor-

stadt anschließen, die Sonne sinken, begegnet all-  
hand Menschen und sieht in manches lieben Kindes  
lichte Augen, bleibt manchmal stehen und schaut zur  
Stadt zurück, dämmert auf einer morschen Bank  
unter blassem Himmel und sitzt des Nachts in  
irgendeiner Stube mit klugen Leuten zusammen,  
die hier zu Hause sind, statt im Riesenhotel die  
Kellner und die Speisen und die Nachbarn und die  
Gespräche wiederzufinden, die man ganz von der  
gleichen Art den Tag und das Jahr zuvor im an-  
dern Winkel der Erde getroffen hat. Wenn's wun-  
dervoll und märchenhaft ist, ins ferne Land zu  
ziehen und reicher, von der großen Buntheit der  
Existenz erfrischt, zurückzukehren aus Straßen, die  
noch nicht von elektrischen Straßenbahnen durch-  
zogen sind, wo der Mensch noch über die paar  
Gesten der äußerlichen Zivilisation hinaus seine  
Triebe spielen lassen darf, so ist's — Wechsel der  
Erscheinungen ist alles Lebens tiefster Reiz — dem  
von mancher großen Reise Heimgekehrten ein leiser  
getöntes, aber tiefes Glück, in Orte zurückkehren,  
die er als Kind, als Jüngling sah, in deren ver-  
ändertem Bild er die Spuren seines eigenen Da-  
seins erblicken kann, oder in der Silhouette einer  
oft genannten, oft flüchtig durcheilten Stadt die  
wahren inneren Züge ihrer besonderen Existenz zu  
sehen, den Atem des fruchtbaren Lebens, das sie  
erfüllt, mitzuatmen. Nicht tote, nein überhaupt  
keine Sehenswürdigkeiten ansehen, die Dinge an  
sich herankommen lassen, von gleichem Strome der  
Entwicklung gezogen werden, wie jene stillen Men-

schen, denen Wiege und Sarg aus dem gleichen Holze der gleichen Waldungen gefügt wird vom Schreiner, dessen Gesicht ihnen ihr Leben lang vertraut war. Morgens, mittags und abends im nämlichen Rhythmus dahingehen wie der Nachbar, und doch auch als einzelner was bedeuten, was gelten — in unseren Großstädten sind wir ja nur Maschinenteilchen — das gilt nur für den, dem es gegeben ist, in mittleren und kleinen Städten geduldig das wirkliche wache Leben aufzunehmen und die kleinen Schicksale allmählich zu erkennen, jene geringen Wandlungen, die vielleicht das Große sind, es nur nicht scheinen. Zug an Zug reiht sich dann aneinander, aus geringen Veränderungen setzen sich die mächtigen Entwicklungen zusammen, was in den großen Zentren heftig agitatorisch gefordert, skeptisch belächelt, laut und grell gepriesen, verzerrt wird oder vertan dünkt, hat still, aber im gerechten Verhältnis seinen Weg ins Freie, in die Wirklichkeit des Arbeitens, der Fruchtbarkeit, der Perspektiven genommen, ist unabhängig vom Wollen der Unruhigen durch die Macht der Fruchtbarkeit ein Element der Kultur geworden oder ohne viel Federlesens vom Winde verweht worden. Und in der natürlichen Zuchtwahl, die es für die Dinge der materiellen Kultur ebenso gibt wie für die Menschenbildung, sind die mittleren und kleineren Städte die nützlichsten Glieder. Hier kann man unbeirrt anmerken, was von alledem, wofür wir in Jahrzehnten stritten, uns erhitzten, einsetzten, wirklich entwicklungsfähig und -kräftig gewesen ist.

Immer wieder habe ich in diesen Tagen, die ich durch Bayern, die Pfalz, am Rhein entlang, durch Thüringen, den Spessart, das Moselland oder die Hopfengegend fuhr, daran denken müssen, wie falsch wir Deutschland sehen, wenn man es nach den Großstädten oder den Industriezentren allein, nach Warenhauseindrücken oder Friedrichstraßenbazaren beurteilt. All das gibt es, Berlin und Hamburg, Essen und Düsseldorf, Antagonismen von Nord und Süd, Hegemoniestreitigkeiten und politische Verdrossenheiten — mächtiger als alles das aber ist das ungeheure sichere Wachstum aller Stände, die überall in den kleinen und mittleren Städten, in Dörfern und Marktflecken kenntliche moderne materielle Kultur, die die Deutschen zu wohnen, ihr Heim und ihre Arbeit über alle Politik hinaus als festen Grund sicheren Gedeihens anzusehen, sich in die Breite und in die Tiefe zu entwickeln gelehrt hat. Ich will gewiß nicht Deutschland „entdecken“, will nur ein paar Silhouetten geben, von Orten, die ich mir jetzt wieder angesehen habe, und in die man sonst nicht „reist“, in die man sonst höchstens „fährt“, etwa um Geschäfte zu besorgen, von Städten, von denen man so wenig spricht, wie nach altem Bürgerwort, von den guten Frauen.

Es ist schön zu sehen, wie in diesem Organismus, den man das Deutsche Reich nennt, jede Stadt, als wäre sie ein muskelkräftiges Körperglied, das von einem die einzelnen Ämter höchst weise verteilenden Nervenzentrum regiert wird, ihre besondere Tätigkeit für das Gedeihen des Ganzen ausübt, gerade

jene, zu der sie durch Anlage und Evolution bestimmt ist, wie sich die Arbeitsgebiete reinlich scheiden, auch die Felder des Lebensgenusses reichlich, ergiebig und auch wiederum überall anders, überall gerecht bestellt sind. In keinem Lande der Welt ist die Existenz in so gemäßer Art zugleich zentralisiert und dezentralisiert. Da ist Berlin, die Stadt der jungen Quellen, des noch neuen Bodens, des ungestümen Muts. Die Stadt, deren Rhythmus oft fieberhaft anmutet, in der man Menschen und Dingen beim Wachsen zusieht, die Stadt des größten Hungers und der eiligsten Sättigung. Die Stadt, in der es keine Ruhe geben darf, in der die Leute, auch wenn sie sich erholen, bei dieser Erholung sich aufs letzte anstrengen. Die Stadt, die sich tausend Experimente und Geschmacklosigkeiten gestatten darf, weil man dort die Courage hat, seine Fehler bald einzugestehen und niederzureißen, was gestern hoffnungsvoll erschien, heute aber als Hemmung erkannt wird. Jetzt denke man einmal, wie anders München ist, dieses zweite deutsche Lebenszentrum. München, von dem vor ein paar Jahren fälschlich behauptet wurde, es gehe dem Niedergang entgegen, sogar als Kunststadt. Nein, es hat seine Funktion im Kreise der neuen Kultur tastend gefunden und aus dem Untergang einer engen Bürgerlichkeit, einer Zweiteilung zwischen Bier und Öl ist etwas geworden, was der Kontinent noch nicht hatte: die einzige Stadt, die, wie London, eine „Season“ hat, nicht nur ein Knotenpunkt für eilig Durchreisende, eine Gelegenheit zu Museumsbe-



suchen und Festspielen ist, sondern ein reich belebtes Herz aller künstlerischen und kulturellen Betätigung, eine glückliche Bindung von Gartenstadt und Markt aller die Existenz steigernden Künste. Etwas Snobismus, viel Tünche, Oberflächlichkeit ist natürlich auch dabei, aber ich muß gestehen, daß in die verstecktesten Winkel von Bayern, in alle Schichten der Bevölkerung die Wirkung dieser Sommerwochen dringt, in denen hier die beste Musik zu hören ist, die interessantesten Theateraufführungen der Zeit ihren Spiegel vorhalten, alte und neue Malerei den Augen und Nerven wohltut und aus aller Herren Länder Männer und Frauen zu geistigem Austausch herkommen, während die äußeren Lebensbedingungen auf eine noch vor wenigen Jahren selbst in Luxusorten ungewohnte Höhe gebracht worden sind. Und geht man aus der Stadt hinaus, so sieht man, wie das ständige Leben der Ansässigen durchsetzt ist von allem Fruchtbaren jener Kunst- und Kulturbewegung, die man spöttisch und skeptisch zuerst, von allerlei Groteskem später abgestoßen, jetzt aber, da sie auf ihr rechtes Maß gebracht ist, die „Moderne“ nicht ohne Stolz nennt. Das ist ja nicht das Ungeheuerliche, daß ein paar neue Linien oder Formen in die Ornamentik eingetreten sind, daß man den Villen andere Dächer aufsetzt und die Fenster der Fassaden anders verteilt. Wichtiger ist schon die Durchsetzung des Lebens mit Farben. Nicht nur, daß neue Halbtöne und mutigere Koloristik für alle Sachen, Kleider, Hüte, Aschenbecher, Plakate und Dorfwirtsstuben üblich ge-

worden sind, trotzdem das allein schon zur Frohheit des Daseins gewaltig hilft. Wenn jedes billige Leinwandkleid eines kleinen Mädchens jetzt in Farben zu haben ist, die das Gesicht der Straße, über die man geht, aufhellen, wenn die Teller, von denen wir essen, uns licht und lieb anmuten, so ist das ein Teil jener großen Höhung des Lebens, die ihr stärkstes Symbol in der Pflege der Blumen hat, die jetzt so allgemein geworden ist. Und alle die neuen kleinen Häuser, die man vom Auto aus sieht zwischen Nürnberg und Augsburg so gut wie zwischen Wiesbaden, Koblenz und Frankfurt, sind nicht ihrer modernen Fassaden oder ihres neuartigen Anstriches wegen erfreulich, sondern weil sie Zeichen einer gehobenen Lebensführung, durchschimmernder Zufriedenheit sind. Reiche Leute in luxuriösen und unlogischen romantischen Ritterschlössern hat es das ganze vorige Jahrhundert schon gegeben, aber daß jetzt unzählige Familien mit recht mäßigem Einkommen ihre eigenen Häuser, ihre selbst umgegrabenen Gärten haben, daß man in Ost und West, in den Vorstädten der Wohlhabenden und in den Arbeitsdörfern die Leute abends auf blumenumrahmten Altanen sitzen sehen kann, das bedeutet tausendmal mehr als die Zierseidener Gardinen und üppiger Kunstblumen, die man bis vor wenigen Jahren als das Zeichen eines „schönen Heims“ nahm. Und die vielen Familienhäuser, die, in den letzten fünf Jahren aus der Erde gewachsen, die Physiognomien deutscher Städte verändert haben, sind heller, anmutiger und zukunfts-

freudiger als ihre ersten, von uns längst eingeholten englischen Vorbilder, jene aneinandergespickten Dreifensterbauten, die ein „home“ und „castle“ vorspiegelten und Behältnisse enger, dumpfer, hochmütiger und einsamer Großstadtkinder waren, nichts als eine üble Form von Mietskasernen. Da sehe man sich die Häuser auf der Maria-Theresienhöhe bei München, im neuen Viertel Frankfurts, in Wiesbaden oben oder gar in Koblenz — gewiß einem bürgerlichen Orte mit historischen Traditionen — an: Hier ist liches Leben, hier hat die moderne Baubewegung das Werk getan, mit den Reibungen des Alltags auszusöhnen, hat, was immer der glücklichste Werdegang ist, den starren Charakter der „Kunst“ mit dem warmen Hauch des Lebens vertauscht. Der Anblick solcher moderner Bauten, von deren Außenseite man die guten Grundrißlösungen absehen kann, wiegt schwerer als jene Hochkultur des Hotelwesens, die man sonst auf Reisen anstaunt.

Hand aufs Herz, was erzählen sich die meisten Touristen, wenn sie Reiseeindrücke tauschen: Von einem vielhundertzimmerigen Gasthof, von Terrassen, auf denen Tausende gespeist werden können, technischen Witzes, die man selten benützt, aber allmählich für Notwendigkeiten hält, von großen Variétés und jenem Nachtleben, das für die Wirklichkeit der die Stadt ständig Bewohnenden weniger als nichts bedeutet. Ein Nachmittag in den Vorstädten, wo die Leute sich jetzt ihre kleinen Häuser gebaut haben, eine Fahrt zwischen jenen mittleren deutschen Städten, die

von der Isar zum Main, vom Rhein zur Mosel einander die Hände zu reichen scheinen und doch alle ihr eigenes Gesicht haben, kann für die Erkenntnis deutscher Eigenart mehr bringen. Keine Statistik und keine Politik ist dann nötig, damit man Erscheinungen verstehe, wie das gleichzeitige Anwachsen persönlichen Stolzes, Unabhängigkeitsgefühles, des Wunsches nach größter Freiheit der Selbstverwaltung und wiederum jener so oft falsch eingeordneten „Verdrossenheit“ (sie ist nichts anderes als das Streben für die errungene wirtschaftliche Höhe auch in der politischen Betätigung der Nation den Ausdruck zu finden). Der Zug nach links ist begleitet von einer nicht aus Überlegung und Gedankenarbeit, sondern aus dem Gesamtgeföhle des Lebens erwachsenden Genugtuung über das, was Tag um Tag trotz Zöllen, Steuern und Lasten, in allen Arbeitsgebieten Deutschlands vor sich gebracht wird, und aus dieser Genugtuung wird, oft genug gegen den politisch-agitatorischen Willen, eine Art nationaler Konservatismus auf der Grundlage sozialreformatrischer Weltanschauung. Man sehe sich nur die neuen Schulen, die vielen Volksbibliotheken an, man lese in den Sammlungen der Provinzstädte unter den neu erworbenen Bildern und Skulpturen die Namen der Spender, man richte einmal ein Augenmerk darauf, was nicht in den Hauptstädten, nein, bis in die stillsten Orte für Musik, für gute Konzerte, für wirklich ernst zu nehmendes Schauspiel von der Bevölkerung freiwillig ausgegeben wird, und die Be-

deutung der Großstadt wird nicht mehr so überschätzt werden, wie das infolge der Begleiterscheinungen des industriellen Lebens geschieht. In der Dezentralisation liegt die Ursache der deutschen Größe.

Frankfurt etwa. Es hat eine Straße, die Kaiserstraße, die berlinisch ist. Ein Ausschnitt Friedrichsstadt. Kinematographen (Kientopp sagt der Norddeutsche graziös), an jeder Ecke ein Café, meist mit Musik, Automatenbüfets, jene Läden, die uns neue technische Worte ohne Sinn zu merken gelehrt haben, jene Reklamebezeichnungen, die einen in den Schlaf verfolgen, sich ins Gedächtnis einbohren, vielleicht gerade, weil sie keinen greifbaren, unmittelbaren, logischen Sinn haben. Die Schuhmarken stehen da in erster Linie. Warum heißt ein Stiefel „Salamander“ oder „Mercedes“? Was heißt überhaupt „Chasalla“? Der Mythos des Plakats. Die Seitengassen, die diese geradlinige Kaiserstraße, in der dieselben Herren und Damen spazieren gehen wie in der Friedrichsstraße, schneiden, sind öde, grau — auch das wie in Berlin. Aber das ist nicht das wirkliche Gesicht Frankfurts. Dies sieht man mittags, wenn die vielen Kontoristen und Stenographinnen aus den Handelshäusern, den Bureaus kommen, durch die grünen Anlagen, die um die Stadt in zwei Ringen führen, ein wenig promenieren. Paris hat seine Midinettes, die Mädchen aus den Luxuskonfektionsgeschäften, für die Berliner Leipziger Straße sind die Warenhausverkäuferinnen charakteristisch, für Frankfurt die jungen

Leute aus den Bureaus. Ich mag ihnen nicht wehe tun. Mutig gehen sie in ihre Schreibstuben, tragen auf schmalen Schultern den Welthandel, ermüden ihre Augen an langen Ziffernreihen; aber wenn in der Rue de la Paix es zwölfte geschlagen hat, und die Kleinen mit den zerstochnen Fingern auf die Gasse kommen, — einen Glanz des Luxus, dem sie dienen, haben sie mitgenommen: ein farbiges Band, eine blitzende Nadel, eine Blume. Hier aber klebt an den Fingern Tinte und Farbe vom Bande der Schreibmaschine. Erst draußen in der Wohngegend fängt es an freundlicher zu werden oder in dem kleinen Café, das aus der alten Hauptwache entstanden ist. Dort sitzt man, Börsenbesucher, Kaufmann, Schreibmädels und Bürgersfrau — Torte mit Schlagsahne eint alle.

Frankfurts Besonderheit ist der Handel. Die Emsigkeit sieht man den Menschen auf der Straße an. Frankfurts größter Reiz aber sind die Städte der Nähe: Homburg, Wiesbaden, Schwalbach, die Orte am Rhein. Mehr als der Main des Namens bedeutet der Rhein der Nähe. Seine Naturpoesie ist ja heute ein wenig verblaßt. Er ist ein Industriefluß geworden, und wer ihn mit dem Dampfer befährt, denkt, durch die Ufer gemahnt, weniger an die Loreley als an Fabriksleben. Sogar die Ruinen sind ins moderne Verdieners-Leben eingeordnet, so daß ihre Romantik ein wenig unecht erscheint. Reizvoller als die Stunden auf dem Flusse selbst sind die Abende in den langen winkeligen Gassen der kleinen alten Uferorte. In krummen Linien

stehen die einstöckigen Häuser da, altmodische Gardinen lassen den Schein einer Lampe gedämpft auf holperige Pflaster fallen, und auf die schmalen Bürgersteige gleiten die langen Schatten der Menschen, die drin am Tische sitzen. Manchmal steht ein Kind vor der Haustüre, blickt unserem Auto nach; es ist nicht verwundert, es ist ja schon in Tagen herangewachsen, in denen der fliegende pferdelose Wagen zu den alltäglichen Bildern für die Augen der Heranwachsenden gehört, aber den Blicken des Mädchens sieht man doch an, wie fremd wir ihr sind; dem Kinde sind wir selbst Kinder einer anderen Welt, wir, die weniger fest in der Heimerde wurzeln, die bergauf, bergab fahren, aus einer Fremde in die andere. Wir ziehen in die dunkle Nacht hinein, die stillen Rheindörfer lösen einander ab, Fabriksbauten liegen zwischen Rebhügeln, neue Landhäuser neben winzigen Weinschenken aus anderer Zeit. Einmal öffnet sich ein Fenster, eine junge Frau in einem verwaschenen Kleid neigt sich ein wenig über die Straße, ihr bloßer Arm hängt lässig über die Fensterbank, eine lose Haarsträhne flattert im Abendwind. Sie sieht uns und sieht uns doch nicht, so verloren ist ihr Blick. Rasch ist unser Wagen vorbei. Aber es mag sein, daß man an diese wenig bedeutsame Begegnung nach Woche und Monat denkt. Sonderlich kehrt so eine Silhouette als Schatten der Erinnerung ins Gedächtnis zurück — nichts weiß man ja von der Frau, nichts von ihrem Haus, Schicksal, ihren Wünschen, ihrer Sehnsucht, dem Sinne jenes

Augenblicks, den sie, als wir vorbeirast, verträumte, und es ist nicht zu erklären, nicht zu sagen, weshalb dieser Eindruck einer Dämmerstunde in uns haften blieb. Menschen gehen aneinander vorüber, und oft entschwindet das Persönlichste uns für lange Zeiten, während ein flüchtiges Gesicht immer wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit auftaucht.

Homburg vor der Höhe. Gelegentliche Telegramme, Hofberichte, Kaiserliche Botschaften nennen den einst so berühmten Ort. Jetzt ist er nur noch vornehm, gerade das, was man distinguierte Langleweile nennen kann. Schöne, ein wenig vom Alter verstaubte Hotels, große, ein wenig öde Gärten. Ein Kurhaus, in dem einst das Leben gerauscht hat, als noch Hazard gespielt wurde. Noch zeigen Tafeln den Weg zu den ehemaligen Spielsälen. Doch sind sie jetzt verlassen. Nur selten rollen noch winzige Silbermünzen um die kleinen Tische, wo das harmlose Pferchenspiel die Illusion des „Jeu“ geben soll. Oben auf der alten Saalburg sitzen die Leute und trinken Kaffee, in den Salons der Hotels töten elegante Fremde die langen Tage mit Geduldspielen, langsam schleicht die Stunde — Homburgs Zeit ist vorbei.

Anders, frischer, bewegter ist die Luft in Wiesbaden. Unzählige Menschen. Ein neues Kurhaus, das den Reichtum der Lebensführung deutscher Bürger zeigt, die nun nicht mehr in fremdländische Badeorte gehen müssen, um recht viel Geld loszuwerden, Konzerte, Theater, Variété, Marmor und Silber.



Weit strecken sich vor der Terrasse die Anlagen und überall sieht man Menschen. Die Deutschen fangen sogar an, sich geschmackvoll zu kleiden. Die Läden zeigen alle Toilettenpracht der gallischen Mode, und an den Cafétischen sucht man jetzt vergeblich die Handarbeiten früherer Jahre — Weltstimmung, Weltgespräche. Vielleicht noch die Welt, in der man sich langweilt, aber sicher schon die Welt, in der man den ernstesten Willen hat, sich zu amüsieren.

Koblenz. Die französischeste Stadt der Rheinprovinz. Römische Baudenkmäler, französische Kulturerinnerungen und -einflüsse. Und starke Zeichen der früher geschilderten neuen materiellen Kultur des Deutschen. Viele Gärten, ein neues Theater, eine große prächtige Festspielhalle. Stille und Wohlstand, vielleicht sogar großer Reichtum. Ernst sieht die Feste Ehrenbreitstein herüber; weniger hell und freundlich als in Koblenz selbst ist's auf dem anderen Ufer, aber respektgebietende militärische Kraft spricht aus den Bauten und den Menschen, die man im Festungsgebiet sieht. Unter allen den Städten, die wir auf dieser Reise durch Deutschland berührten und die Blüte, starke Zukunftsmöglichkeiten, besondere Kraft für Erwerb oder Genuß aufzuweisen schienen, hat Koblenz das zufriedenste, lächelndste Gesicht.

Noch von mancher anderen Begegnung mit schönen Häusern, fleißigen Menschen, bunten Blumengärten, Kunstwerken von heute und gestern wäre zu erzählen, doch schon liegt Schnee über den Feldern,

der Herbst hat sich längst zum Winter geneigt, die  
Sonne scheidet früh, der Tag sinkt und im Dämmer-  
licht denkt man der Heimat.

1910

300

## IN EINER KLEINEN STADT

Ich bin eine Zeitlang in einer kleinen Stadt gewesen. Aber es ist eigentlich keine kleine Stadt, denn sie ist in den letzten Jahrzehnten so gewachsen, daß neben altertümlichen kleinen Häusern moderne Geschäftsbauten aus Eisen und Glas stehen, daß es ein großes Theater gibt und viele Cafés. Nur das eine ist noch geblieben: Stadt und Land reichen sich freundlich die Hände. Die Menschen wissen viel voneinander und haben ähnliche, wenn nicht gleiche Sorgen; und kaum daß man fünf Minuten von der Hauptstraße weg ist, fängt der Wald an, die Weinberge, aber auch die Arbeiterhäuser mit ihren armen kleinen Gärten. Und geht man ein wenig weiter hinaus durch eines der alten Tore, wie sie noch dastehen, aber nicht mehr viel Bedeutung haben, dann kann es einem auf Spaziergängen geschehen, daß man stundenlang keinen Menschen trifft. Und bald ist man auch, während noch die Häuser der Stadt selbst zu einem herüberwinken, ganz umfangen von der Natur, von bearbeiteten Äckern, Viehweiden und ganz anderen Menschen. Man sieht, wie die Welt auf und ab geht, und wieder einmal fragt man sich: Was ist denn wirklich Schönheit, was Wirklichkeit, was Illusion? Man geht durch kleine, krumme Gassen, und hinter den Fenstern brennen Lampen und drinnen sieht's nach Frieden aus, ob's nun wirklich so ist oder nicht. Wie sonderbar haften solche Blicke in der

Erinnerung, die man oft von der Eisenbahn oder im raschen Gehen in ein friedliches Zimmer wirft! Man sieht den Studenten, der auf die Gasse schaut und viel Hoffnungen hat, den Mann in Hemdsärmeln, der es längst aufgegeben hat, vom Morgen anderes zu verlangen als vom Gestern. Man sieht die mondäne Frau, die sich ankleidet, und zu allem lächelt man. Oder es ist Sonntag, und da alle aus der Stadt heraus wollen, geht man selbst auch mit. Vor einem ein paar Nähmädchen oder Tippfräuleins, die noch rasch einen Blick zurückwerfen; — ist nicht ihre ganze Existenz so, daß sie einmal ein gutes wohliges Gefühl haben dürften, einmal das Schicksal spüren, das sie nach oben zieht oder nach unten reißt (schließlich ist ja das gleich), einmal von etwas erfahren, was sie wirklich angeht, ihr Wesen ernstlich trifft, ihre kleine Existenz in eine neue Beziehung zu all den andern setzt, damit sie dann wieder Ewigkeiten im stumpfen Dämmer von Erlebnissen dahinvegetieren, die man eigentlich gar nicht recht Erlebnisse nennen sollte? Denn das kleine Mädchen teilt sie mit tausend anderen, ihr gehören sie ja kaum zum millionsten Teil, und eigentlich sollte nur das ein „Erlebnis“ geheißen werden, was einem allein gehört, einem und noch einem andern dazu, wenn der's auch oft gar nicht zu wissen braucht. Schöner ist's ja trotz allem schon, wenn er's gemerkt hat, und zwei andere Augen auch leuchten; aber wie wenigen geschieht das! In einer kleinen Stadt wie die, in der ich jetzt gelebt habe, denkt man viel an solche Sachen, man

kennt ja auch die Leute, die man nicht kennt, und wenn man so sieht, wie sich Alltag an Alltag schließt, erinnert man sich oft mit dem traurigsten Gefühl an Gelegenheiten, die einem gerade diese Seite unseres Daseins, die Eintönigkeit, das Schicksallose der meisten Menschen offenbaren. So denke ich an einen Abend beim „Schottenhammel“, auf der Münchner Festwiese während des Oktoberfestes, und ich sehe die Männer und die Frauen und die jungen Mädels, die sich auf diesen Sonntag so lange gefreut haben, selbst mit halbgeöffneten Lippen Versprechungen gewährt und mit feuchten Blicken Wünsche verstanden. Und nun begann der Sonntag mit der Fahrt hinaus auf den Anger in der vollgedrängten Elektrischen oder gar im Taxi-Auto, und dann war das Bild ein anderes; da waren die Buden, die Wurstspieße und Pfefferkuchen, die Schießstätten und die Stufenbahn, der Riese und der elektrische Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts. Im Hintergrunde aber warteten die Stunden beim Bier, dumme Gespräche, scheue oder ungelenke, derbe Berührungen, deren zärtliche Absicht ihr Bestes ist: nämlich der Wunsch, einem anderen Menschen nahe zu sein, irgendwo zu verwachsen mit ihm und so mit allen. Der Abend aber verschwebt in die Nacht, und sie wissen: sie werden sich umarmen und küssen, im Schatten von friedlichen Bäumen werden sie ihre heißen Lippen aufeinanderpressen und mit mehr oder weniger Entschuldigungen gegen sich oder gar nur gegen andere werden sie ihre Spannung irgendwie lösen und eine

geringe Sekunde glücklich sein, um dann wieder ihre Wünsche selbst zu verengen, ihre Ansprüche zu verringern, ihre Sehnsucht zu beschränken, die Flügel ihrer Träume zu stutzen, unterzutauchen in die Begebnislosigkeit täglich gleichartiger Arbeit, Entlohnung ohne wahren Lebenslohn und — wieder zu warten auf den armen Sonntag, der sie wieder entlassen wird mit einer gewissen Katzenjämmerlichkeit. Keiner dieser Sonntage bringt ja eine reine Lösung; und ist die erste Freude, daß man seinen Willen erreicht hat, den Willen des einzelnen oder den der Natur, umrahmt vom Vergessen, dann wiegen die Hemmungen wieder schwerer als je. Dunkel, aber hart entsinnt man sich alles dessen, was doch nicht war, wie es hätte sein sollen; denn bis zur Todesstunde bleiben wir ja töricht genug, das, was wir bekommen, am Lichtbilde, das die eigenen Wünsche geschaffen haben, zu messen. Leise wacht die Angst wieder auf, man denkt ja wieder, statt nur zu leben und zu atmen, und das ist überall gleich in der großen Stadt und in der kleinen, beim, wie wir sagen, kultivierten Menschen und beim einfachen.

Das sind so Gedanken, die einem kommen vom Hundertsten und Tausendsten, während der Motor stößt und lärmt, der Chauffeur vorn das Gefühl eines Siegers über die Natur hat, und die Wiesen, die Bäume und die Hirtenbuben, die Ochsenführer und die Wäscherinnen am fließenden Bach ein wenig lächeln, indes wir Fremde vorbeiziehen. Trotz allem, durch dieses Autofahren sind wir ihnen jetzt

näher bekannt und verwandt geworden als in den Jahren, da wir nur einmal in vielen Monaten Feriengäste der Natur waren, während wir jetzt unerwartet und unangekündigt im Frühling und im Herbst, während der Wintersaat, und wenn man die Felder versengt, plötzlich da sind und gleich viele Sorgen uns einen wie trennen. Nach den ziehenden Wolken blicken wir Autoreisende, wie es der Landmann abends tut, und wie ihm sind sie uns Schicksal. Ihm sagt der Flug der Vögel das Geheimnis seiner Himmel erfragen wollen, die Arbeit, uns den Weg. Ihm sagt der Flug der Vögel das Geheimnis seiner heimatlichen Erde, das er dem Wasser und dem Berg, dem Grashalm und der Ameise immer wieder abzufragen nicht müde wird. Uns weist die Linie der flatternden Tiere das Bild in die Ferne ziehender Wünsche, bringt uns das Erinnern an anderes, Entfernteres, knüpft durch Gedanken, Sehnsucht und Trennungsschmerz Nahes und Fernes, Altes und Neues.

Habt ihr nicht auch schon oft, während der Wagen so rollt und die Bäume ihre Äste vergeblich uns entgegenstrecken, dem Feldhüter, dem Viehwärter oder einem alten an der Wegbiegung sitzenden Manne einen prüfenden Blick und einen forschenden Gedanken geschenkt, habt ihr euch nicht auch schon oft gewundert, was sie wohl denken mögen, all diese Leute, wenn sie so ins Weite sehen vor sich hin, kaum uns nachblickend, immer in die Weite sehen, vom frühen Morgen, bis die Nacht ihre schwarze Schleppe über das Land breitet?



Der Junge bei den Kühen bläst manchmal in sein Horn, wenn die Tiere zu weit fortgegangen sind, der Steinklopfer zieht den Rauch aus seiner Pfeife und klopft mit dürrer, braunen Fingern auf das bemalte Porzellan, aber die längste Zeit sehen sie doch irgendwo hin, ohne daß ihre Gedanken dem Augenblick, einer Frage des Berufs oder der Nützlichkeit gehören würden. Malt sich da in ihnen die Welt, die sie nicht kennen, hingepinselt durch geheime Gewalten? Ersetzt eine phantastische Kraft, was ihnen die Wirklichkeit nicht gibt: den Wechsel der Erscheinungen? Oder dringen ihre Blicke tiefer, immer tiefer ein in das tägliche ewig-gleiche Bild vor ihnen, heben ihre Gedanken die Rasendecke auf von der Erde und dem Berghang und der Felsenplatte, daß sie hineinsehen dürfen und Verborgenes ahnen, das uns verschlossen bleibt, weil wir zu vielerlei sehen, leichthin über die Erde dahingleiten?

\*\*\*\*\*

. . . Aber nun glaubt ihr, daß wir in der kleinen Stadt nichts haben als ein paar verfallene Häuser, eine verstaubte Bildersammlung, Studenten, Professoren, und was man sonst so noch zum Leben braucht. Ihr glaubt, daß wir hier in der kleinen Stadt von Abenteuern gar nichts haben. Ihr denkt an eure Abendstunden in der Leipziger Straße, an den Mittagsbummel in der Tauentzienstraße, ihr seid ja wohl nicht so geschmacklos, bei jeder Erwähnung der Residenz an die ja auch in gewissem Sinne schicksalsschwangere Friedrichstraße

zu denken, und ihr lächelt in eurem Hochmut natürlich und denkt: so was Hübsches von leicht verliebter Straßenstimmung gäbe es in der kleinen Universitätsstadt nicht. Nun ja, die „Fülle der Gesichte“ haben wir wohl kaum, und so begehrt, so rasch entschlossen, so unbekümmert und draufgängerisch sind hier die Herzen nicht. Hier wird nicht im Rhythmus, der zwischen Zoologischem und Alexanderplatz üblich ist, geliebt, aber wir haben auch unsere Kaiserstraße, und auch hier schmiegen sich Frauenröcke an flink bewegte Beine, auch hier zischt die Seide, auch hier fragen Blicke und bekommen Antwort. Nur — man weiß von vornherein mehr voneinander. Das mag schaden, mag nutzen, erfreulich heute, ärgerlich morgen sein; die Illusion des Abenteuers ist sicher geringer, aber dafür wird manche Enttäuschung gespart, von der Sorte gibt's ja sowieso immer genug in dem, was kommt. Ja, „es“ kommt hier so gut wie anderswo, und wir wollen darüber nicht jubeln und nicht klagen. Beides wäre falsch, beides richtig. Wozu also? Studenten haben weiß blinkende Stürmer, Soldaten einen strammen Gang und jene harten Augen, die so manche Frau schon geliebt und so manche schon gehaßt hat. Und diese manche war oft die gleiche in verschiedenen Zeiten. Ladenmädchen haben hübsche freche Nasen und blutarmen Teint, Mannequins gut in die Hüften gehende Taillenröcke, die Bureaumädel Farbenfinger, oft aber dafür jenen intellektuellen Ausdruck, der sagt: „Ich bin zu Höherem geboren“ und auch Schätzung

findet, und man kreuzt einander und man grüßt einander — gelegentlich, nicht immer ja . . .

Es ist acht Uhr, und die Lichter blitzen noch einmal so hell, bevor sie ausgedreht werden. Die Cafés werden leer, und die Auslagen der Kaufläden finster; das eine so gut wie das andere ist ein Zeichen für den, den es angeht, daß nämlich das Warten bald ein Ende hat. O nein, ich erzähle euch nicht, wer wo war, wer wann wo steht — hier kennen sich ja so viele Leute so gut, ach so gut. Und haben darum dreimal soviel Geheimnisse vor einander als in der großen Stadt, selbst wo's einmal gar nicht nötig wäre. Nur ich, ich habe hier nicht allzu viel zu fürchten, allerdings ja darum auch nicht viel zu hoffen (so ist's wohl immer). Ich wollte ja von der Stadt hier nicht viel anderes als ein bißchen Herbstwärme und Wintersonne, leicht fließende Tage und traumlose Nächte. Die vor allem, und das ist gar nicht so wenig. Ich weiß auch, daß ich bald wieder weggehe, und es ist dann alles doppelt so schön, die alten roten Häuser mit ihren goldenen Zieraten und das braune Höllental und der Schnee auf dem Feldberg. Und so bummle ich denn über die Kaiserstraße; da kommen sie denn alle, die einen kenne ich ganz wirklich, und die grüßt man mit dem Kopf, und die andern kennt man nur so, und da grüßt man sich ja auch, aber nur mit den Augen. Was die anderen miteinander haben oder haben wollen, geht mich alles nicht sehr viel an, aber es ist doch hübsch, dem lieben Gott zuzusehen, wie er die Frauen und die Männer so

ein wenig durcheinanderhetzt, Sonnenschein, Frost und Ungewitter drüben im Wald und unten in ihren Gemütern werden läßt. Da gehe ich nun und sehe zu, wie sich vom Mensch zum Menschen Ketten ziehen, und die Glieder dieser Kette sehen heute Rosen gleich und morgen, wenn schon nicht Eisenfesseln, so doch eher Dornen. Und da gibt es in der kleinen Stadt für den Spaziergänger etwas sehr Hübsches. In der Großstadt sehen wir an denen, die auf der Lebensstraße neben uns herlaufen, nur die ganz großen Veränderungen. Wir entdecken ein Gesicht in der Limousine eines Autos und entsinnen uns, es vor dem Stöpselapparat eines Telefons gesehen zu haben, vor nicht zu langer Zeit. Wir haben einmal zugeschaut, wie eine anmutig, aber sehr billig gekleidete junge Dame sehnsüchtige Blicke einer wirklich sehr schönen Rosa-Pleureuse in einem Schaufenster zuwarf, und ein paar Tage darauf im Restaurant kitzelte unsere Ohren ein ellenlanger weißer Reiher, — und die Dame, die dazu gehört, erkennen wir wieder: die Pleureusenbewundererin. Und wir wissen schon, was das bedeutet. Aber in der Großstadt erfahren wir ja nur die entscheidenden, die ganz heftigen Kurven. Mehr die soziale Erscheinung, weniger den persönlichen Fall. Was geschah, sehen wir; wie's geschah, können wir nur ahnen. Hier in der kleineren Stadt ist die Atmosphäre klarer und heller, man ist näher und man darf sich der Details freuen. Da entdeckte ich nun, daß die Kleine aus dem Handschuhladen neue Halbschuhe hat, es ist ja erst Samstag, aber sie

hat es nicht erwarten können, sie anzuziehen. Es ist doch hübsch, wenn das Gelenk so leicht bei jedem Schritt spielt, wenn auch . . . aber noch trägt sie ihre schlichten baumwollenen Strümpfe, erst morgen wird sie die feinen anhaben, Fil d'Ecosse, transparent mit Seidenglanz, und, ja — mit bunten Zwickeln. Es ist schon gut, daß die Röcke kurz sein dürfen. Wie nett sind doch diese kleinen koketten Freuden eines jungen Kindes! Und wahrhaftig, so eine Dummheit, von der ernsthafte Leute gar nie sprechen, kann eine ganze Menge Feuer anzünden, während das Fräulein aus dem Handschuhgeschäft, das wohl gar nicht ahnt, daß sie außer den neuen Halbschuhen auch noch so und soviel Geschicke trägt, durch die Kaiserstraße zur Haltestelle der Elektrischen geht, wo Er wartet, eine violette Aster in der Hand. Wir müssen die beiden allein fahren lassen, ich gehe noch einmal hinauf durch die Stadt, die schon stiller geworden ist. Und wieder sieht man hinauf in die Luft, und es ist doch sehr wichtig, wohin die graue Wolke ziehen will, nach Ost oder nach West, wie's morgen wird, Nebel oder Schnee. Und dann sieht man die Sterne, wie man sie schon so oft gesehen hat, östlicher und westlicher, über unserer alten Erde oder jenseits des Ozeans, immer scheinen sie ein wenig spöttisch zu lächeln, als wüßten sie mehr von uns, als wir selbst wissen.



## **FEIERTAG IM WALDE**

Der Bahnhof ist ganz klein. Ein winziges Haus, nicht umfangreicher, als sonst die Hütten der Bahnwärter sind, an denen man im Zuge sitzend vorbeifährt. Ein bärtiger Mann winkt, eine stille Frau schwingt die Signalfahne, und der Zug ist fort. In der Ferne, zu der die blanken Gleise das Ziel weisen. Hart an dem Gitter setzen aber auch die Straßen und Wege schon an, führen sogleich in den dichten Wald; schon atmet man ja seine Luft. Und bald hüllt sie uns ein. Noch hascht der Blick zur linken Hand den Schein eines weißen Hauses, vieler Balkons mit bunten Schirmen, aber das Auge mag nicht verweilen. In die Waldnatur treibt es, und so will man auch das große Hotel oben auf dem Hügel jetzt nicht sehen, so wenig wie die an den Bergrücken gelehnten Schweizer Villen, zwischen denen ein sonderbares Glashaus mit funkeln dem Kupferdach sich für den Augenblick vergeblich Mühe gibt, den Spaziergänger zu fesseln. Sieht man sich also um, so ist es nicht, damit man vielerlei in einem weiten Blick fasse, weit eher, um abzugrenzen, das Gesichtsfeld zu verengen — und erblüht nicht aus aller scheinbaren Einschränkung des Horizonts die rechte Freude, das klare Gefühl des wenigen, auf das es ankommt, das kleiner scheint und doch das größere ist?

So schaut man vor sich hin, die Sinne nur auf die Natur gerichtet: da liegt der Schneeberg, die Rax



— unsre Berge, deren grüne Hänge, Nadelwälder in niemals allzu scharfem Lichte oft schon seit den Kindertagen den Rahmen unsrer schönen Gänge machten, an Tal und Schlucht, hell rinnendem Wasser und warmbraunem Ackerland, an Bauernhof und Sommerhaus vorbei und dann auf kleinem Weg tief hinein in den Wald. Und wie lang erwartete, stets willkommene, vertraute Freunde nimmt er uns auf; ohne Zögern und Tasten, ohne Suchen und Warten öffnet er uns die Arme, gleich sind wir umspinnen von seinem warmen Atem, der Fruchtbarkeit dieser dunklen, säftereichen Erde, der wir uns nahe fühlen, der wir verbunden sind; hier ja, in den Wäldern und Bergen um Wien, hat das große, dumme Kinderauge die Wohltat der Natur zuerst empfangen. Und hat ruheloser Sinn die frühen Eindrücke auch in vielen Wanderjahren verwischen zu dürfen, zu können geglaubt: tiefer, als man vermeint und manchmal gewollt, wirkt solche erste Erinnerung. Anders umfängt einen dieser Wald als alle die fremden Bäume andrer Länder, an denen der Lebensweg vorbeigeführt; stiller, einfacher und einsamer ist's hier und dennoch wärmer. Eine neue Schönheit lernt allmählich der Mensch erkennen: die urewige Verwandtschaft unsres Blutes mit dem Saft der heimatlichen Erde. Das Licht der jungen Nadeln, die tiefe Farbe des dunkleren Forstes, Schatten, die sich zart über sonniges Moos legen, eine plötzlich entdeckte Fernsicht zwischen den Stämmen durch auf die hohe Gebirgskette oder ins Tal hinab und zu andern Höhen hinüber, deren

Antlitz uns längst gekannte, immer wieder gern gesehene Linien, Flächen, Farben und Formen zeigt, der Duft der Natur — das ist die ruhige Schönheit, einer uns vertrauten, geliebten Frau vergleichbar, zu der man immer zurückkehrt, hat man sie einst besessen, wenn uns das bunte Dasein für kurze Zeiten da und dorthin gelockt hat . . .

Gewiß, es ist nicht die heroische Größe der Eis- und Steinriesen, die uns hier umgibt, nicht jene kalte Schönheit, vor der wir bewundernd starr und frierend oben bei den Gletschern der Jungfrau stehen. Es ist nicht die aufpeitschende herbe Macht der See, die uns das Gefühl von stetem Wallen, Vergehen ins Unendliche und neugeformten Wiederkehren ans umbrauste Uferland eingibt und zu demütigen Gedanken zwingt. Auch nicht jenes sonderbare, fast schmerzlich brennende und doch reiche Gefühl, das einer in der Wüste hat, während ihn das geduldige Tier über den leise knirschenden Sand zur Oase trägt, den armen Lehmhütten und der trockenen Palmenpracht, die in düstere Trauer versinkt, sowie die letzten Sonnenstrahlen sich stolz abgewendet haben. Ja, mag sein, daß man viel gewandert sein muß, vom Blauen zum Roten Meer, durch die überlebendige, von tierischem Geräusch, wuchernder Vegetation stets erfüllte, nie schweigende Tropenwelt oder durch Städte, Städte ohne Zahl und Ende, in denen aber tausend Leben sich in den mannigfachsten Formen bilden, welken, neu erstehen; an regenschweren Tagen muß man durch graue Gassen, nebelverhängte Höfe einhergezogen

sein, um heimzufinden zu unsern sanftgeneigten Wiesen, Feldern. Zu unserm Wald, dessen Stimme man nun erst recht hört. Dann lehnt der Städter, ein verlorener Sohn der Natur, dem auch nicht allzu weite Gänge bald ein halb wehes, halb wohles Gefühl der Müdigkeit bringen, um zu verweilen, an einem Stamm oder sitzt ruhig und versonnen auf einem zerrissenen Baumstrunk, über dem jahrelang Schnee und Regen und Gewitter einhergingen, auf dem zarte, sanfte Flechten ihre edlen Faserlinien spinnen, und sieht den kleinen Tieren zu, die emsig ihre Werke tun, uns fremd und nah zugleich. Hier muß keiner seine Augen in stets gespannter Aufmerksamkeit aufreißen, um die Schönheit der Welt zu genießen, sie strömt einem von selbst zu; unnötig ist's, die Gedanken emsig spielen zu lassen, stets neue Eindrücke zu erhaschen, die Natur ist uns hier ja nicht Sehenswürdigkeit wie fast stets in fernen Welten. Wir sind eins mit ihr, sie mit uns. Und darum können wir hier still bleiben, und ein heißes Gefühl quillt auf, daß man's endlich begreift, warum die wilden Tiere, ihrer Instinkte sicher, ihrer Triebe gewiß, in die heimatliche Erde voll Lust den Kopf ingraben, während sie in fremden Ländern ihn hochhalten, als seien sie mißtrauisch gegen den Boden, der sie trägt. Bis sie eben heimisch werden oder an gebrochenem Herzen sterben wie einfältige Menschen . . . Vielleicht möchte auch mancher von uns in solch seltener Stunde sein Gesicht einwühlen in das braune Erdreich und wagt es nur nicht — wir ängstigen

uns ja alle, stark zu fühlen oder gar uns zu ver-  
raten. So bleiben wir stumm, und vom schweigenden  
Wald für kurze, gute Augenblicke auch innerlich ein  
wenig zur Ruhe gewiegt, sitzen wir und horchen  
hinaus, horchen hinein. Die Fliege, die wir im  
Zimmer nervös, zornig verscheuchen, hier mag sie  
eng an uns herankommen, und wir sehen ihr zu,  
wie sie zitternd und doch von der Neugier alles  
Animalischen getrieben über den fremden Körper,  
die Kleider hin und her läuft, uns zu entdecken,  
vielleicht zu verstehen sucht. Sie mag summen,  
ohne daß wir sie verjagen, so wie hier im Walde  
eben alles auf seine Art atmen und leben darf,  
ohne zu stören. Aus all den wechselnden Tönen der  
vielen Kreaturen erstet ja erst Waldesmelodie. Und  
es scheint, als bliebe die rein und voll, solange der  
Mensch sich bescheidet, auch nur eine Stimme zu  
sein, und all die andern nicht überschreien, nicht  
unterjochen will.

Auf vieles besinnt man sich, so allein im schönen  
Walde. Tage tauchen aus der Verschwiegenheit her-  
vor, die nie hätten kommen sollen, und Stunden  
leuchten in der Erinnerung wieder auf, die man  
noch einmal leben möchte. Noch einmal sich un-  
sätlich in die Weite sehnen und nicht glauben  
können, daß die Erfüllung kommt, bis sie dann da ist,  
und der Mensch vor seinen eigenen Wünschen,  
die Leben geworden sind, steht, bestürzt und froh  
zugleich. Denn wer sich nie fortgeseht und wer  
nie den Reichtum der verschiedensten Welten in  
sich aufgesaugt hat, wer nicht weiß, wie weit die

Erde, wie groß die Vielfalt ihrer Bewohner ist — jeder ein Geheimnis für sich —, der spürt auch die große Freude des still in der Waldeinsamkeit Verweilens nicht leicht. Allerlei Gesichter und Gesichter bevölkern ihm den Wald. Da sind die Züge der Menschen, die wir geliebt und schließlich doch verbraucht haben und auf dem Wege liegen lassen mußten, so gut wie die jener andern, die ein Stück von uns an sich gerissen haben und uns verlassen. Die Erinnerungen an dieses ewige Wechselspiel unsrer menschlichen Beziehungen werden stark, hier im Walde lernt auch der träumen, der sich sonst nur in der wachen, harten Wirklichkeit bewegt. Und diese Träume, während der Tag sich zum Abend senkt, wollen uns nur Gutes. Das Vergangene, wie es sich hier neu belebt zeigt, ist von uns durch lindernde Schleier getrennt, der Wald umhüllt gleichsam die Ecken und Kanten mit seinen warmen, weichen Lichtern. Selbst das Schmerzlichste, an das man denken kann, ordnet sich sanft ein ins große Wunder der aller Existenz gegenüber duldsamen Natur, zu der wir gehören. Milder sehen wir alles und alle. Schließlich hört man sogar auf, mit sich selbst Krieg zu führen; man entsinnt sich eines Satzes, den der altberlinische Bildhauer Lucae aus dem Munde einer alten Tante zu zitieren pflegte: „Man lebt sich selbst, man stirbt sich selbst“. Was denn auch das Wahre sein wird.

Ist man einmal so weit, mit sich selbst im reinen, dann stören einen auch die sonderbarsten Käuze

nicht mehr. Distanz ist alles. Und es muß so sein. Denn der schöne Wald gehört nicht uns allein; wär' es so, hätten wir ihn geknechtet als eines Einsamen Besitztum, mit Stacheldraht abgezäunt von aller andern Kreatur, jene Stimmen, die uns betören, würden alle verstummen. Und wir säßen da wie der Gefangene in seiner Zelle. Daß alles hier lebt, Baum, Moos, Tier und Mensch, nach dem eigenen Gesetz seiner Art alles leben darf und wir darin, das ist ja das Geheimnis; die große Einsamkeit, die stete Verlassenheit des Städters ist hier von ihm gelöst. Und auch der Traurigste, auch der, den sonst jede fremde, unvertraute Menschlichkeit aufstört, ängstigt, hier lächelt er heiter, wenn eine schrille Kinderstimme von einem Baumwipfel kräht, ein junger gelenkiger Körper von einem Ast zum andern sich beugt und schwingt, und wenn der blonde Lausbub Steine von oben ins Tal wirft, ist's schön und gut.

Der Tag geht. Stimmen tönen. Eine laute, bunte Schar kommt über den Weg, der oben schimmert. Jugend, irgendein Verein. Oder Ähnliches. Sie sind schon lange unterwegs, lange beisammen. Paare haben sich gefunden, Kinder tanzen voran, manchmal kommt ein ungezügelter Laut aus einer Kehle. Gott, es gibt nun eben Leute, die so selten in den freien Wald kommen, daß sie sich Luft machen müssen mit Schreien oder heftigen Bewegungen, als wäre das die Art, wie sie ihre Herzen am ehesten von dem Drucke des Alltags befreien könnten. Nun sind die Massenausflügler ganz nahe. Gewiß, lieb-

licher wirkt das Bild in der Perspektive der Entfernung; es macht doch ein wenig traurig, zu sehen, wie müde, wie verbraucht schon der jungen Menschen Körper sind, und wie früh alt, gleich sehr alt, die geworden sind, denen nicht mehr die erste Jugend aus den Augen blitzt. Und wie viele Kinder es gibt, die auch im Wald nicht mehr springen und hüpfen können, sondern gar so gesittet und allzu gesprächig einhergehen, als läge das Leben schon verbraucht, erkannt und als zu leicht befunden hinter ihnen, und als wäre es nun ihre leidige Pflicht, warnend, vorsichtig und ein wenig überlegen, ihm nur noch die Grabrede zu halten. Aber vielleicht werden die alten Kinder noch einmal jung. Und auch die Einsiedlernaturen, die dieser vorüberziehende Ausflüglerschwarm zeigt, denen keine Gemeinsamkeit mit „den andern“ möglich scheint, die seitab gehen oder für sich nachtraben, begreift man, ein wenig wehmütig. Sie haben wohl das rechte Gefühl, daß zusammengewürfelte Menschenmassen hier nicht hertaugen, und können sich doch allein nie genug sein.

Der Schwarm ist fort. Der Lärm fliegt in die Weite. Aber man verliert den Gedanken nicht, wie wenige Menschen eigentlich in die Natur passen, sich in dieser Urheimat noch zurechtfinden. Sollten wir Großstädter wirklich schon jede Beziehung zur Erde eingebüßt haben? Nein, nur die Menge stimmt traurig. Die einsamen Spaziergänger, die jungen Paare, die an uns vorbeikommen, junge und — andre, deren Augen oft zärtlich einen Baum, deren

Hände streichelnd ein grünes Blatt erfassen, sie, denen man die Liebe zu allem Blühenden und Wachsenden ansieht, lehren uns Besseres. Lehren uns auch die traurige Wahrheit, wie viel der Mensch verliert, der die Herde nie verlassen kann, auch nicht, wenn er feiert. Es ist ja wahrhaftig schon traurig genug, daß wir uns selbst auf alle Reisen mitnehmen müssen — denn eigentlich geht man ja doch nur in die Ferne, um sich selbst loszuwerden. Und ein Feiertag im Walde ist uns Armen ja schon eine Reise in die Ferne. Wer da nun immer die Welt, in der er sonst lebt, die Masse, mitnimmt, aus ihr, von ihr nicht loskommen kann — der könnte ebensogut im Kaffeehaus bleiben. Alleinsein — kann gut sein, zu zweit ist's am besten und dreie mögen einander, mag auch die Natur noch ertragen; aber die Herde . . ., es ist doch immer arg. Und doch wiederum: die zwanzig Studenten, die jetzt oben auf der Bergstraße winken und singen, die Schulkinder, die ich heute in aller Früh mit ihren dünnen Stimmen in den Wald hineinsingen hörte, die haben auch ihr Glück. Vielleicht ist sie nicht tief, diese Freude der Massenausflügler, die einmal alle heiligen Zeiten sich aus der Stadt hervorwagen; für den Augenblick ist sie gewiß stark. Wir genießen wohl alle, wie's uns beschert wird. Und während die innigen Freunde der Natur in einer steten Vertrautheit, in ungestörter Zwiesprache mit Pflanze und Tier an Stille und Leben des Waldes ihre ruhige Freude haben, gibt den andern die Existenz als gütigen Ersatz



stärkere, weil seltenere Eindrücke, frischere Blicke, wie denn einer, der nicht oft kommt, jähere und darum auch lauter klingende Freude beim Wiedersehen findet als der häufige Gast. Der Wald hat für alle Platz, sein Herz ist weit.

So wird zum guten Ende auch der Einsame umfassen von dem Gefühl, daß uns alle dieselbe Verwandtschaft mit der Erde bindet: den Touristen, den Greis mit der Botanisierbüchse, die Verliebten und die in sich Versunkenen, harmlose Narren, ernste Toren — das ganze Personenverzeichnis der menschlichen Komödie; wir sind schließlich alle beim selben Direktor engagiert. Pantheistische, kommunistische Gefühle, Sentimentalitäten, Binsenwahrheiten? Mag sein. Es muß sie doch jeder für sich neu entdecken. Und man muß wirklich nicht an Emerson, Thoreau, Walt Whitman und weiß Gott wen denken, nicht übers Gehirn die Bäume zu sehen lernen. Das Buch bleibt hier im Walde am besten in der Rocktasche. Wie wenige beständen auch hier . . . In der Elektrischen ist's besser am Platz. Wer ehemals geglaubt hat, aus Büchern des Lebens letzten Schluß ziehen zu können, hat seinen Katzenjammer am ehesten weg, wenn er ganz dumm und träg zwischen den Zweigen durch ins Blaue zu schauen lernt, sich von der Sonne braten läßt, den Duft der Nadeln spürt, den Gräsern beim Wachsen zusieht und aufhört, ruhelos Gedanken an Gedanken zu reihen. . . .

Die Stunden rinnen. Und wenn's gar gut geht, liegt man da und vergißt, auf die Uhr zu sehen. . . .

Aber nun ist's Abend, fast Nacht. Die letzten Züge holen die Eintagsausflügler in die Stadt zurück. Wer hier bleiben darf, sitzt vor dem Haus, lehnt am Fenster, schickt den Blick ins Weite. Fast überall verstummen mählich die Gespräche. Sowohl die lebhaft nervösen als die flirtenden oder die lässigen jener Menschen, die immer reden müssen und sonst wohl krank würden, so sehr wird ihre Zunge vom Mühlrad der Gewohnheit gehetzt. Aber die Nacht am Waldesrand draußen lehrt schließlich fast alle schweigen. Nur manchmal hält's einer nicht aus, der mit sich selbst gar nicht zurechtkommen kann. Die meisten aber sind froh, ruhig und ohne Ziel ins Weite, in die große Ruhe hinausblicken zu können; die Seelen besinnen sich auf sich selbst. Gute Nacht. Leise kommt der Abendwind von den Bergen. Eine junge Frau zieht mit einer anmutigen Bewegung das leichte, malvenfarbige Tuch um die schönen Schultern. Es fröstelt doch ein wenig. Ihr Körper zittert leise — es ist doch etwas anderes, wenn die Luft aus dem Wald kommt, kräftig und stark durch die Glieder geht, als wenn die bloßen Arme den Zug eines Ballsaales zu spüren bekommen. Ein paar kleine Mädchen spielen noch mit Blicken und Worten. Einer, dem's auch die Natur nicht recht machen kann, peroriert in allgemeinen Sentenzen Schopenhauer . . . „der Mensch ist schlecht, was soll das Leben? . . .“ Eine Zigarre nach der andern verlöscht. Gute Nacht. Nun ist es ganz still. Nur einmal schreit ein Kind. Dann klirrt ein Fenster. Jeder Laut aus der Ferne

weckt Anteil. Einer vermag wohl keinen Schlaf zu finden. . . . Nun aber ist's eine kurze Frist, so ruhig wie auf einsamer See. Nur im Walde tönt der spielende Wind. Der Mond ist schon fort. Ein Vogel schreit auf. Aus dem Ungewissen der blassen Luft kommt ihm zögernde Antwort. Und jetzt ein wenig unpünktlich kräht auch der Hahn. Noch aber ist's ja Nacht. Noch glüht im Dämmer der Abendstern. Aber ein rötlich Aufglühen der Himmelsstreifen weist dem kommenden Gestirn seine Bahn. Der letzte Stern erlischt, verblaßt. Und nun sind es auch schon viele Vogelstimmen, die sich vereinen. Wiederum muß der Hahn sein Amt tun. Die Welt wird wach. Die dicke weiße Henne fängt an zu gackern. Aus dem Walde kommt das Rauschen der Morgenfrühe. Der Kuckuck schlägt an; vielleicht zählt einer, den Todesahnungen quälen, die Schläge. Allein das Tier ist einsilbig. Vielleicht hat es der harte Ton der Holzart verstummen lassen, die man jetzt aus dem Forste her schallen hört. Es grüßt der Mensch den Tag: Zerstörung. . . .

Vor den Bauernhof drüben am Bach tritt eine Magd. Sie hebt die bloßen Arme in die Höhe, will die vom Schlaf noch widerspenstigen Haarsträhne glätten. Und ihr Willkommengruß zur Sonne ist ein breites Gähnen. Noch einmal führt sie die Hände über das Gesicht, als wollte sie die müden Augen so besser öffnen, dann geht sie ins Haus zurück. Ein wenig später öffnet sich in der kleinen, rotbedachten Schule ein Fenster. Über die Straße kommt ein singender Bursche. Kein Zweifel, die Welt ist

wieder wach. Fast scheint es, als wisse das auch die Lokomotive, die jetzt wieder einen Zug bergan schleppt. Ihr Ton klingt freier als nachts, da war es nur wie das Röcheln eines ewig Gehetzten. Wirklich, schon steigen auch Frühaufsteher aus. So kurz ist die dunkle Nacht, so lang der Tag hier auf dem Lande. Der Wald bekommt neuen Feiertagsbesuch. Da sind sie wieder, die Städter, die sich das eine Mal zeitig aus den Kissen losgerungen haben. Man sieht ihnen zu, wie sie jetzt in federn-dem Schritt die noch unermüdeten Glieder strecken, und denkt daran, daß sie, wie ihre Brüder den Tag zuvor, sehr müde und ohne alles Federn in den Gelenken, abends in den Zug kriechen werden mit der vielleicht unbezwinglichsten aller „Sehnsüchte“ im Blick und im Blut: das freundliche Bett suchend.

Tag für Tag dasselbe Spiel. Ringelreih. Andere Gesichter, das gleiche Erleben: stark und froh ausgreifend zieht man in den Morgen hinein, und matt schleppt man abends die Glieder heim. Da sitzen die Leute dann und haben meist keine Worte mehr, kaum daß von einem Manne zu seinem Mädchen einmal noch ein aufglimmender Blick geht. Die Luft macht müde. Kinder schlafen, ihr Mund verzieht sich, manches weint. Eine Mutter will beruhigen, aber auch ihr fallen die Augen zu, es ist doch schwer — so ein ganzer Tag mit den Fratzen! Zwei Freunde sitzen wortkarg beieinander, die Zigarren zwischen die Zähne gepreßt. Wenn man doch etwas zu trinken hätte... reden? ... der

Tag war lang. Hebt einer, der noch überschüssige Kraft hat, ein Gespräch an oder wird einer laut, den die Luft (oder anderes) berauscht hat, er findet keine Gegenliebe. Ein wenig verwundert sieht man ihn an . . . jetzt ist doch der Feiertag aus. Und doch, um wieviel reicher sie alle aus dem Walde zurückkehren, sie mögen es vielleicht selbst nicht wissen, um wie viel. . . . Sie denken vielleicht: „Ja, heut' hab' ich ein bisschen frische Luft gehabt, aber morgen, ach Gott . . .“, oder . . . „Ja, heut' war's gut, ein Tag ohne den Chef . . .“, „Ohne ans Geldverdienen denken zu müssen“ . . . Schon aber schickt das Morgen seine Schatten. . . . Trotzdem, sie alle haben die Stunden im Walde nicht umsonst gelebt. Das alte Wunder der Sage geschieht alltäglich in unscheinbaren Formen aufs neue: An-täus hat die Erde geküßt — und neue Kraft erwuchs ihm.

Von

**W. FRED**

ist in den letzten Jahren u. a. erschienen:

**DER LETZTE WUNSCH**

U. ANDERE NOVELLEN

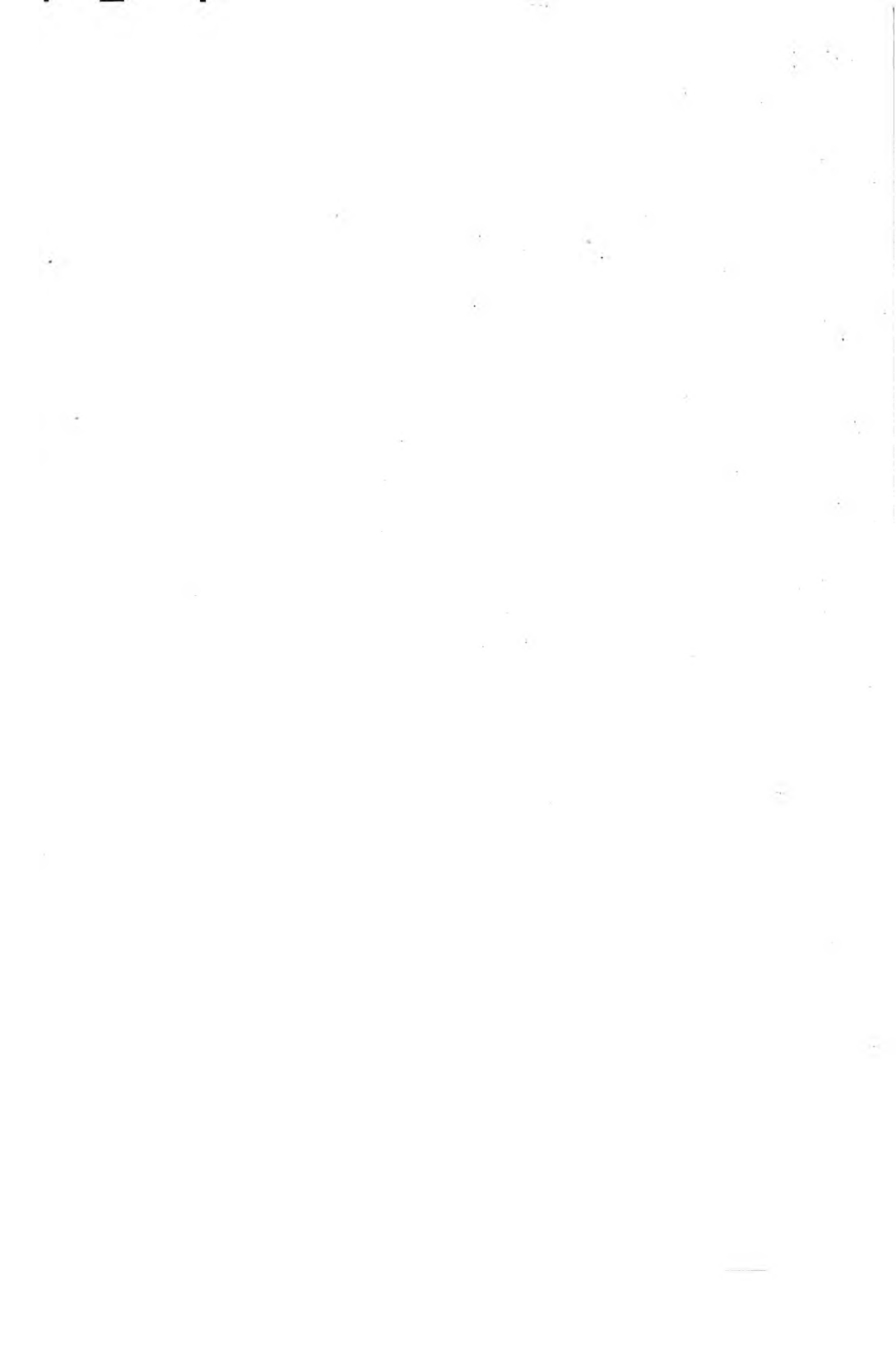
**LEBENSFORMEN**

ANMERKUNGEN

ZUR TECHNIK DES

GESELLSCHAFTLICHEN LEBENS

Bei Georg Müller Verlag · München



Princeton University Library



32101 068183464





